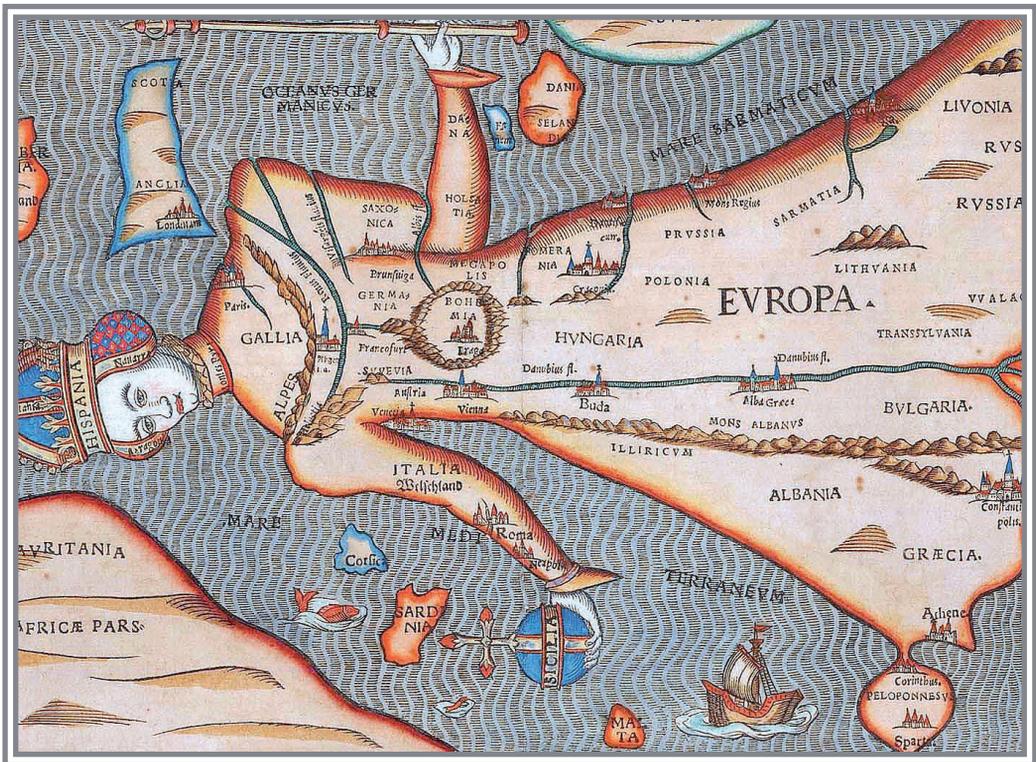


Institut für Europäische Kulturgeschichte

Mitteilungen

Nr. 25 | Juli 2019



Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 25, Juli 2019

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Freimut Löser (Direktor)
PD Dr. Ulrich Niggemann (Direktor/Geschäftsführender Wiss. Sekretär)
Prof. Dr. Lothar Schilling (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)

Redaktion: PD Dr. Ulrich Niggemann (ulrich.niggemann@iek.uni-augsburg.de)
Dr. Eva Rothenberger (eva.rothenberger@iek.uni-augsburg.de)
Jessica Schreyer, M.A. (publikationen@iek.uni-augsburg.de)

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598–5840, Fax: (0821) 598–5850
E-Mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz: Jessica Schreyer, M.A.
E-Mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de
Publikation über OPUS (Online-Publikationsserver) der Universitätsbibliothek Augsburg
Druck: epubli (www.epubli.de)

Umschlaggestaltung: Pressestelle der Universität Augsburg

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437-2703

Mitteilungen

Heft Nr. 25, Juni 2019

Inhalt

EDITORIAL 9

AUFSÄTZE

GREGOR WEBER

Gesundheit, ‚Krankheit‘ und medizinisches Wissen
in den *Oneirokritika* des Artemidor von Daldis 11

ULRICH NIGGEMANN

Neuere Forschungen zur Antikenrezeption. Beobachtungen
und Perspektiven für die Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit 37

EVA MATTHES

Antikenrezeption in der Pädagogik.
Der Streit zwischen Philanthropinisten und Neuhumanisten 59

BENJAMIN DURST

Gebändigter Mars – besiegt Frankreich? Das Titelkupfer von
Jean Dumonts *Nouveau recueil de traitez* (1710) als Verbildlichung
einer falschen Prognose zum Ausgang des Spanischen Erbfolgekriegs 69

BERND OBERDORFER

Gottes Faust? Protestantische Positionen zu
Krieg und Frieden im historischen Wandel 83

REBECCA HEINEMANN

Kindliche Kriegserfahrungen und die Perspektiven von Pädagogen,
Psychologen und Kinderärzten auf Kinder im Ersten Weltkrieg 93

MELDUNGEN AUS DEM IEK

Neue Mitglieder	109
Neue Wissenschaftliche Mitarbeiterin/Koordinatorin	109
Das IEK verabschiedet	109
Nachruf	
In Erinnerung an Prof. Dr. Theo Stammen (1933–2018) Gelehrter – Lehrer – Kollege (HANS-OTTO MÜHLEISEN)	111

AKTUELLE FORSCHUNG/RÜCKBLICK

Tag der Europäischen Kulturgeschichte 2018 – Krieg & Frieden in der Europäischen Kulturgeschichte (STEPHANIE BODE)	115
Programm	120
Impressionen	121

Neuerscheinungen aus dem IEK

Rolf Kießling/Gernot Michael Müller (Hrsg.), Konrad Peutingen. Ein Universalgelehrter zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit: Bestandsaufnahme und Perspektiven (CA 35)	124
Gisela Drossbach/Klaus Wolf (Hrsg.), Reformen vor der Reformation. Sankt Ulrich und Afra und der monastisch-urbane Umkreis im 15. Jahrhundert (SA 18)	125
Christine Faist (Hrsg.)/Marianne Danckwardt (Mitarb.), Leopold Mozart (?) – Sinfonie in D-Dur (LMV VII:D10). Leopold Mozart oder Johann Konrad Gretsch – Sinfonie in D-Dur (LMV VII:D19). Partitur mit Kritischem Bericht (DA Musica 14)	126
Johannes Burkhardt, Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges	127

Wolfgang F. Stammer/Theo Stammen (Hrsg.), Über Krieg und Frieden. Die Friedensschriften des Erasmus von Rotterdam	128
---	-----

Colloquium Augustanum – Vortragsreihe des IEK im Wintersemester 2017/18 „Bilder vom Spanischen Bürgerkrieg: Ereignis, Medien, Erinnerung“

PROF. DR. STEFANIE SCHÜLER-SPRINGORUM (BERLIN), Bilder der Gewalt. Der Spanische Bürgerkrieg in Literatur und Medien	129
PD DR. ANNETTE VOWINCKEL (POTSDAM), Der Bürgerkrieg als Bilderkrieg. Fotografen und Bildagenturen in Spanien 1936–1939	130
PROF. DR. FRANCISCO CAUDET (MADRID), Der Roman im Schatten der Geschichte: Max Aub, Rafael Chirbes, Javier Marías	130
PROF. DR. MICHAEL SCHOLZ-HÄNSEL (LEIPZIG), Picassos <i>Guernica</i> und die Suche nach einer spanischen (Kunst-)Identität	131
WOLFGANG MARTIN HAMDORF (BERLIN), Schuss – Gegenschuss: Film und Propaganda im Spanischen Bürgerkrieg	132

Colloquium Augustanum – Vortragsreihe des IEK im Wintersemester 2018/19 „Medienereignis Revolution“

PD MALTE GRIESSE (BERLIN), Revolte und Kommunikation in der Frühen Neuzeit: Ländliche Aufstände in West und Ost	133
PROF. DR. RAINGARD EBER (GRONINGEN), Monumente, Memorabilia, Reliquien. Der Achtzigjährige Krieg in 10 Objekten	134
PROF. DR. ROLF REICHARDT (GIEßEN/MAINZ), Die Französische Revolution – Medienrevolution und medialisiertes Ereignis?	134
DR. WERNER TELESKO (WIEN), Völkerfrühling in Europa: 1848 zwischen Revolutionsmedien und Medienrevolution	135
PROF. DR. JULIA HERZBERG (MÜNCHEN), Grenzen eines Medienereignisses? Oder warum Bauern die Russische Revolution 1917 in ihren Tagebüchern kaum kommentierten	135

BUCHREZENSIONEN

- Cristina Gregorin/Norbert Heyl, *Ketzerisches Venedig. Zwischen Reformation und Inquisition*
(WOLFGANG E.J. WEBER) 139
- Christian Heinker, *Die Bürde des Amtes – die Würde des Titels. Der kursächsische Geheime Rat im 17. Jahrhundert*
(WOLFGANG E.J. WEBER) 140
- Horst G. Herrmann, *Im Moralapostolat. Die Geburt der westlichen Moral aus dem Geist der Reformation*
(WOLFGANG E.J. WEBER) 141
- Peter Hoeres/Anuschka Tischer (Hrsg.), *Medien der Außenbeziehungen von der Antike bis zur Gegenwart*
(BENJAMIN DURST) 144
- Cilli Kasper-Holtkotte, *Deutschland in Ägypten. Orientalistische Netzwerke, Judenverfolgung und das Leben der Frankfurter Jüdin Mimi Borchardt*
(WOLFGANG E.J. WEBER) 147
- Sandra Maß, *Kinderstube des Kapitalismus? Monetäre Erziehung im 18. und 19. Jahrhundert*
(BENJAMIN DURST) 148
- Michael Maurer, *Konfessionskulturen. Die Europäer als Protestanten und Katholiken*
(WOLFGANG E.J. WEBER) 153
- John Parham/Louise Westling (Hrsg.), *A Global History of Literature and the Environment*
(CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE) 155
- Gil H. Renberg, *Where Dreams May Come. Incubation Sanctuaries in the Greco-Roman World*
(GREGOR WEBER) 159

Alexandra Schäfer-Griebel, Die Medialität der Französischen Religionskriege. Frankreich und das Heilige Römische Reich 1589 (CHRISTIAN WENZEL)	162
Evelien Timpener, Diplomatische Strategien der Reichsstadt Augsburg. Eine Studie zur Bewältigung regionaler Konflikte im 15. Jahrhundert (KAY PETER JANKRIFT)	166
Veruschka Wagner, Imagologie der Fremde. Das Londonbild eines osmanischen Reisenden Mitte des 19. Jahrhunderts (KAY PETER JANKRIFT)	167
Cornel Zwierlein, The Political Thought of the French League and Rome, 1585–1589. <i>De justa gallici ab Henrico tertio defectione</i> and <i>De juste Henrici tertii abdicatione</i> (Jean Boucher, 1589) (CHRISTIAN WENZEL)	169
ANSCHRIFTEN DER AUTOREN	174

Editorial

Im Sommersemester 1993 erschien erstmals ein „Mitteilungsblatt“ des Instituts für Europäische Kulturgeschichte. Es bestand aus fünf DIN A4-Seiten, gedruckt auf grünem Papier und enthielt eine Auflistung von Terminen, von Stipendiaten, von Projektförderungen, Gästen und neuen Publikationen des Instituts. Hinzu kamen noch Kurzmitteilungen und ein knapper Tagungsbericht. 1996 entstand die Idee, dieses Mitteilungsblatt auszuweiten und zu einer Fachzeitschrift auszugestalten. In der Einführung der im ersten Halbjahr 1997 erstmals erschienenen *Mitteilungen* heißt es: „Wir versuchen, einen Schritt in Richtung kulturhistorischer Institution und Fachzeitschrift zu gehen.“ Das erste Heft blieb mit 31 Seiten noch recht schmal, doch in den Folgejahren erfolgte eine ständige Weiterentwicklung, sowohl vom Umfang her als auch im Hinblick auf die optische Gestaltung. Seit 1998 verfügt die Zeitschrift über eine ISSN. Mit Heft 21 (2013) wurde auch das Layout noch einmal grundlegend verändert und modernisiert.

Um diesen Entwicklungsprozess fortzuschreiben und die Zeitschrift noch besser sichtbar zu machen, erscheint es folgerichtig, über neue Publikationsformen nachzudenken. Schnellere Publikationswege, ungehinderter Zugang („open access“) und die Auffindbarkeit von Informationen im Internet sind Anforderungen, die zunehmend an wissenschaftliche Publikationsorgane gestellt werden. Auch die Frage der Druckkosten und der Möglichkeit, die Institutszeitschrift auf dem dichten Zeitschriftenmarkt lebensfähig zu halten, lassen es geraten erscheinen, die *Mitteilungen* künftig nicht mehr als gedruckte Zeitschrift zu publizieren, sondern sie in ein Online-Format zu überführen. Gespräche mit der Universitätsbibliothek Augsburg führten schnell zu dem Ergebnis, dass die hier zur Verfügung gestellte Publikationsplattform „OPUS“ den geeigneten Rahmen bietet, um die *Mitteilungen* in digitaler Form zu veröffentlichen.

Die Nummer 25 stellt nun also eine Ausgabe des Übergangs dar. In geringer Auflage – im Wesentlichen für die Institutsmitglieder – ist sie noch einmal in den Druck gegeben worden, während sie zugleich auf OPUS bereits online verfügbar ist. Diese Online-Version kann je nach Bedarf am Bildschirm gelesen werden, einzelne Beiträge lassen sich zudem am eigenen Rechner ausdrucken. Wer lieber ein gedrucktes Heft in den Händen hält, kann sich dieses über einen kostenpflichtigen E-Pub-Service erstellen lassen. Künftig werden die *Mitteilungen* nur noch in diesem Online-Format erscheinen, und zusätzlich werden alle älteren Jahrgänge retrodigitalisiert, so dass schließlich der Gesamtbestand der *Mitteilungen* über OPUS verfügbar sein wird.

Inhaltlich haben wir nun ein gut gefülltes Heft anzubieten. Die Tage der Europäischen Kulturgeschichte von 2017 und 2018 sind mit Beiträgen vertreten. Gregor Weber eröffnet die Reihe der Beiträge mit einer Studie über medizini-

sches Wissen im berühmten Traumbuch des Artemidor von Daldis. Mit der Rezeption der klassischen Antike beschäftigen sich sodann die Beiträge von Ulrich Niggemann und Eva Matthes, die ebenfalls aus dem Tag der Europäischen Kulturgeschichte von 2017 hervorgegangen sind. Ulrich Niggemann skizziert dabei einige neuere Entwicklungen in der Erforschung von Antikerekursen, während Eva Matthes die Auseinandersetzung zwischen Philanthropinisten und Neuhumanisten in der Pädagogik des 19. Jahrhunderts erschließt. Dem Tag der Europäischen Kulturgeschichte von 2018 entstammen die Beiträge von Benjamin Durst, Bernd Oberdorfer und Rebecca Heinemann. Benjamin Durst interpretiert in seinem Aufsatz das Titelkupfer von Dumonts *Nouveau recueil des traitez*, während Bernd Oberdorfer Kontinuität und Wandel in den protestantischen Positionen zu Krieg und Frieden von der Reformationszeit bis ins 20. Jahrhundert untersucht. Mit kindlichen Kriegserfahrungen v.a. im Ersten Weltkrieg befasst sich schließlich die Studie von Rebecca Heinemann. Darüber hinaus finden Sie im vorliegenden Heft Neuigkeiten aus dem Institut sowie auch wieder eine Reihe von Buchrezensionen. Wir wünschen eine spannende Lektüre!



Ihr

Prof. Dr.
Bernd Oberdorfer



Ihr

PD Dr.
Ulrich Niggemann

Gesundheit, ‚Krankheit‘ und medizinisches Wissen in den *Oneirokritika* des Artemidor von Daldis

GREGOR WEBER¹

1 Einführung

Artemidor widmet das 22. Kapitel des 3. Buchs der *Oneirokritika* ganz der Frage, wie es sich mit Träumen verhält, in denen es generell um eine kranke körperliche Verfassung geht, ohne dass auf Einzelheiten eingegangen wird. Am Beginn heißt es:

Krank sein (νοσεῖν) ist nur für Leute günstig, die im Kerker schmachten oder sich in einer großen Zwangslage befinden, weil die Krankheit das Straffe auflöst. Den anderen aber verkündet es lange Untätigkeit; denn Kranke arbeiten nicht. Ferner Mangel an lebensnotwendigen Dingen; denn Kranke leiden Mangel an dem, was der Körper am meisten nötig hat. Für Reisen ist es hinderlich; denn die Kranken bewegen sich nur mühsam. Wünsche lässt es nicht in Erfüllung gehen, denn auch die Ärzte geben dem Verlangen des Kranken wegen des Risikos nicht nach. Wenn einer im Traum einen Kranken besucht, und zwar einen Bekannten, bedeutet es, dass dasselbe für den Kranken eintreffen wird; ist es ein Unbekannter, dann für den Träumenden selbst. Denn es macht keinen Unterschied, ob man selbst krank ist oder einen Unbekannten bettlägerig sieht.²

¹ Die nachfolgenden Überlegungen, die im Kontext eines Augsburger Projekts zu ‚Gesundheitsräumen‘ entwickelt wurden, konnte ich an den Universitäten Ulm und Stuttgart zur Diskussion stellen; für Hinweise und Anregungen danke ich Marietta Horster, Peter Scholz, Christoph Selzer, Florian Steger und Frank Ursin, für die Korrektur Heidrun Rietzler, außerdem Peter Thonemann für die Überlassung des Manuskripts seines demnächst erscheinenden Buchs über Artemidor, in dem er (Kap. 4) einige Ausführungen zum Thema vorlegt.

² Artem. 3,22, 212,21–213,8: Νοσεῖν μόνοις τοῖς ἐν δεσμοῖς ἢ μεγάλη ἀνάγκη οὖσιν ἀγαθὸν διὰ τὸ τὴν νόσον λύειν τοὺς ὄγκους. τοῖς δὲ ἄλλοις μεγάλην ἀπραξίαν προαγορεύει· ἀπρακτοὶ γὰρ οἱ νοσοῦντες. καὶ τῶν ἐπιτηδείων ἐνδεῖαν· καὶ γὰρ ἐνδεεῖς τῷ σώματι ὧν μάλιστα χρῆ οἱ νοσοῦντες γίνονται. καὶ πρὸς τὰς ἀποδημίας ἐμποδὼν ἴσταται· δυσκίνητοι

Die Passage macht zweierlei deutlich: Zum einen muss sich, wenn von einem Krankheitszustand geträumt wird, die Deutung selbst nicht zwingend auf das Kranksein beziehen, sondern kann Veränderungen in anderen Lebensvollzügen des Träumenden anzeigen. Zum anderen werden explizit Begründungen für die Deutung gegeben, die den Krankenstatus betreffen, z. B. Kranke arbeiten nicht, bewegen sich nur mühsam. Betrachten wir ein zweites Textbeispiel aus Artemidors Ausführungen über Fische als Traumsymbole:

Auch durch ihr Äußeres bedeuten die Fische etwas Verschiedenes. Im Einzelnen verhält es sich so: Alle gefleckten Fische bedeuten für Kranke Vergiftung, für Gesunde Betrug und finstere Pläne, zum Beispiel Lippfisch, Labrus, Seebarsch, Regenbogenfisch, Butt und ähnliche. Die mit roten Flecken bedeuten für Sklaven und Verbrecher Folterung, Kranken heftiges Fieber und Entzündungen; [...] Fische, die sich häuten, sind günstig für Kranke, Eingekerkerte, Arme und alle, die sich in Schwierigkeiten befinden; denn sie werden ihre schlechten Bedingungen loswerden. Es häuten sich aber von den Fischen die weichschaligen, zum Beispiel Garnele, Languste, Krabbe, Hummer, Taschenkrebs, die sogenannte Alte und andere dieser Art.³

Artemidor besaß offenbar eine gewisse Begeisterung für Fische, die, wie sich aus einer expliziten Bemerkung (2,14,129,17-18) erschließen lässt, auf die Lektüre von Aristoteles' *Historia animalium* zurückging.⁴ Die Passage verweist jedenfalls auf Kranke als Träumende, denen ein Traumbild – hier verschiedene Fische – entsprechende Folgen wie heftiges Fieber, aber eben auch Gesundung verheißt. Krankheit wird als Schwäche oder Defizit verstanden. Nicht für alle Deutungen gibt Artemidor Begründungen, teils wenn ihm die Zusammenhänge, etwa Flecken auf der Haut als Anzeichen für eine Vergiftung, evident erscheinen, teils –

γάρ οἱ νοσοῦντες· καὶ τὰς ἐπιθυμίας οὐκ ἔα τελεσθῆναι· οὐδὲ γὰρ τὰς ὀρέξεις διὰ τὸ ἐπικίνδυνον ἀναπληροῦσι τῷ νοσοῦντι οἱ ἰατροί· νοσοῦντα δὲ εἰ τις ἐπισκέπτοιο, εἰ μὲν γνώριμον, τὰ αὐτὰ τῷ νοσοῦντι σημαίνει· εἰ δὲ ἀγνώτα, αὐτῷ τῷ ἰδόντι· οὐδὲν γὰρ διαφέρει ἢ αὐτὸν νοσεῖν ἢ ἄλλον ἀγνώτα νοσοῦντα ἰδεῖν· εἰκόνας.

³ Artem. 2,14,129,7–13 und 130,1–6: ἤδη δὲ τι καὶ κατ' εἶδος οἱ ἰχθύες διάφορον σημαίνουσιν· ἔχει δὲ ἕκαστα οὕτως. ὅσοι τῶν ἰχθύων εἰσι ποικίλοι, τοῖς μὲν νοσοῦσι φαρμακίας τοῖς δὲ ἔρρωμένοις δόλους καὶ ἐπιβουλὰς σημαίνουσιν, οἷον κίχλη φκις χάννος ἰουλὶς στρωματεὺς καὶ τὰ ὅμοια· ὅσοι δὲ τῶν ἰχθύων εἰσι πυρροί, δούλοις μὲν καὶ κακούργοις βασάνους σημαίνουσι, νοσοῦσι δὲ πυρετὸν λάβρον καὶ φλεγμονάς, [...] ὅσοι <δὲ> τῶν ἰχθύων ἀποδιδύσκονται τὸ γῆρας, ἀγαθοὶ τοῖς νοσοῦσι καὶ τοῖς ἐν εἰρκτῇ οὔσι καὶ πένησι καὶ πᾶσι τοῖς ἐν τινι περιστάσει οὔσιν· ἀποθήσονται γὰρ τὰ περικείμενα φαῦλα. ἀποδιδύσκονται γὰρ τὸ γῆρας τῶν ἰχθύων οἱ μαλακόστρακοι, οἷον καρὶς κάραβος καρκίνος ἀστακὸς πάγουρος καὶ ἡ λεγομένη γραῦς καὶ ὅσα ἄλλα ἐστὶν ὅμοια. Zu den Fischen bei Artemidor und ihrer Bedeutung vgl. Monbrun, Quand on rêve d'animaux, 139f. und 149.

⁴ Dazu Monbrun, Quand on rêve d'animaux, 154–158.

und das gilt nicht nur für unseren Themenbereich – weil er nicht auf Vollständigkeit bedacht ist bzw. mit Blick auf den Umfang des Werkes auch nicht darauf bedacht sein kann.⁵ Schließlich noch ein dritter Text: „Es träumte z. B. einer, er habe Augen aus Gold. Er erblindete, weil Gold kein typisches Merkmal für die Augen ist.“⁶ Es handelt sich um einen Traum, dessen Deutung für jemanden eine *konkrete* Erkrankung nach sich zog; die gegebene Deutung dürfte auf der Basis allgemeiner Anschauung erfolgt sein.

Wir haben es folglich für unser Thema mit insgesamt vier Bereichen zu tun, die wir auseinanderhalten müssen und erst später für ein Gesamtbild wieder zusammenfügen können: 1. Kranksein, Krankheiten und Gesundheit im Traum (und deren Bedeutung), 2. Kranke, Gesunde und Ärzte als Träumende (und die Folgen für sie), 3. Krankheit und Gesundheit als Folge für andere Träumende und 4. die Begründung für die Deutungen, die etwas zum Verständnis von Gesundheit und Krankheit beitragen können. Dabei sind auch Informationen zu Ärzten und zum Thema Inkubation zu berücksichtigen. Ich werde deshalb im Folgenden zuerst einige Informationen zu Autor und Werk geben, dann in einem längeren Abschnitt das Material in den vier Rubriken vorstellen, anschließend kurz auf die sozialhistorische Relevanz eingehen und dann versuchen, Definitionen von Gesundheit und Krankheit abzuleiten. Zum Schluss möchte ich noch die Frage anschnitten, inwieweit Artemidor für eine weitere Beschäftigung mit dieser Thematik aufschlussreich sein könnte.

Vorausgeschickt seien einige kurze Bemerkungen zum Forschungsstand, was Krankheit und Gesundheit bei Artemidor betrifft – er lässt sich schnell abhandeln:⁷ Zum einen liegen annotierte Übersetzungen in verschiedenen Sprachen vor, die zu einzelnen Stellen Erläuterungen geben, außerdem der Artemidor-Kommentar von Daniel Harris-McCoy aus dem Jahre 2012, der jedoch weniger *historische* Interessen verfolgt. Im Übrigen befindet sich seit 2007 eine französische Übersetzung mit ausführlichem Kommentar von einer interdisziplinären Forschergruppe in Vorbereitung, die ab 2021 in drei Bänden in der renommierten *Collection Budé* publiziert wird; im Laufe dieses Jahres erscheint auch eine neue englische Übersetzung von Martin Hammond zusammen mit einer Monographie des Oxforder Kollegen Peter Thonemann zu Artemidor. Zum anderen sind nur

⁵ Walde, *Illness and Its Metaphors*, 154, betont, dass Artemidor bewusst Raum für eigene Assoziationen und Erklärungen ließ und dass fehlende Vollständigkeit *kein* Schwachpunkt seiner Praktik sei, sondern vielmehr als Stärke seiner Verfahrensweise gelten könne; er beuge damit einer Entwertung seiner Fokussierung auf den individuellen Träumenden und bestimmte Zusammenhänge vor. Die Flexibilität in der Deutung macht Artemidor an einem Beispiel in 4,65 deutlich.

⁶ Artem. 1,4,12,22–23: οἷον ἔδοξε τις χρύσεια ὄμματα ἔχειν. ἐτυφλώθη διὰ τὸ μὴ ἴδιον ὀμμάτων εἶναι τὸ χρυσεῖον.

⁷ Generell Weber, *Neue Forschungen*, 5–14.

wenige Einzelstudien wirklich relevant: die Abhandlung *Das Sittenbild des Artemidor von Ephesus* (1930) von Siegfried Laukamm, dann das Büchlein von István Hahn *Traumdeutung und gesellschaftliche Wirklichkeit. Artemidorus Daldianus als sozialgeschichtliche Quelle* (1992): Beide sammeln und kommentieren einige Belegstellen. Einen anderen Anspruch verfolgt die Mainzer Philologin Christine Walde in ihrem Aufsatz *Illness and Its Metaphors in Artemidorus' Oneirocritica: A Negative List* (2013). Sie geht der Frage nach, wie medizinische und prophetische Traumdeutung miteinander verbunden sind, und, auf welche Weise Krankheit in den *Oneirokritika* figuriert; dabei stehen jenseits einer systematischen Aufbereitung der relevanten Traumbilder in einem vorwiegend literaturwissenschaftlichen Zugang Symbole, Metaphern und Analogien im Fokus. Der Überblicksartikel zu Artemidor von Anton van Hooff (2005) schließlich weist einige medizinhistorisch relevante Aspekte auf.⁸

2 Artemidor von Daldis⁹

Artemidor stammte, wie er berichtet, eigentlich aus Ephesos, benannte sich aber nach der Heimatstadt seiner Mutter, nämlich Daldis, einer kleinen Stadt im lydischen Hinterland. Einer kurzen Notiz im byzantinischen Suda-Lexikon lässt sich entnehmen, dass er neben den *Oneirokritika* noch andere Werke aus dem Bereich der Divination verfasst haben soll. Konkret erwähnt werden die *Oneirokritika* freilich nur beim Zeitgenossen Galen (Artemidor als ‚Vogelschauer‘) und bei Pseudo-Lukian (Philopatris), dann in byzantinischer Zeit – wenn es sich denn um denselben Artemidor handelt. Wir sind also auf das angewiesen, was der Autor in seinem Werk über sich preisgibt,¹⁰ auch für die Frage der Datierung. Da die Kaiser Hadrian und Antoninus Pius explizit erwähnt werden, hat die frühere Forschung ihn in die erste Mitte des 2. Jhdts n. Chr. gesetzt. Neuere Überlegungen, etwa von Christophe Chandezon oder Peter Thonemann, rücken ihn eher an das Ende des 2. und in das beginnende 3. Jahrhundert, also in die Zeit des Septi-

⁸ Harris-McCoy, *Artemidorus' Oneirocritica*; Laukamm, *Das Sittenbild*; Hahn, *Traumdeutung und gesellschaftliche Wirklichkeit*; Walde, *Illness and Its Metaphors*; van Hooff, *Artemidor*.

⁹ Die folgenden Ausführungen fußen auf früheren Überlegungen, wie ich sie bereits andernorts vorgelegt habe: Weber, „Zweifach sind die Tore der wesenslosen Träume ...“. Nachdrücklich empfohlen seien außerdem die entsprechenden Seiten bei Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 2.

¹⁰ Artemidor erwähnt seine Reisen, seine Abkunft aus Ephesos und weitere Werke (I, 1; III, 66). Dazu Chandezon, *En guise d'introduction*, 14 mit Anm. 6.

mius Severus,¹¹ indem sie auch andere Elemente miteinbeziehen. Dies können numismatische Zeugnisse sein, etwa eine Bronzemünze aus Daldis aus der Zeit des Caesars Geta (197–209 n. Chr.) mit dem Namen eines Artemidor auf der Rückseite. Die nicht leicht lesbare griechische Umschrift auf dem Revers lautet: E(π) AY(ρηλιου) ΑΡΤΕΜΙΔΟΡΟΣ ΑΡΧ(οντος) ΔΑΛΔΙΑΝΩΝ, was aufzulösen und zu übersetzen ist mit: „(Münze) der Bewohner von Daldis (geprägt) zur Zeit der Amtsführung des Aurelios Artemidoros“. Ob diese Person jedoch mit dem Traumdeuter identisch ist, lässt sich nicht sagen, zumal sich im Werk selbst keine Hinweise auf eine eigene politische Betätigung finden.¹² Artemidor gehört damit in eine Zeit, die in der Literaturgeschichte als Zweite Sophistik bezeichnet wird und der neben Galen auch Aelius Aristeides, Lukian und Philostrat angehören – also einer Zeit, die nicht zum wenigsten durch ein starkes Interesse an Träumen und ihrer Deutung gekennzeichnet ist. Allerdings weisen etliche Stimmen in jüngster Zeit darauf hin, dass sich Artemidor in Stil, Rhetorik und Sprache doch auf einem gänzlich anderen Niveau als die genannten Autoren bewegt, was zweifellos noch weitere Diskussionen erforderlich machen wird.¹³

Bei den *Oνειροκριτικά* handelt es sich bekanntlich um das einzige aus der griechisch-römischen Antike erhaltene Traumdeutungs(lehr)buch. Artemidor nimmt für sich in Anspruch, *alle* thematisch einschlägige Literatur zum Thema erworben (und auch verarbeitet) zu haben:

Das Buch über Traumdeutung gibt es nicht, das ich nicht erworben hätte, da ich in dieser Hinsicht viel Ehrgeiz entwickle. Außerdem bin ich viele Jahre mit den Wahrsagern auf den Märkten zusammengetroffen, obwohl sie sehr verachtet sind und von jenen Leuten mit den ehrwürdigen Mienen und hochgezogenen Augenbrauen als Bettler, Gaukler und Lumpengesindel beschimpft werden; ich ließ diese Verleumdungen unbeachtet und hielt mich in den Städten und auf Volksfesten in Griechenland sowie in Kleinasien, Italien und auf den größten und volkreichsten Inseln auf, um von alten Traumgesichten Kunde zu erhalten und wie sie in Erfüllung gingen.¹⁴

¹¹ Vgl. Chandezon, *En guise d'introduction*, 14f.; Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 2.

¹² Zur Geta-Münze vgl. Weber, *Zur Einführung*, 11–13 mit Abb 3a.b; Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 2, verweist auf weitere Münzen aus Daldis mit Porträts von Septimius Severus, Iulia Domna und Caracalla, die ebenfalls unter einem Archon Artemidoros geprägt worden sind, freilich ohne das Praenomen Aurelius.

¹³ So dezidiert Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 2 und 8; nicht zu finden ist Artemidor in Richter/Johnson, *The Oxford Handbook*.

¹⁴ Artem. I, prooem., 2, 11–20: ἐγὼ δὲ τοῦτο μὲν οὐκ ἔστιν ὃ τι βιβλίον οὐκ ἐκτησάμην ὀνειροκριτικὸν πολλὴν εἰς τοῦτο φιλοτιμίαν ἔχων, τοῦτο δὲ καὶ σφόδρα διαβεβλημένων τῶν ἐν ἀγορᾷ μάντεων, οὓς δὴ προΐκτας καὶ γόητας καὶ βομολόχους ἀποκαλοῦσιν οἱ

Bücherkauf, Reisetätigkeit und Zeit für die schriftstellerische Tätigkeit lassen darauf schließen, dass wir es mit einem Mitglied der wohlhabenden, gebildeten Oberschicht zu tun haben, das seinen Lebensmittelpunkt in der römischen Provinz Asia hatte. Bemerkenswert ist die explizite Hinzuziehung von mündlich überliefertem Material durch den Autor, was freilich die Herausforderung mit sich bringt, verschiedene Schichten des Textes sezieren zu müssen. Dies erweist sich umso schwieriger, als der Autor nur in einigen wenigen Fällen und dann meist nur zu Einzelstellen Auskunft über seine Quellen gibt.¹⁵ Nochmals verkompliziert wird die Sachlage durch Artemidors Behauptung, die fünf Bücher seines Werkes in drei Etappen, also in einem längeren redaktionellen Prozess, publiziert zu haben – zunächst Buch I und II, dann III als Nachtrag sowie IV und V als Ergänzung und Handreichung für seinen gleichnamigen Sohn. Zwar spricht er auch explizit Kritik an, auf die er mit den späteren Büchern reagiert habe, doch gibt er keine Informationen über die zeitliche Relation dieser Publikationsschritte.¹⁶

Was Artemidors Vorgehen und Methode angeht, so differenziert er zwischen fünf Traumarten: Symbolisch verschlüsselte *oneiroi* waren deutungsbedürftig und bildeten das eigentliche Material für den Deuter, anders als *chrēmatismoi*, die direkte Mitteilungen darstellten, oder als *horamata*, die das zukünftige Geschehen unmittelbar abbildeten. Nur diesen drei Arten wurde überhaupt ein Zukunftsbezug attestiert. Für Verwirrung sorgten dagegen *enhyphnia*, das sind Tagesreste aus dem Innern des Träumenden, die durch Affekte, also körperliche und seelische Zustände, bestimmt sind, sowie *fantasmata*, Illusionen oder Trugbilder. Vor der Traumerfüllung war aber nicht immer eindeutig darüber zu befinden, welche Traumart vorlag. Verlässliche Kriterien ließen sich nur bedingt aufstellen bzw. stellten eine Herausforderung für den Deuter dar. Da jedoch potentiell immer mit der Botschaft einer Gottheit zu rechnen war, gehörten die Träume in das Spektrum religiöser Kommunikation, auch wenn Artemidor seine Leser über die Herkunft der Träume – man ist fast bemühtigt zu sagen: absichtlich – im Unklaren lässt.

σεμνοπροσωποῦντες καὶ τὰς ὄφρῶς ἀνεσπακότες, καταφρονήσας τῆς διαβολῆς ἔτεσι πολλοῖς ὁμίλησα, καὶ ἐν Ἑλλάδι κατὰ πόλεις καὶ πανηγύρεις, καὶ ἐν Ἀσίᾳ καὶ ἐν Ἰταλίᾳ καὶ τῶν νήσων ἐν ταῖς μεγίσταις καὶ πολυανθρωποτάταις ὑπομένον ἀκούειν παλαιῶς ὄνειρους καὶ τούτων τὰς ἀποβάσεις. Vgl. Baumbach/von Möllendorff, Ein literarischer Prometheus, 217–233 zum Erwerb von Büchern als Zeichen von Bildung.

¹⁵ Dazu ausführlich Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 2.

¹⁶ Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 2, geht davon aus, dass zwischen der Publikation von I/II und III ein geringer Zeitabstand lag, während IV/V über zehn Jahre danach hinzugefügt worden seien. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass es sich dabei um eine Strategie des Autors handelt, durch den Verweis auf Rezeption und Kritik sich und sein Werk interessant zu machen.

Für Artemidor sind somit *allein* die auf die Zukunft bezogenen *oneiroi* entscheidend und von diesen wiederum die allegorischen, also die symbolisch verschlüsselten Träume. Das Ziel der Deutung bestand darin, die Bedeutung der Träume für das zukünftige Leben des Träumenden zu ergründen. Es ging – und das ist ein wesentlicher Unterschied etwa zur Psychoanalyse – *nicht* darum, Einsichten in das eigene Ich oder in Prägungen durch die Vergangenheit zu finden. Indem Artemidor gerade die *enhyphnia*, also die Tagesreste, von der Deutung ausschließt,¹⁷ stellt er sich damit auch gegen die Verwendung von Träumen zu diagnostischen Zwecken in der antiken Medizin, die sich von der menschlichen Seele angeregten physiologischen Vorgängen verdanken.¹⁸ Auch das Inkubationsgeschehen, das Artemidor keineswegs ablehnt,¹⁹ tangiert ihn nicht, weil es größtenteils auf direkten Mitteilungen fußt, wengleich in der römischen Kaiserzeit eine Tendenz hin zu Träumen zu beobachten ist, deren Deutung von Priestern, Traumdeutern und Ärzten (mitunter in einer Person?) vorgenommen wurde. Artemidor selbst befindet sich folglich am Schnittpunkt verschiedener Stränge, die allesamt die Thematik ‚Traum und Medizin‘ betreffen.²⁰

¹⁷ Zu den *enhyphnia* vgl. konkret Artem. 1,1: „Daraus also kann man ersehen, dass Träume, denen Affekte zugrunde liegen, nichts über die Zukunft prophezeien, sondern nur an Gegenwärtiges erinnern. Bei diesem Sachverhalt erkennst du wohl, dass die einen Affekte nur in den Bereich des Körpers, die anderen nur in den Bereich der Seele gehören, wieder andere dem Körper und der Seele gemeinsam sind, z. B. wenn [...] der Kranke träumt, behandelt zu werden und sich mit den Ärzten zu besprechen; bei diesen Fällen sind Körper und Seele gemeinsam beteiligt.“ Walde, *Illness and Its Metaphors*, 146 und 148f., stellt zu Recht die Frage, was konkret geschah, wenn Artemidor – was vermutlich häufig vorkam – den von einem Klienten berichteten Traum als *enhyphnion* identifizierte und folglich konsequenterweise die Deutung ablehnen musste. Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 3, geht mit Recht davon aus, dass diese Unterscheidung auf Artemidor zurückgeht, verwenden doch die sonstigen antiken Autoren die Begriffe faktisch synonym.

¹⁸ Vgl. Ps.-Hippocrates, *Regimen 4*, Rufus von Ephesos, *Medizinische Fragen* und Galen, *Über die Diagnose von Träumen*, dazu Guidorizzi, *Sogno*, *Diagnosi*, *Guarigione*, der aufzeigt, in welcher Weise Methoden und Ansätze der divinatorischen Traumdeutung in die medizinische Traumdeutung integriert wurden, und einige Parallelen betont; außerdem Oberhelman, *Dreams in Graeco-Roman Medicine*, Walde, *Illness and Its Metaphors*, 143–149, Petit, *Signes et présages*, und Israelowich, *The Authority of Physicians*, dort zum Agieren von Ärzten und Priestern im Asklepieion von Pergamon.

¹⁹ Walde, *Illness and Its Metaphors*, 135f., zum *chrématismos* mit Belegen bei Artem. 5,66, 5,89 und 5,92. Zu diesen Passagen und noch zu 4,22 vgl. Renberg, *Where Dreams May Come*, 3–36 und 390; Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 9.

²⁰ „Artemidorus moves in the twilight zone between professional predictive dream interpretation and various medical approaches to dreams, be it professional scientific medicine, the

Für eine sachgemäße Deutung hat man die Traumsequenz in ihre Hauptteile zu zerlegen, die wiederum einzeln zu deuten waren und bei denen ein leitender Aspekt herausgefiltert werden musste. Für die Deutung lässt sich eine einfache Formel aufstellen, wie sie bereits aus den Beispielen am Anfang ersichtlich war: ‚Wenn einer ‚a‘ träumt, dann wird ‚b‘ eintreten, weil ‚c‘ gegeben ist‘. An einem anderen Beispiel aufgezeigt: ‚Wenn einer träumt, dass aus dem Körper eine Pflanze gewachsen ist [a], wird er [...] sterben [b]; denn die Pflanzen wachsen aus der Erde und zu Erde löst sich auch der Körper der Verstorbenen auf‘ [c].²¹ Artemidor geht – das ist entscheidend – von der prinzipiellen Übertragbarkeit von Gesetzmäßigkeiten aus der Wachwelt in die Traumwelt aus. Die Begründungen für die Deutung – oft differenziert nach Männern und Frauen, Armen und Reichen, Gesunden und Kranken, Sklaven und Freien – waren fest im gesellschaftlichen Wissens- und Erfahrungsschatz verankert; die Erforschung dieser Begründungen birgt immer noch ein großes Potential in sich. Dies gilt auch für den Blick auf einzelne gesellschaftliche Gruppen, denn oft geht es z. B. um Arbeitslosigkeit und Freilassung von Sklaven, und auf diese Weise ist es uns in exzeptioneller Weise möglich, zumindest punktuell Ängste und Hoffnungen antiker Zeitgenossen – von Individuen wie von Gruppen – wahrzunehmen.

Außerdem werden zwei wichtige Deutungsgrundsätze formuliert: zum einen „Die Traumdeutung ist nichts anderes als ein Vergleichen von Ähnlichkeiten“²², zum anderen das oft angewandte Prinzip des Gegenteils. Für eine erfolgreiche Interpretation des Traumes und eine sinnvolle Anwendung dieser Grundsätze musste sich der Deuter genau über den Träumenden, seine Lebensumstände und kulturellen Prägungen informieren, d. h. es musste eine Art Anamnesegespräch stattfinden (1,9): Dies impliziert jenseits biographischer Details eine Prüfung der Gewohnheiten des Träumenden und eine Erkundung der Stimmung, ebenso – für unser Thema wichtig – der körperlichen Verfassung (ὄπως ἔχει σώματος), in der sich dieser zur Zeit des Traums befand.²³ Denn ein Traum für die *gleiche* Person konnte in *verschiedenen* Situationen jeweils etwas *anderes* bedeuten, wie auch

cult of Asclepius and other gods, or the result of everyday, individual forms of interrelating dreams and bodily functions“, so Walde, *Illness and Its Metaphors*, 130.

²¹ Artem. 3,46,223,16–19: Ὅ τι δ' ἂν ἐκ <τοῦ> σώματος φυτὸν περφυκέναι δόξη τις [...] τεθνήξεται· γῆθεν γὰρ φύεται τὰ φυτὰ, εἰς γῆν δὲ καὶ τὰ τῶν ἀποθανόντων ἀναλύεται σώματα. Insgesamt legt Artemidor ca. 3.000 Deutungen für 1.400 Traumotive vor.

²² Artem. 2,25,145,11f.: καὶ γὰρ οὐδὲν ἄλλο ἐστὶν ὄνειροκρισία ἢ ὁμοίου παράθεσις. Dazu Harris-McCoy, *Artemidorus' Oneirocritica*, 482.

²³ Zur Rekonstruktion eines solchen Gesprächs vgl. Walde, *Antike Traumdeutung*, 218–222. Harris-McCoy, *Artemidorus' Oneirocritica*, 432, verweist darauf, dass die physische Konstitution des Träumenden schwer unter die sechs Deutekategorien (*stoicheia*) nach 1,3 zu subsumieren sei, doch habe Artemidor in 4,2,244,6–10 die Zugehörigkeit von derlei Aspekten in die Kategorie ‚Natur‘ formuliert und mit Beispielen belegt.

derselbe Traum für verschiedene Personen unterschiedlich zu deuten war. Dafür gibt Artemidor ein Übungsbeispiel, nämlich dass Frauen träumten, eine Schlange geboren zu haben. Dieser Traum erfährt nicht weniger als sieben Auslegungen (4,67). Daraus wird zweierlei deutlich: Zum einen waren Traumsymbole in der Auslegung flexibel, sogar strukturell ambivalent, weshalb es auch immer wieder zu überraschenden Bezügen kam; zum anderen hat der Sozialstatus bei der Anwendung der Deutungsregeln *die* zentrale Rolle gespielt. All diese Auslegungen mögen uns willkürlich erscheinen, sie basieren jedoch auf zwei entscheidenden Voraussetzungen, die Artemidor für sich in Anspruch nimmt: ein großes Allgemeinwissen sowie langjährige Beobachtung und Erfahrung (πειρα) in der Deutung.²⁴ Damit sollte es gelingen, die Unsicherheit, die aus der Bedeutungsvielfalt der Bilder herrührte, einzudämmen und dem Klienten, der um Deutung bat, Kohärenz zu vermitteln – ging es doch um nichts Geringeres, als die mitunter verstörenden Traumbilder in die Wachwelt und somit in das Leben des Träumenden zu integrieren.

3 Krankheit und Gesundheit in den *Oneirokritika*

Die vier genannten Rubriken, die für Krankheit und Gesundheit einschlägig sind, werden im Folgenden nacheinander durchgegangen, um das in Artemidors Werk enthaltene Potential auszuloten. Dabei ist keine Vollständigkeit in der Präsentation angezielt; stattdessen wird Gängiges und Außergewöhnliches herausgegriffen.

a) Kranksein, Krankheiten und Gesundheit im Traum

Der Befund hierzu weist vier Charakteristika auf: (1) Die Traumbilder enthalten zahlreiche Krankheiten, ebenso ist von kranken Tieren oder – was eine andere Thematik darstellt, die aber nicht unerwähnt bleiben soll – von Todesfällen und Todesarten die Rede.²⁵ Einige Beispiele:

Viel dunkelrotes, unverdorbenes Blut erbrechen ist für einen Armen glückbringend; es bedeutet Vermehrung des Einkommens und Überfluss an Geld, [...] verdorbenes Blut zeigt allen ohne Unterschied Krankheit an.²⁶

²⁴ Dazu Price, *The Future of Dreams*, außerdem Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 3.

²⁵ Weber, *Le rêve et la mort*.

²⁶ Artem. 1,33,42,3–5.16–17: Αἷμα ἐμείν πολλὸν μὲν καὶ εὐχρουν καὶ μὴ διεφθορὸς ἀγαθὸν πένητι, πρόσκτησιν γὰρ σημαίνει καὶ περιουσίαν χρημάτων, ὅτι τὸν ἴσον ἔχει λόγον τῷ αἵματι τὸ ἀργύριον.

Ein Wasserbruch (κίλη) ist ein Zeichen für Schaden, erstens wegen des gleichen Zahlenwertes und zweitens, weil alles, was am Körper zusätzlich auftritt und weder seine Schönheit noch seine Kraft verstärkt, sondern im Gegenteil sein stattliches Äußere mindert, Schaden und Sorge anzeigt. Da nun der Wasserbruch ein Leiden speziell an den Geschlechtsteilen ist, bedeutet er nicht weniger ihretwegen Kummer und Plage.²⁷ Die Krätze (Ψώρα), der Aussatz (λέπρα) und die Elephantiasis verschafften Armen durch Reichtum höheres Ansehen und größere Bedeutung; denn diese Leiden rücken die davon Befallenen in das Blickfeld aller; aus demselben Grund bringen sie das Verborgene ans Licht, den Reichen und Mächtigen aber verschaffen sie Staatsämter.²⁸

Diese Belege und noch andere zu Krankheiten oder Deformierungen an allen Körperteilen zeigen, dass Artemidor durchaus medizinisch bewandert gewesen ist; die Deutungen basieren jeweils auf krankheitsspezifischen Eigenheiten, ebenso auf offenkundig allgemeingültigen Gleichsetzungen wie von Blut und Geld. Aber auch vom Träumenden wird einiges an Beobachtungsgabe, in diesem Fall anatomische Kenntnisse, erwartet: „Träumt man, der Leib sei aufgeschnitten und man erblicke sein Inneres der Natur gemäß und jedes einzelne Teil an der richtigen Stelle, dann bedeutet das für einen Kinderlosen und für einen Armen etwas Gutes; der eine wird eigene Kinder, der andere eigenes Vermögen erblicken können.“²⁹

(2) In der Regel haben Traumbilder, die mit Krankheit zusammenhängen, in der Deutung *nichts* mit Krankheit zu tun, doch gibt es Ausnahmen; hierfür zwei Beispiele:

²⁷ Artem. 3,45,223,7–14: Κίλη ζημίας ἐστὶ σημαντικὴ τοῦτο μὲν διὰ τὸ ἰσόψη φον τοῦτο δὲ ὅτι καὶ πάντα ὅσα ἐπιφύεται τῷ σώματι μῆτε κάλλος μῆτ' ἰσχὺν προστιθέντα ἀλλὰ καὶ τῆς οὔσης εὐπρεπείας παραιρούμενα τὸ σῶμα βλάβης καὶ φροντίδος ἐστὶ σημαντικά. ἐπειδὴ δὲ πάθος ἐστὶν ἡ κίλη, καὶ τοῦτο περὶ τὰ αἰδοῖα, οὐδὲν ἤττον καὶ <τὴν> ἐπὶ τούτοις λύπην σημαίνει καὶ ἀνίαν [ἐπὶ τοῖς ὑπὸ τῶν αἰδοίων σημαινομένοις]. Zum Zahlenwert vgl. Harris-McCoy, Artemidorus' *Oneirocritica*, 515.

²⁸ Artem. 3,47,224,4–9: Ψώρα δὲ καὶ λέπρα καὶ ἐλέφας ἐπισημοτέρους τε καὶ ἐνδοξοτέρους τοὺς πένητας ποιοῦσι [καὶ περιβλέπτους] διὰ τὴν εὐπορίαν· καὶ γὰρ τὰ πάθη ταῦτα ἀποβλέπτους τοὺς ἔχοντας ποιεῖ. τὰ δὲ κρυπτὰ ἐλέγχουσι διὰ τὸν αὐτὸν λόγον, τοῖς δὲ πλουσίοις καὶ τοῖς μέγα δυναμένοις ἀνδράσι ἀρχὰς περιποιῶσιν.

²⁹ Artem. 1,44,50,10–12: Ανατεμῆσθαι δοκεῖν καὶ ἰδεῖν τὰ ἐντὸς ἑαυτοῦ κατὰ φύσιν καὶ ἔκαστον κοσμίως κείμενον ἀγαθὸν ἄπαιδι καὶ πένητι· ὁ μὲν γὰρ ὄψεται παῖδας ἰδίους, ὁ δὲ κτήματα.

Ohren in den Augen zu haben kündigt Taubheit an und dass das Gehör durch die Sehkraft ersetzt wird. In den Ohren aber die Augen zu haben prophezeit Erblindung und dass das Sehen durch das Gehör ersetzt wird.³⁰

Jemand träumte, eine vom Himmel herabgefallene Lanze habe seinen Fuß verwundet. Der Mann wurde an diesem Fuß von einer sogenannten Lanzenschlange gebissen, bekam dort eine Entzündung und starb.³¹

(3) Real vorhandene Angehörige oder nahestehende Personen spielen mitunter eine erhebliche Rolle für die Traumerfüllung, denn man konnte nicht nur sich selbst krank sehen, sondern auch andere:

Ferner ist dasjenige, das durch etwas angezeigt wird, andererseits auch wieder ein Zeichen für die Sache, durch die es angezeigt wird. Beispielsweise träumte eine Frau, sie habe ein Augenleiden. Es erkrankten nun ihre Kinder. Eine andere Frau träumte, ihre Kinder seien krank. Sie bekam ein Augenleiden. [...] Und einer, der träumte, sein Vater sei krank, bekam ein Kopfleiden. Dass der Kopf das Symbol des Vaters ist, weißt du aus dem ersten Buch.³²

Es träumte einer, er ziehe seinem Kind die Haut ab und fertige daraus einen Schlauch. Am folgenden Tage fiel sein Kind in den Fluss und ertrank; denn ein Schlauch wird aus totem Material gewonnen und nimmt Flüssigkeiten auf.³³

³⁰ Artem. 1,24,31,20–32,2: Ὡτα ἐν τοῖς ὀφθαλμοῖς ἔχειν κωφὸν σημαίνει γενέσθαι καὶ τὰ τῆς ἀκοῆς διὰ τῆς ὀράσεως παραδέξασθαι. ἐπὶ δὲ τοῖς ὤσιν ὄμματα ἔχειν τυφλὸν γενέσθαι σημαίνει καὶ τὰ τῆς ὀράσεως διὰ τῆς ἀκοῆς παραδέξασθαι.

³¹ Artem. 5,59,315,6–8: Ἔδοξέ τις οὐρανόθεν πεσὼν ἀκόντιον τρώσαι αὐτὸν εἰς τὸν ἕτερον πόδα. οὗτος ὑπὸ ὄφραος δηγθεῖς τοῦ λεγομένου ἀκοντίου εἰς τὸν πόδα ἔκειντο σφακελίσας ἀπέθανεν. Dazu Harris-McCoy, Artemidorus' *Oneirocritica*, 556. Zwar gibt es eine Lanzenschlange aus der Familie der Grubenottern, doch kann sie aufgrund des Vorkommens in der Karibik nicht gemeint sein. Eher handelt es sich um eine Kobra (auch Augenschlange oder Speerschlange genannt), die ungemein schnell zustößt, oder um eine Pfeilnatter, die eine exzellente Kletterin ist. Ob damit auf den bei Plinius N.H. 8,85 genannten *iaculus*, ein Drachen- bzw. Schlangwesen aus der Mythologie, angespielt ist, muss offen bleiben.

³² Artem. 4,24,260,14–17.21–22: Ἐτι τὸ δηλούμενον ὑπὸ τινος πάλιν αὐτὸ ἔκειντο ἐστὶ σημαντικόν, ὑφ' οὗ δηλοῦται. οἷον γυνὴ ἔδοξε τὰ ὄμματα ἀλγεῖν. ἐνόσησαν αὐτῆς οἱ παῖδες. ἄλλη γυνὴ ἔδοξεν αὐτῆς τοὺς παῖδας νοσεῖν. ἐνόσησαν αὐτῆς τὰ ὄμματα. ... καὶ ὁ τὸν πατέρα δόξας νοσεῖν τὴν κεφαλὴν ἤλγησεν. Im Rahmen der Inkubation war die Vorstellung verbreitet, für jemand anderen träumen zu können.

³³ Artem. 5,22,306,15–18: Ἔδοξέ τις τὸ ἑαυτοῦ παιδίον ἀποδέρειν καὶ ποιεῖν ἄσκον. τῇ ὑστεραία τὸ παιδίον αὐτοῦ εἰς ποταμὸν πεσὼν ἐπνίγη· καὶ γὰρ ἀπὸ νεκρῶν σαρκῶν ὁ ἄσκος γίνεταί καὶ ὕγροῦ ἐστὶ δεκτικός.

(4) Auch Ärzte und Hebammen, also medizinisches Personal, konnten Gegenstand von Träumen sein:

Häufig verkündet eine Hebamme einer Frau, die nicht schwanger ist, eine Krankheit, einer Schwangeren aber nichts Außergewöhnliches, da sie ja die Niederkunft erwartet.³⁴

Einer, der in einen Prozess verwickelt war, träumte, krank zu sein und keine ärztliche Hilfe zu haben. Es geschah nun, dass er von seinem Verteidiger im Stich gelassen wurde; denn die Krankheit bezeichnete den Prozess, und wir sagen, dass beide, Prozessierende wie Kranke, zur Krise kommen. Die Ärzte aber bedeuten die Verteidiger.³⁵

Auch hier basiert die Deutung auf allgemeiner Anschauung, insofern Prozessierender und Kranker der Hilfe bedürfen, denn ihr Zustand bedeutet einen Bruch mit dem Normalzustand.

Insgesamt ist an den Beispielen und weiteren Passagen erkennbar, dass diesem Bereich bei Artemidor einige Bedeutsamkeit zukam, was wiederum die Lebensrealität seiner Klienten widerspiegelt. Es verwundert nicht, wenn er im 4. Buch seinem Sohn explizit rät: „Deshalb bemühe dich nach deinen Möglichkeiten, wie ich dir schon oft riet, um Kenntnisse in der wissenschaftlichen Heilkunde (ιατρικοί λόγοι).“³⁶ Welcher Art diese Texte waren und auf welche Weise sie erworben werden sollten, wird nicht gesagt. Es passt aber ins Bild von Artemidors sonstigen Aufforderungen, sich um eine umfassende Bildung zu bemühen. Damit wird aber auch die klare und selbstbewusste Botschaft transportiert, selbst über eine solche zu verfügen.

b) Kranke, Gesunde und Ärzte als Träumende

Artemidor differenziert bekanntermaßen zwischen den Träumenden – es gibt Deutungen, die für jedermann zutreffen, und solche, die für bestimmte Personengruppen relevant sind, etwa Arme und Reiche, Freie und Sklaven und eben auch

³⁴ Artem. 3,32,217,22–218,2: πολλάκις δὲ ὀρωμένη μαῖα γυναῖκι μὴ ἔχουση ἐν γαστρὶ νόσον προαγορεύει, ἐν γαστρὶ δὲ ἔχουση οὐδὲν ἐπίσημον διὰ τὴν περὶ τὸν τοκετὸν ἐλπίδα.

³⁵ Artem. 4,45,272,1–5: δίκην τις ἔχων ἔδοξε νοσεῖν καὶ ἰατροὺς οὐκ ἔχειν. συνέβη αὐτῷ καταλειφθῆναι ὑπὸ τῶν συνηγόρων· ἡ μὲν γὰρ νόσος τὴν δίκην ἐδήλου· κρίνεσθαι γὰρ ἀμφοτέρους φάμεν καὶ τοὺς δικαζομένους καὶ τοὺς νοσοῦντας. οἱ δὲ ἰατροὶ τοὺς συνηγόρους ἐδήλουν. Zur Analogie zwischen Gerichtsprozess und Krankheit vgl. Ménard, *Pratiques et représentations de la justice*, 105f.

³⁶ Artem. 4,22,257,16–18: ὁθεν ἔστω σοι κατὰ τὸ ἐνδεχόμενον ἐπιμελέες, ὡς πολλάκις σοι παρήνουν, ἰατρικῶν ἔχεσθαι λόγων. Dazu Harris-McCoy, *Artemidorus' Oneirocritica*, 536; Oberhelman, *Dreams in Graeco-Roman Medicine*, 152 mit Anm. 177.

Gesunde und Kranke, wobei auch Kombinationen (arm und krank, reich und krank) zu finden sind!³⁷ Träume von Kranken und explizit als gesund bezeichneten Personen wurden bislang ausgespart, ebenso wie solche von Ärzten selbst. Bei dieser Materialgruppe fällt auf, dass kranken Träumenden meistens der Tod prognostiziert wird; auch hier einige Beispiele: „Keine Nase zu haben bedeutet für alle Menschen mangelndes Fingerspitzengefühl, Ärger mit den Vorgesetzten und für einen Kranken Tod; denn auch die Totenschädel findet man ohne Nasen.“³⁸ Etwas differenzierter wird bei folgender Deutung vorgegangen:

Fallen nun alle Zähne auf einmal aus, bedeutet das, dass das ganze Haus veröden wird, doch nur bei Gesunden, Freien und Leuten, die keinen Großhandel treiben; Kranken aber prophezeit der Traum langwierige Krankheit und Schwindsucht, allerdings auch die Versicherung, dass sie nicht sterben werden; denn ohne Zähne kann man keine kräftige Nahrung zu sich nehmen, sondern nur Brei und Saft, aber kein Verstorbener verliert seine Zähne.³⁹

Aus der Sicht des Deuters dürfte für einen kranken Klienten der Weg zum Tod oft nicht weit gewesen sein. Mitunter liegen die Zusammenhänge aber auch auf der Hand:

Quellen, Brunnen und Springbrunnen voll mit klarem Wasser bringen allen ohne Unterschied Glück, besonders Kranken und Armen; den einen nämlich prophezeien sie Genesung, den anderen Wohlstand; denn nichts ist so wichtig bei der Nahrung wie das Wasser. Ausgetrocknet und ohne Wasser bedeuten sie das Gegenteil.⁴⁰

Die Krankheit des Träumenden wird vielfach nicht genannt, sondern nur pauschal auf den Status verwiesen. Mitunter macht Artemidor doch konkrete Anga-

³⁷ Walde, *Illness and Its Metaphors*, 136f.

³⁸ Artem. 1,27,35,25–36,2: τὸ δὲ μὴ ἔχειν ῥίνα ἀναισθησίαν πᾶσι σημαίνει καὶ πρὸς τοὺς ὑπερέχοντας ἔχθραν καὶ τῷ νοσοῦντι θάνατον· καὶ γὰρ τὰ κρανία τῶν ἀποθανόντων ἄνευ ῥινῶς εὐρίσκεται. Drei Träume dieser Art finden sich außerdem in 4,27,262,10–23.

³⁹ Artem. 1,31,39,4–10: ὀδόντες ὁμοῦ πάντες ἐκπίπτοντες ἔρημον τὸν οἶκον σημαίνουσι πάντων ὁμοῦ κατασταθῆναι ἐπὶ τε τῶν ἐρρωμένων καὶ ἐλευθέρων καὶ μὴ ἐμπόρων, ἐπεὶ τοῖς νοσοῦσι μακρονοσίαν μὲν καὶ φθίσειν προαγορεύουσι, τὸ δὲ μὴ ἀποθανεῖν διαβεβαιούνται· ἄνευ μὲν γὰρ ὀδόντων οὐκ ἔστι χρήσασθαι ὑγιεινῆ τροφῆ ἀλλὰ ῥοφήματι καὶ χυλῷ, οὐδεὶς δὲ τῶν ἀποθανόντων ὀδόντας ἀπόλλυσι. Zahnträume stellen eine wichtige Kategorie bei Artemidor dar, dazu Harris-McCoy, *Artemidorus' Oneirocritica*, 442–444.

⁴⁰ Artem. 2,27,150,3–7: πηγαὶ δὲ καὶ κρήναι καὶ πίδακες ὕδατι καθαρῷ πλημμυροῦσαι ἀγαθαὶ πᾶσι μὲν ἐπίσης, μάλιστα δὲ τοῖς νοσοῦσι καὶ τοῖς ἀπόροις. οἷς μὲν γὰρ σωτηρίας οἷς δὲ εὐπορίας εἰσὶ σημαντικαί· οὐδὲν γὰρ οὕτω τρόφιμον ὡς ὕδωρ. αἰτανόμενα δὲ καὶ μὴ ἔχουσαι ὕδωρ τὰ ἐναντία πᾶσι σημαίνουσιν.

ben, etwa in 2,36 ein „Augenkranker“, in 2,39 „grauer Star“, in 3,51 ein „Lahmer am rechten Fuß“, in 4,22 „Brustentzündung“ und „Arthritis“, in 5,51 eine „Lähmung“ und in 5,89 ein „Magenkranker“. Vermutlich handelt es sich hierbei um ‚Zufallsfunde‘ aus dem Material, das Artemidor zur Verfügung stand; eine Systematik ist jedenfalls nicht erkennbar.

Die Berufsgruppe der Ärzte wird wiederum eigens bedacht:⁴¹ „Das Gerben bringt allen Unglück, denn der Gerber kommt mit Kadavern in Berührung und ist (wegen des Gestankes) außerhalb der Stadt angesiedelt; wegen des Gestankes bringt das Traumgesicht verborgene Dinge ans Licht. Für Ärzte aber ist es am allerungünstigsten.“⁴² Die Passage lässt erkennen, dass die Bedeutung von Mindeststandards für Hygiene offenbar bekannt war; dies gilt auch für einen Traum von aassfressenden Geiern, die für Ärzte und Kranke ungünstig sind (2,20). Dass Berufsgruppen nach bestimmten Merkmalen auch zusammengefasst werden und Traumbild wie Deutung keineswegs exklusiv erfolgen, zeigt die folgende Stelle: „Boxen ist für jeden nachteilig; es bedeutet nämlich neben Schande Verluste; denn das Gesicht wird verunstaltet und Blut vergossen, das als Symbol des Geldes gilt. Glück bringt es nur Leuten, die mit Blut ihren Lebensunterhalt verdienen, ich meine Ärzte, Opferpriester, Köche.“⁴³ Hieraus wird deutlich, wie Artemidor berufliche Vergesellschaftung strikt nach thematischer Zugehörigkeit konstruiert.

c) Krankheit und Gesundheit als Folge für andere Träumende

Diese Rubrik enthält nochmals mehr Belege, auch hier wiederum in allgemeiner Form, ebenso in krankheitsspezifischer Konkrektion. Zunächst zum Allgemeinen: „Der Kampf mit wilden Tieren [...] Vielen prophezeit das Traumgesicht Krankheit; denn eine Krankheit verzehrt gleich wilden Tieren das Fleisch.“⁴⁴ Hier ist an Krankheiten wie Schwindsucht, aber auch Nekrosen, Lepra und andere Infektionen von Wunden zu denken. Im Übrigen gibt es noch diverse Einzel-

⁴¹ Nach Walde, *Illness and Its Metaphors*, 138f., Anm. 23, sind für Ärzte Sesam, Leinsamen und Senf positiv (1,68), Thymian und Ringelblume günstig (1,77), Eier gut (2,23), außerdem träumt der Chirurg Apollonides vom Auftreten in einigen homerischen Episoden (4,2).

⁴² Artem. 1,51,59,4–7: τὸ δὲ βυρσοδεβεῖν πᾶσι πονηρόν· νεκρῶν γὰρ ἄπτεται σωματῶν ὁ βυρσοδένης καὶ τῆς πόλεως ἀπόκισται· ἔτι καὶ τὰ κρυπτὰ ἐλέγχει διὰ τὴν ὁσμὴν· ἰατροῖς δὲ [καὶ] χαλεπώτατον ἀπάντων. Dazu Tran, *L'identité sociale*, 263f.

⁴³ Artem. 1,61,67,22–68,2: Πυκτεύειν παντὶ βλαβερόν· πρὸς γὰρ ταῖς αἰσχύναις καὶ βλάβαις σημαίνει· καὶ γὰρ ἄσχημον γίνεται τὸ πρόσωπον καὶ αἷμα ἀποκρίνεται, ὅπερ ἀργύριον εἶναι νενομίσται. ἀγαθὸν δὲ μόνοις τοῖς ἐξ αἵματος ποριζομένοις, λέγω δὲ ἰατροῖς θύταις μαγείροις.

⁴⁴ Artem. 2,54,183,22.25–184,2: Θηριομαχεῖν ... πολλοῖς δὲ νόσον προηγόρευσεν· ὡς γὰρ ὑπὸ θηρίων, οὕτω καὶ ὑπὸ νόσου φθείρονται αἱ σάρκες.

deutungen, die bei wilden Tieren wie Löwen, Bären etc. in dieselbe Richtung weisen.⁴⁵ Schließlich noch: „Lehm bedeutet Krankheit und Beleidigung; Krankheit, weil er weder aus reinem Wasser noch reiner Erde besteht, sondern aus beiden gemischt und damit weder das eine noch das andere ist. Er weissagt nun selbstverständlich eine schlechte Zusammensetzung des Körpers, das heißt eine Krankheit.“⁴⁶ Hier dürften Vorstellungen von der Zusammensetzung des Körpermaterials angesprochen sein, die für einen gesunden Zustand im richtigen Mischungsverhältnis gegeben sein mussten; für derlei Begründungen lässt sich davon ausgehen, dass sie auf medizinischer (oder philosophischer) Fachliteratur basierten.

Nun noch zu den konkreten Krankheiten, die vor allem bei den Fallbeispielen im 5. Buch, aber auch sonst genannt werden: Manches ist naheliegend wie der Zusammenhang zwischen einem trüben Helios und einer Augenkrankheit (2,36) oder einer großen Schlange und einer Lähmung (4,67). Dann: „Auf der Harfe oder Kithara spielen [...] hat aber vielen schon wegen der Darmsaiten die Gicht angekündigt.“⁴⁷ Der Vergleichspunkt scheint zu sein, dass der Begriff νεῦρα sowohl Darmsaiten als auch Sehnen meint, die bei Gicht nicht mehr oder nur unter Schmerzen zu bewegen sind. Und:

Der Pavian bedeutet dasselbe wie der Affe, fügt aber zu den Prophezeiungen noch Krankheit hinzu, besonders die sogenannte heilige; denn er ist der Selene heilig, und die Alten behaupten, dass diese Krankheit ebenfalls der Selene heilig sei. Sphinx, Luchse, Meerkatzen und ähnliche Tiere muss man in dieselbe Abteilung einreihen.⁴⁸

Hier wird eine Verbindung zwischen Pavian, der Mondgöttin Selene und der ‚heiligen Krankheit‘ Epilepsie hergestellt, d. h. Artemidor greift – ohne dass sich

⁴⁵ Ähnlich bereits Artem. 2,12,122, 7–8, bezogen auf den Löwen.

⁴⁶ Artem. 3,29,216,18–21: Πηλός νόσον σημαίνει καὶ ὕβριν· νόσον μὲν διὰ τὸ μήτε καθαρὸν εἶναι ὕδωρ μήτε γῆν ἀλλ’ ἐξ ἀμφοτέρων μεμῖχθαι καὶ μηδὲ ἕτερον εἶναι. πονηρὸν οὖν σύγκριμα τοῦ σώματος τοῦτ’ ἔστι νόσον προαγορεύει εικότως·

⁴⁷ Artem. 1,56,63,10.13f.: ψάλλειν δὲ καὶ καθαρίζειν ... πολλοῖς δὲ καὶ ποδάγραν ἠνίξαστο διὰ τὰ νεῦρα. Dazu Vendries, Instruments à cordes, 175f.; zur Gicht Rafiyenko, Gicht im Altgriechischen, dort auch zu den Krankheitsbildern und zur Terminologie.

⁴⁸ Artem. 2,12,124,15–125,3: [Καὶ ὁ] Κυνοκέφαλος τὰ αὐτὰ τῷ πηθῆκω σημαίνει, προστίθησι δὲ τοῖς ἀποτελέσμασι καὶ νόσον, ὡς ἐπὶ τὸ πλεῖστον τὴν ἱερὰν καλουμένην· ἀνάκειται γὰρ τῇ Σελήνῃ, φασὶ δὲ καὶ τὴν νόσον ταύτην οἱ παλαιοὶ ἀνακεῖσθαι τῇ Σελήνῃ. σφίγγας δὲ καὶ λύγκας καὶ κερκοπιθήκους [τοὺς τὰς οὐρὰς ἔχοντας] καὶ εἶ τι ἄλλο τοιοῦτο ζῷον εἰς τὴν αὐτὴν τοῦτοισι ἀνακτεόν μοῖραν. Harris-McCoy, Artemidorus’ *Oneirocritica*, 476; Wohlers, Heilige Krankheit, 117. Auch wenn Selene an anderer Stelle (2,36) mit Wassersucht (*hydropsiasis*) in Verbindung gebracht wird, so weist diese Passage ein ägyptisches Kolorit auf.

die Herkunft seiner Aussage bestimmen lässt – medizinische Vorstellungen auf, denen zufolge Epilepsie mit dem Mond bzw. Mondphasen in Verbindung gebracht wird.⁴⁹ Bemerkenswerterweise wird auch noch eine andere Ebene angesprochen, die sonst nicht stark ausgeprägt ist: „Eine Synagoge, Bettler, alle möglichen Landstreicher, Jammergestalten und Arme verkünden einem Mann wie einer Frau Kummer, Sorgen und Seelenqual.“⁵⁰ Abgesehen von der Synagoge als einzigem Traumbild, das erkennbar auf das Judentum Bezug nimmt,⁵¹ wird auf seelische Leiden, hier: ein Dahinsiechen der Seele, verwiesen, wobei der seltene Terminus *τηκεδόνα τῆς ψυχῆς* Verfall und Zersetzung impliziert.⁵²

d) Die Begründung für die Deutungen

Es wurde bereits betont, dass Artemidor medizinisches Wissen als unerlässlich für die Traumdeutung ansieht. Dies lässt sich vor allem an den Begründungen für die Deutungen festmachen, von denen bereits einige vorgestellt wurden und die überaus vielfältig sind. Sie entstammen allgemeinen Beobachtungen und Analogien, etwa dass Totenschädel keine Nase haben oder zur Zahnlosigkeit. Oder: „Die Asphodelospflanze bringt ganz genau dieselben Ergebnisse wie die Meerzwiebel. Nur die Kranken rafft sie weg, wie ich oft beobachtet habe. Den Grund kann ich nicht exakt angeben, vermutlich deswegen, weil nach allgemeiner Vorstellung die Ebene im Hades voll Asphodelos ist.“⁵³ Es handelt sich um das bekannte Liliengewächs, das in der antiken Medizin als Heilpflanze gilt, aber auch auf Gräber gepflanzt wurde. Bemerkenswerterweise zeigt Artemidor hier

⁴⁹ Das Standardwerk ist Temkin, *The Falling Sickness*, dort (3–27, bes. 10f. und 26f.) zur Bedeutung des Mondes bzw. der Mondgöttin und von Hekate sowie (51–81) zur zeitgenössischen medizinischen Theorie und Praxis. Zur methodischen Schwierigkeit, textgebunden über Epilepsie in der Antike zu sprechen, vgl. Lo Presti, *Mental Disorder*.

⁵⁰ Artem. 3,53,226,24–26: *προσευχή καὶ μεταίται καὶ πάντες ἄνθρωποι προίεται καὶ οἰκτροὶ καὶ πτωχοὶ λύπην καὶ φροντίδα καὶ τηκεδόνα τῆς ψυχῆς καὶ ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ προαγορεύουσι*.

⁵¹ In 4,24 wird noch auf den jüdischen Aufstand in Kyrene (115–117 n. Chr.) verwiesen; das Christentum wird hingegen völlig ausgespart, dazu Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 9.

⁵² Er findet sich noch Artem. 1,71,78,4.

⁵³ Artem. 3,50,225,17–21: *Ἀσφόδελος τῆ σκίλλη κατὰ τὰ αὐτὰ καὶ ὡσαύτως ἀποβαίνει, μόνους δὲ τοὺς νοσοῦντας ἀναίρει, ὡς πολλακίς ἐτήρησα. τὴν δὲ αἰτίαν σαφῶς μὲν εἰπεῖν οὐκ ἔχω, εἰκὸς δὲ [εἰπεῖν] ὅτι νενομίσται τὸ ἐν Ἄιδου πεδίον ἀσφοδέλων εἶναι πλήρες*. Zur Verbindung zwischen Asphodelos und Tod vgl. Weber, *Le rêve et la mort*, 92 mit Anm. 67; zu den homerischen Vorstellungen vgl. Matijević, *Ursprung und Charakter*, 115f., dort die Forschungspositionen; zum Asphodelos in medizinischem Kontext vgl. Fausti, *Asphodelos*.

seine Unsicherheit an bzw. er verfügt über Hinweise auf widerstreitende Meinungen.

Ins Medizinische gelangt man mit der Bemerkung über das Gerben, vor allem zu den Organen (1,44), denen allesamt spezifische Bedeutungen zugemessen werden, die sich z.T. bis Homer zurückverfolgen lassen:

denn wer die Organe verloren hat, die die Sorgen beherbergen, ist eindeutig ohne Kummer. Dann muss man noch folgendes bedenken: Das Herz bedeutet die Frau des Träumenden und, wenn eine Frau träume, den Mann, weil das Herz unseren Körper zentral steuert; ferner die Lebenskraft und den Atem des Träumenden; denn es umfasst beides mit. Die Lunge bedeutet dasselbe; die Leber das Kind, das Leben und die Sorgen; die Galle den Zorn, das Geld und die Frau; die Milz die Vergnügungen, das Lachen und den Hausrat; der Bauch und die Eingeweide zuerst die Kinder, dann die Gläubiger, weil sie mit großer Gewalt Nahrung fordern; die Nieren Brüder, Verwandte (Namensvetter und) Kinder. Wenn diese Organe in ihrem normalen Zustand bleiben, bleibt das von ihnen Symbolisierte unverändert, wenn sie sich alle zusammen oder jedes einzelne für sich verdoppeln, dann wird auch das Symbolisierte doppelt in Erfüllung gehen.⁵⁴

In 4,22 grenzt sich Artemidor deutlich von der Inkubation ab – allerdings nicht in dem Sinne, dass er sie rundweg ablehnt (an etlichen Stellen verweist er auch auf Asklepios und Sarapis)⁵⁵, sondern die Kritik bezieht sich auf die im Traum ergangenen Anweisungen, die er als Einbildungen abtut. Er unterstellt, dass „Heilanweisungen und Therapien“ aus bekannter Literatur zusammengestellt worden seien,⁵⁶ während die Götter, die – so Artemidor – die Menschen nie mit unsinnigen Dingen quälen könnten, sich stets direkt offenbaren würden. Hierbei

⁵⁴ Artem. 1,44,50,24–51,12: ο γάρ τὰ περιεκτικὰ τῶν φροντίδων ἀπολέσας εικότως ἄλυπός ἐστιν. ἐτι κάκεινο χρῆ σκοπεῖν ἢ καρδία γυναῖκα σημαίνει ἀνδρὸς ἰδόντος, ἀνδρα δὲ γυναϊκὸς ἰδοῦσης διὰ τὸ τὴν ὅλην τοῦ σώματος ἔχειν διοίκησιν. καὶ τὸν θυμὸν τοῦ ἰδόντος καὶ τὸ πνεῦμα· τούτων γάρ ἐστι περιεκτική. καὶ ὁ πνεύμων ὁμοίως. ἦπαρ δὲ τέκνον καὶ βίον καὶ φροντίδας, χολή δὲ τὸν θυμὸν καὶ χρήματα καὶ γυναῖκα, σπλὴν δὲ ἡδονὰς καὶ γέλωτα καὶ τὰ ἐπιπλα τῶν σκευῶν, κοιλία δὲ καὶ ἔντερα τέκνα πρῶτον, εἶτα δανειστάς, ἐπεὶ μετὰ πολλῆς βίας ἀπατεῖ τροφάς. νεφροὶ δὲ ἀδελφοὺς καὶ συγγενεῖς καὶ ** τέκνα. ὅθεν μένοντα μὲν ταῦτα μείναι καὶ τὰ σημαίνόμενα ὑπ’ αὐτῶν σημαίνει, διπλούμενα δὲ πάντα ἢ ἕκαστον ἰδίᾳ διπλᾶ ἔσεσθαι τὰ σημαίνόμενα δηλοῖ. Dazu Harris-McCoy, Artemidorus’ *Oneirocritica*, 445f.; für die Verbindung mit den Emotionen vgl. Weber, Emotionen in Artemidors *Oneirokritika*, 52f.

⁵⁵ Artem. 5,9, 5,66, 5,89, 5,92, 5,95.

⁵⁶ Artemidor nennt auch Namen: Aristoteles, Archelaos (unter Ptolemaios III., er schrieb über Merkwürdigkeiten der Natur), Xenokrates (I BC, er schrieb über Nahrungs- und Heilmittel).

steht viel Apologie und Eigenwerbung im Raum, aber die angeführten Beispiele können auch als Belege dafür stehen, dass es eine reichhaltige ‚Fachliteratur‘ gab, die sich für die Deutung verwenden ließ. Dies trifft etwa zu für Diäten, Salben, Bäder, medizinisch wirksame Pflanzen, ebenso für Grundsätze der Humoralpathologie.⁵⁷ Artemidor macht jedoch immer wieder deutlich, dass trotz des erforderlichen Wissens die Erfahrung *die* entscheidende Qualität für eine erfolgreiche Deutung darstellt.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass wir es mit einer Fülle an Traumbildern zu tun haben, die Krankheiten beinhalten und die auf Krankheiten gedeutet werden, allerdings nicht in Form einer eigenen, sonst nicht vorkommenden Bilderwelt. Dabei handelt es sich um einen der umfangreichsten Einzelbereiche in den gesamten *Oneirokritika*; dies verwundert nicht, haben doch gerade Krankheiten in besonderem Maße Auswirkungen auf das Leben der antiken Zeitgenossen nach sich gezogen, die – ebenso wie die Bewahrung der Gesundheit – wiederum zu bewältigen waren. Die Deutungen erfolgen nach den bei Artemidor üblichen Prinzipien, aber es wird auch deutlich, welche große Bedeutung gängigen, vermutlich auch den Klienten geläufigen Vorstellungen in Kombination mit medizinischem Wissen zukam.

4 Gesundheit und Krankheiten in ihrer sozialen Relevanz

Der Sozialstatus des Träumenden und zahlreiche Merkmale desselben, mitunter nur kleine Details, spielen für die Deutung eine entscheidende Rolle. Darüber hinaus finden sich im Kontext von Träumen zu Gesundheit und Krankheit gängige Vorstellungen von sozialer Relevanz transportiert, die über die übliche Figurationen bei den Sozialbeziehungen etwa der Familie (*oikos*) hinausgehen: „In warmem Wasser zu baden, ich meine in solchem, das es von Natur aus ist, bedeutet Kranken Genesung, Gesunden fehlende Arbeit; denn nur Rekonvaleszenten und Leute, die nichts zu tun haben, reisen ins Thermalbad.“⁵⁸ Dieser Traum geht

⁵⁷ Zum medizinischen Schrifttum generell vgl. Hanson, *Medical Writers*. Der Autor der hippokratischen Schrift *Περὶ διαίτης* macht im 4. Buch freilich deutlich, dass Traumdeuter in aller Regel das spezifische medizinische Wissen fehle – deshalb kann es allenfalls ‚Zufallstreffer‘ geben, während der *richtige* medizinische Traumdeuter über die richtige *τέχνη* verfüge, dazu Althoff, *Das Verhältnis von medizinischer Prognose*, 54–56.

⁵⁸ Artem. 1,64,70,10–13: λούεσθαι δὲ θερμοῖς ὕδασι, λέγω δὲ τοῖς αὐτοφύεσι, τοῖς μὲν νοσοῦσιν ὑγίαιν τοῖς δὲ ἐρρωμένοις ἀπραξίαν σημαίνει ἢ γὰρ ἀναλαμβάνοντες ἢ ἀπραγῶντες εἰς θερμὰ πορεύονται. Natürliche warme Quellen waren in der antiken Mittelmeerwelt sehr verbreitet und geschätzt; vgl. exemplarisch die Anlagen des Kurbads Allianoi in der Nähe von Pergamon, dazu Müller, *Allianoi*, der Angaben bei Aelius Aristides mit Ausgrabungsbefunden verbindet.

nicht nur von der therapeutischen Wirkung von Thermalquellen aus, sondern setzt auch als selbstverständlich voraus, dass Gesunde einer Tätigkeit nachgehen.⁵⁹ Krankheit wird deshalb konsequenterweise mit fehlender Arbeit verbunden: Da der größte Teil der Bevölkerung seinen Lebensunterhalt unmittelbar durch eigene Arbeit verdiente, bedeutete Krankheit einen unmittelbaren Verdienstausschlag.⁶⁰ An einer anderen Stelle geht es um den Traum zu erblinden, der positiv gedeutet wird, „denn auch einem Blinden wird von allen Seiten Hilfe zuteil.“⁶¹ Die genannte Hilfe dürfte zweifellos wichtig gewesen sein, doch darf man kaum davon ausgehen, dass damit ein gesichertes Sozialsystem gemeint sein dürfte, sondern eher das soziale Netz aus Verwandtschaft und Nachbarschaft. Wir erfahren auch noch, dass das Gesicht „ein Abbild des Ehrgefühls und des Vollbesitzes der bürgerlichen Rechte“⁶² sei, die aufgrund einer Entstellung im Traum, etwa durch den Verlust der Nase, auch verloren gehen konnten. Eine genauere Erklärung erfolgt zwar nicht, doch wird aus dem noch darzulegenden Definitionsversuch deutlich, dass es die Abweichungen von der Norm sind, die einen Krankheitszustand bewirken.

Insgesamt fällt das Ergebnis für diesen Zusammenhang geringer aus als erhofft. Dies gilt auch für die Einordnung der sozialen Wertigkeit der Ärzteschaft, von denen allein Chirurgen als Spezialisten genannt werden.⁶³ Dass freilich auch Intellektuelle wie Fronto sich bei entsprechenden Leiden durch Inkubation Linderung zu verschaffen suchten (4,22), ist nun keineswegs überraschend, wenn man den ‚Pilgerbetrieb‘ betrachtet, der sich an etlichen Inkubationsheiligtümern entwickelt hat.⁶⁴

⁵⁹ Dass gerade Mitglieder der Oberschicht Thermalbäder besuchen konnten, weil sie nicht körperlich arbeiten mussten, zeigen nicht zuletzt diverse Bemerkungen von Aelius Aristides (vgl. vorige Anm.), außerdem Dvorjetski, *Leisure, Pleasure and Healing*, 116–123.

⁶⁰ Die Gleichsetzung wird etwa bei Artem. 2,3,104,7f. formuliert: „*Allen anderen aber kündigt es [sc. das Traumbild] Krankheit oder fehlende Arbeit/Arbeitslosigkeit an*“ (τοῖς δὲ λοιποῖς νόσον σημαίνει ἢ ἀπραξίαν), ähnlich bereits 1,50,57,19–21. Eine explizite Begründung für die Deutung gibt Artemidor freilich nicht. Vgl. auch Walde, *Illness and Its Metaphors*, 129.

⁶¹ Artem. 1,26,33,3: ὁ δὲ ἕξει τοὺς ὑπηρετήσοντας αὐτῷ. Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 4, betont, dass Blindheit bzw. Erblindung als häufigste Erkrankung bei Artemidor genannt werden, was auch den Realitäten im Imperium Romanum entsprochen habe.

⁶² Artem. 4,27,262,16–17: ἔστι δὲ τὸ πρόσωπον τῆς αἰδοῦς καὶ τῆς ἐπιτιμίας εἰκῶν, wobei als faktische Konsequenz der Verlust des Bürgerrechts erfolgte.

⁶³ Die Ärzte werden somit nicht weiter differenziert, etwa in private, Militärärzte etc.; die separate Erwähnung des Chirurgen ist insofern erstaunlich, als man sie aufgrund der Reputation als ‚Schneider‘ eigentlich eher mied.

⁶⁴ Vgl. Petsalis-Diomidis, *The Body in Space*.

5 Gesundheit und Krankheit – Versuch einer Definition

Christine Walde hob mit Recht hervor, dass Artemidor gegenüber der Gesundheit und Krankheit anderer Menschen eine eher nüchterne und distanzierte Haltung eingenommen hat – man würde heute sagen: eine professionelle Haltung. Eine solche war umso mehr angebracht, als der Deuter nicht selten auch, z. B. einem Kranken (ἀσθενής), einen negativen Ausgang prophezeien musste und sich deshalb nicht zu sehr persönlich tangieren lassen durfte.⁶⁵ Dem entspricht, dass Krankheit an sich bei ihm eigentlich nicht moralisch bewertet wurde oder gar als gerechtfertigter oder selbstverschuldeter Zustand galt, der etwa göttliche Bestrafung verdiente oder durch eine solche ausgelöst worden war;⁶⁶ denn über die Ursachen wird nichts ausgesagt. Die Existenz von Krankheiten erscheint bei Artemidor nicht als Frage von Armut oder Reichtum bzw. von hohem oder niederm Sozialstatus, wobei in der Praxis Hygiene und Ernährung durchaus von erheblicher Relevanz waren.

Ein Deuter musste aber notwendigerweise eine Vorstellung davon besitzen, was „gesund“ und „krank“ eigentlich meint.⁶⁷ Artemidor steht hierbei für eine breit angelegte Definition von Krankheit, insofern *jede* Art von Irritation, Abweichung, Beschädigung oder Abnormität, die den menschlichen Körper oder die seelische Verfassung eines Menschen betraf, hier virulent ist. Oder in den Worten Artemidors: „denn die Natur ist die gemeinsame Mutter von allen, wir sagen

⁶⁵ Walde, *Illness and Its Metaphors*, 148, zufolge könnte eine negative Vorhersage, die an deren dramatische Erfüllung geknüpft war, mehr zum Ruhm des Deuters beigetragen haben als eine Serie positiver Prognosen: „We can only guess at the therapeutic effect of visiting a good and proficient dream interpreter, who in his interpretative process offers a kind of talking cure and sets a task to the client, as he has to accept or dismiss its contents.“ Letztlich dürfte aber entscheidend gewesen sein, dass sich die Deutung *überhaupt* erfüllt hat.

⁶⁶ So auch Walde, *Illness and Its Metaphors*, 132. Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 4, bemerkt hingegen zu Artem. 3,51: „physical incapacity and illness are explicitly treated as symbolically evocative of moral failings. [...] Artemidorus does not feel the need to provide a rationale for this link between disease and physical disability on the one hand, and moral faults (‘mental lack of control and irrational desires’) on the other; he simply assumes that the connection is obvious.“ Die fragliche Passage lautet: „*Denn die Krankheiten des Körpers und die Gebrechen der Körperteile gleichen den Zügellosigkeit und unvernünftigen Begierden der Seele, und wer dieselben Leiden hat, begeht natürlich denselben Fehler*“ (τὰ μὲν γὰρ νοσήματα τοῦ σώματος καὶ <αἱ> τῶν μερῶν πηρώσεις εἰκόασι ταῖς τῆς ψυχῆς ἀκολασίας καὶ ἀλόγοις ἐπιθυμίαις, ὁ δὲ τὰ αὐτὰ πάσχων εἰκότως ἂν συνεξαμαρτάνοι). Artemidors Gleichsetzung impliziert m.E. jedoch nicht, dass körperliche Gebrechen als *Folge* ‚moralischer Fehler‘ zu verstehen sind. Ganz eindeutig erscheint der Zusammenhang jedoch nicht.

⁶⁷ Das Folgende in Anlehnung an Walde, *Illness and Its Metaphors*.

aber, dass die Gesunden, nicht die Kranken sich im Einklang mit der Natur befinden.“⁶⁸ Dass das Konzept an einem männlichen Träumenden ausgerichtet ist, verwundert nicht und man darf auch nicht heutige Gender-Maßstäbe anlegen, etwa wenn Artemidor (1,50) Frauen für schwächer als Männer hält.⁶⁹ Krankheit ist folglich die Abweichung von einem stabilen Zustand, eine „körperliche Schwächung“ (1,60)⁷⁰, die temporär oder langfristig sein kann (2,2: „langes Krankenlager“). Mitunter erfolgt eine nähere Bestimmung noch durch den Zusatz „schwer“ oder „langwierig“ – mit *μακρονοσία* hat Artemidor sogar einen seltenen Terminus verwendet⁷¹ –, ohne dass ein inhaltlicher Grund für eine solche Verschärfung ersichtlich wäre.

Spezielle Bilder, die *nur* für Krankheit stehen, scheint es nicht in großer Zahl gegeben zu haben,⁷² immerhin aber solche Fälle, in denen geträumte Krankheiten auch für Erkrankungen stehen. Krankheiten reihen sich letztlich in die Serie der Unglückszustände ein, die in einem menschlichen Leben vorkommen können. Allerdings besteht insofern eine Besonderheit, als sowohl Bilder von Krankheiten als auch träumende Kranke sehr nahe am Tod stehen und letztere somit mit dem Leben das größte verlieren, das ihnen noch geblieben ist – nicht als unbedingt *zwingende* Deutung, wenn man an das Prinzip des Gegenteils denkt, aber doch als häufiges Ergebnis.⁷³

⁶⁸ Artem. 1,79,92,15–17: μήτηρ γὰρ κοινὴ πάντων ἡ φύσις, φαμὲν δὲ τοὺς ἐρρωμένους καὶ οὐχὶ τοὺς νοσοῦντας κατὰ φύσιν ἔχειν. Der Ausdruck der letzten drei Worte des Satzes findet sich auch andernorts für ‚bei guter Gesundheit sein‘. Ähnlich formuliert wird der Zusammenhang 1,50,57,15–21, wenn von einem *Normalmaß* an Schönheit, schönem Wuchs und Körperkraft die Rede ist, was nicht nur vom *Übermaß* abgesetzt wird, sondern auch davon „zu träumen, hässlich, gelähmt oder kraftlos zu sein“, was wiederum auch in 4,29 exemplifiziert wird, dazu auch Walde, *Illness and Its Metaphors*, 131 mit Anm. 5.

⁶⁹ Dazu Thonemann, *An Ancient Dream Manual*, Kap. 4; MacAlister, *Gender as Sign and Symbolism*; Walde, *Explorationen*, 37f., derzufolge sich „die Geschlechtsunterschiede nur in der Deutung, also nicht auf der Ebene des Träumens selbst konstituieren“ (37); vielfach dürften unter der maskulinen Form bei Artemidor auch weibliche Träumende subsumiert gewesen sein, so auch Walde, *Illness and Its Metaphors*, 137.

⁷⁰ Auch Artem. 1,2, 1,16, 1,34.

⁷¹ „Schwer“: Artem. 1,79,95,10, 1,80,96,16, 2,3,103,28, 2,36,162,6, 2,37,168,17f. (μεγάλη), 3,60,230,24 (ισχυρά). „Langwierig“: 1,16,24,12, 3,7,207,12 (μακρά), 1,31,39,7, 1,50,57,20 (μακρονοσία).

⁷² Walde, *Illness and Its Metaphors*, 151.

⁷³ Für Walde, *Illness and Its Metaphors* gehört diese Konstellation in eine Reihe weiterer Verluste, nämlich jeweils dem, was am meisten ersehnt wird oder den größten Besitz darstellt (für Reiche: Verlust von Reichtum und ein guter Ruf, für Arme: Gesundheitsverlust, für Unfreie: Verlust der Aussicht auf mögliche Freiheit.).

Wie die Klienten oder gar Artemidor selbst Krankheit konkret empfunden haben, erfahren wir nicht, was auch durch die professionelle Distanz des Deuters und die eher abstrahierende, katalogartige Präsentation des Materials bedingt ist. Dabei werden in den *Oneirokritika* Emotionen zwar keineswegs ausgespart, sie bleiben aber vielfach doch sehr allgemein gehalten.⁷⁴

6 Die *Oneirokritika* als Beitrag zur medizinhistorischen Forschung?

Artemidors Bilderwelt, die von Gesundheit und Krankheit geprägt ist, hat sowohl hinsichtlich der in ihr sichtbaren Krankheiten als auch der aus Träumen resultierenden Deutungen einiges aufzuweisen. Daraus erwächst der Eindruck, dass gerade Kranke vielfach einen Traumdeuter konsultierten, dass der Traumdeuter aber auch mit Deutung auf Krankheiten vertraut war und über ein beachtliches Repertoire verfügt. Dabei wird einerseits pauschal auf Krankheit als in der Zukunft liegendes Geschehen verwiesen, andererseits enthalten die fünf Bücher eine Fülle an einzelnen Erkrankungen, die der Traumdeuter konkret in Beziehung zum Traumgeschehen setzt. Obwohl sich für das Material aufgrund der Genese der *Oneirokritika* und der vermuteten Kompilationsmodi jegliche Quantifizierung von Krankheiten verbietet – etwa in dem Sinne, dass sich etwas über die Häufigkeit ableiten lässt –, wäre es sicherlich aufschlussreich, jenseits der Erblindung/Blindheit als der am häufigsten genannten Erkrankung einmal in einer eigenen Studie eine vollständige Übersicht über die erwähnten Krankheiten und deren Kontextualisierung zu erstellen und medizinisch fachkundig zu kommentieren.⁷⁵ So wäre etwa zu fragen, ob die hergestellten Zusammenhänge zwischen Traumbild, Deutung und Begründung zutreffen bzw. ob sie sich medizinischen Schulen (Kos? Knidos? Alexandria?) – sofern überhaupt bestimmbar – zuordnen lassen. Möglicherweise ergibt sich daraus eine Bestätigung der These, dass Artemidor bei seinem Material über einen starken Schwerpunkt in seiner erweiterten Heimatregion Kleinasien verfügt.

⁷⁴ Dazu Weber, Emotionen in Artemidors *Oneirokritika*.

⁷⁵ Methodisch leitend kann Langholf, Lukian und die Medizin, 2794–2810, sein, der ein solches Unterfangen für Lukian umzusetzen versucht hat und die Schwierigkeit betont, trotz des recht großen Textcorpus über Plausibilitäten hinauszugelangen, was sich zweifellos den Eigenheiten des Autors verdankt. Dennoch gelangt er zu dem Ergebnis, dass Lukiens „Kenntnisse und Interessen im Bereich der Medizin eher oberflächlich waren“ (2834). Artemidor hingegen erschwert dem Leser das Urteil, weil seinen enzyklopädisch angelegten Einträgen in aller Regel der Kontext fehlt. Gelegentlich wird aber doch deutlich, dass Artemidor durchaus über Kenntnisse eines gebildeten Laien verfügt hat, so auch Walde, *Illness and Its Metaphors*, 147.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1 Quellenverzeichnis

Pack, Roger A., Artemidori Daldiani Onirocriticon Libri V, Leipzig 1963.

Krauss, Friedrich S./Löwe, Gerhard, Artemidor. Traumkunst, Leipzig 1991.

2 Literaturverzeichnis

Althoff, Jochen, Das Verhältnis von medizinischer Prognose zur religiösen Divinorik/Mantik in Griechenland, in: Annette Imhausen/Tanja Pommerening (Hrsg.), *Writings of Early Scholars in the Ancient Near East, Egypt, Rome and Greece. Translating Ancient Scientific Texts*, Berlin/New York 2010 (Beiträge zur Altertumskunde 286), 47–68.

Baumbach, Manuel/von Möllendorff, Peter, Ein literarischer Prometheus. Lukian aus Samosata und die Zweite Sophistik, Heidelberg 2017.

Chandezon, Christophe/Bouchet, Julien du (Hrsg.), Artémidore de Daldis et l'interprétation des rêves. Quatorze études, Paris 2014 (Âne d'or 43).

———, En guise d'introduction: Artémidore et la civilisation de son temps. La réception des Oneirokritika, in: Chandezon/du Bouchet (Hrsg.), Artémidore de Daldis et l'interprétation des rêves, 11–29.

Dvorjetski, Estee, Leisure, Pleasure and Healing. Spa Culture and Medicine in Ancient Eastern Mediterranean, Leiden 2007 (Supplements to the Journal for the Studies of Judaism 116).

Fausti, Daniela, Asphodelos, in: Leven (Hrsg.), Antike Medizin, 114.

Guidorizzi, Giulio, Sogno, Diagnosi, Guarigione: Da Asclepio a Ippocrate, in: Giulio Guidorizzi (Hrsg.), *Il sogno in Grecia*, Bari 1988, 87–102.

Hahn, István, Traumdeutung und gesellschaftliche Wirklichkeit. Artemidorus Daldianus als sozialgeschichtliche Quelle, Konstanz 1992 (Xenia 23).

Hanson, Ann Ellis, Medical Writers, in: *The Encyclopedia of Ancient History* 8 (2013), 4376–4378.

Harris-McCoy, Daniel, Artemidorus' *Oneirocritica*. Text, Translation, Commentary, Oxford 2012.

Hoof, Anton J. L. van, Artemidor, in: Leven (Hrsg.), Antike Medizin, 91–93.

Israelowich, Ido, The Authority of Physicians as Dream Interpreters in the Pergamene Asclepieion, in: Demetrios Michaelides (Hrsg.), *Medicine and Healing in the Ancient Mediterranean World*, Oxford 2014, 291–296.

Langholf, Volker, Lukian und die Medizin. Zu einer tragischen Katharsis bei den Abderiten (De historia conscribenda § 1), in: *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt* 2/37.3 (1996), 2793–2841.

Laukamm, Siegfried, Das Sittenbild des Artemidor von Ephesus, in: *Angelos* 3 (1930), 32–71.

- Leven, Karl-Heinz (Hrsg.), *Antike Medizin*, München 2005.
- Lo Presti, Roberto, *Mental Disorder and the Perils of Definition. Characterizing Epilepsy in Greek Scientific Discourse (5th–4th Centuries BCE)*, in: William V. Harris (Hrsg.), *Mental Disorders in the Classical World*, Leiden 2013 (*Columbia Studies in the Classical Tradition* 38), 195–222.
- MacAlister, Suzanne, *Gender as Sign and Symbolism in Artemidoros' Oneirokritika. Social Aspirations and Anxieties*, in: *Helios* 19 (1992), 140–160.
- Matijević, Krešimir, *Ursprung und Charakter der homerischen Jenseitsvorstellungen*, Paderborn 2014.
- Ménard, Héléne, *Pratiques et représentations de la justice dans l'œuvre d'Artémidore de Daldis*, in: Weber (Hrsg.), *Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung*, 101–125.
- Monbrun, Philippe: *Quand on rêve d'animaux: Place de l'animal et bestiaire du rêve dans les Oneirokritika d'Artémidore*, in: Weber (Hrsg.), *Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung*, 127–160.
- Müller, Helmut, Alliano. *Zur Identifizierung eines antiken Kurbades im Hinterland von Pergamon*, in: *Istanbuler Mitteilungen* 54 (2004), 215–225.
- Oberhelman, Steven M., *Dreams in Graeco-Roman Medicine*, in: *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt* 2/37 (1993), 121–156.
- Petit, Caroline, *Signes et présages: Le discours prédictif et ses enjeux chez Galien, Artémidore et Ptolémée*, in: Chandezon/du Bouchet (Hrsg.), *Artémidore de Daldis et l'interprétation des rêves*, 161–190.
- Petsalis-Diomidis, Alexia, *The Body in Space. Visual Dynamics in Healing Pilgrimage*, in: Jaś Elsner/Ian Rutherford (Hrsg.), *Pilgrimage in Graeco-Roman and Early Christian Antiquity. Seeing the Gods*, Oxford 2007, 184–218.
- Price, Simon R. F., *The Future of Dreams. From Freud to Artemidorus*, in: *Past & Present* 113 (1986), 3–37, erweitert in: Robin Osborne (Hrsg.), *Studies in Ancient Greek and Roman Society*, Cambridge 2004, 226–259.
- Rafiyenko, Dariya, *Gicht im Altgriechischen. Eine korpus-basierte Studie*, in: *Digital Classics Online* 2 (2016), 6–31.
- Renberg, Gil H., *Where Dreams May Come. Incubation Sanctuaries in the Greco-Roman World*, 2 Bde., Leiden/Boston 2017 (*Religions in the Graeco-Roman World* 184).
- Richter, Daniel S./Johnson, William A. (Hrsg.), *The Oxford Handbook to the Second Sophistic*, Oxford 2017.
- Temkin, Owsei, *The Falling Sickness. A History of Epilepsy from the Greeks to the Beginning of Modern Neurology*, 2. Aufl., Baltimore 1994.
- Thonemann, Peter, *An Ancient Dream Manual: Artemidorus on the Interpretation of Dreams*, (im Druck), Oxford 2019.
- Tran, Nicolas, *L'identité sociale des artisans et des petits commerçants dans les Oneirokritika d'Artémidore de Daldis*, in: Chandezon/du Bouchet (Hrsg.), *Artémidore de Daldis et l'interprétation des rêves*, 255–279.

- Vendries, Christophe, Instruments à cordes et musiciens dans l'Empire romain. Étude historique et archéologique (IIe siècle av. J.-C./Ve siècle ap. J.-C.), Paris 1999.
- Walde, Christine, Antike Traumdeutung und moderne Traumforschung, Düsseldorf/Zürich 2001.
- , Illness and Its Metaphors in Artemidorus' *Oneirocritica*: A Negative List, in: Steven M. Oberhelman (Hrsg.), *Dreams, Healing, and Medicine in Greece. From Antiquity to the Present*, Farnham 2013, 129–157.
- , Exploration: Schlaf – Traum – Traumdeutung und Gender in der griechisch-römischen Antike, in: Christine Walde/Georg Wöhrle (Hrsg.), *Genderstudien in den Altertumswissenschaften. Schlaf und Traum*, Bd. 6, Trier 2014, 1–43.
- Weber, Gregor, „Zweifach sind die Tore der wesenlosen Träume ...“. Traum und Traumdeutung in der Antike, in: Thomas Aucher/Michael Schlagheck (Hrsg.), *Theologie und Psychologie im Dialog über den Traum*, Paderborn 2003, 13–48.
- (Hrsg.), *Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung. Texte – Kontexte – Rezeptionen*, Berlin/Boston 2015 (*Colloquia Augustana* 33).
- , Le rêve et la mort dans les *Oneirokritika* d'Artémidore, in: Julien du Bouchet/Christophe Chandezon (Hrsg.), *Études sur Artémidore et l'interprétation des rêves*, Paris 2012, 79–97.
- , Zur Einführung, in: Weber (Hrsg.), *Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung*, 7–16.
- , Emotionen in Artemidors *Oneirokritika*, in: Weber (Hrsg.), *Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung*, 39–65.
- , Neue Forschungen zu Traum und Traumdeutung in der Antike. Bilanz und Perspektiven, in: *Gymnasium* 124 (2017), 1–19.
- Wohlens, Michael, Heilige Krankheit. Epilepsie in antiker Medizin, Astrologie und Religion, Marburg 1999 (*Marburger Theologische Studien* 57)

Neuere Forschungen zur Antikenrezeption. Beobachtungen und Perspektiven für die Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit

ULRICH NIGGEMANN

Ein Forschungsfeld kann dann als etabliert gelten, wenn es breit angelegte Überblickswerke, Lexika und Handbücher generiert. Im Hinblick auf die Erforschung von Phänomenen der Rezeption, Referenzierung und Imagination von Antike in Mittelalter und Neuzeit lässt sich dieser Zustand inzwischen zweifellos konstatieren: Nicht nur enthält das völlig neu aufgelegte Standard-Werk zu den klassischen Altertumswissenschaften – der *Neue Pauly* – eigens angelegte Bände zur Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte,¹ sondern es sind in den vergangenen Jahren auch mehrere englischsprachige Handbücher publiziert worden, die einen guten Überblick über dieses ausgesprochen interdisziplinäre Forschungsfeld vermitteln.²

Nun ist das Themenfeld als solches keineswegs neu. Unterschiedliche Fachdisziplinen beschäftigen sich vielmehr schon seit langem mit Phänomenen der Antikenrezeption. Traditionell sind es die Philologien, aber auch die Kunst- und Architekturwissenschaften, die sich mit der Rezeption antiker Texte, Bilder und Artefakte, der Übernahme von mythologischen Figuren oder der Referenzierung klassischer Sujets und historischer Begebenheiten des Altertums befassen.³ Daneben haben sich die Altertumswissenschaften aus ihrer Perspektive ebenfalls schon früh Fragen der Rezeption und des Nachlebens von Antike zugewandt. Dazu gehört insbesondere auch die Geschichte ihrer eigenen Fachdisziplinen, etwa der Archäologie⁴ oder der Alten Geschichte in der Frühen Neuzeit, im 19. Jahrhundert oder im Nationalsozialismus.⁵ Die Untersuchung des Neuhumanis-

¹ Der Neue Pauly Bd. 13–15/3, sowie Der Neue Pauly. Supplemente Bd. 5–7, 9, 13.

² Z.B. Kallendorf (Hrsg.), *Companion*; Grafton [u. a.] (Hrsg.), *The Classical Tradition*; Silk [u. a.] (Hrsg.), *The Classical Tradition*.

³ Prägend für die Kunstgeschichte etwa Aby Warburg, vgl. Gombrich, *Aby Warburg*; Kany, *Warburg*; Erll, *Kollektives Gedächtnis*, 21–24.

⁴ Zur Geschichte der Archäologie nur knapp Hauser, *Archäologische Methoden*.

⁵ Etwa Walther, *Altertumskunde*; Losemann, *Nationalsozialismus*; ders./Mittig, *Nationalsozialismus*; Christ, *Klios Wandlungen*; Ruffing, *Römer – Slawen – Germanen. Überblick zur Entwicklung von Archäologie und Altertumswissenschaften auch bei Silk* [u. a.], *The Classical Tradition*, 199–223.

mus und des sogenannten Dritten Humanismus⁶ sind Gegenstände der Alten Geschichte, aber auch der Philosophiegeschichte und der Geschichte der Pädagogik.⁷ Die frühe Kulturgeschichte – etwa eines Jacob Burckhardt – hat ganz wesentlich die Rolle der Antikenrezeption in der Renaissance und im Humanismus zum Thema gemacht.⁸ Dadurch rückten auch die politischen Theorien der italienischen Renaissance und ihre Verarbeitung antiker Staatstheorien in den Blickpunkt. Forscher wie Hans Baron, John G.A. Pocock oder Quentin Skinner haben mit Begriffen wie *civic humanism*, *classical republicanism* oder *neo-Romanism* die Bedeutung antiker staatstheoretischer Schriften auf die Entwicklung frühneuzeitlicher republikanischer Diskurse thematisiert.⁹ Doch auch mit Blick auf die Thematik der Imperien, des Kolonialismus, der Nationsbildung sowie schließlich auch revolutionärer Ereignisse ist die Frage nach Bezügen auf antike Texte, Bilder und Gegenstände gestellt worden.¹⁰ In jüngerer Zeit sind neue Themenfelder und Fachdisziplinen hinzugetreten, etwa im Bereich der Geschichte der Naturwissenschaften, der Medizin, der Geschichte der Ökonomie, aber auch der Geschichte der Musik, der Oper oder des Films.¹¹

Insgesamt entsteht der Eindruck eines geradezu ubiquitären Phänomens. Die gesamte Frühe Neuzeit hindurch und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein waren Bezüge auf antikes Erbe geradezu allgegenwärtig. Das spiegelt sich in der Breite der Forschungsthemen wider. Verdienstvolle Sammelbände, etwa aus dem Kontext des Potsdamer Forschungszentrums Europäische Aufklärung¹² oder des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Barockforschung,¹³ haben noch einmal das vielfältige Spektrum möglicher Perspektiven auf das Phänomen verdeutlicht.¹⁴ In Berlin hat sich zudem der Sonderforschungsbereich 644 mit „Transformationen

⁶ Groppe, Neohumanismus; Landfester, Neuhumanismus; ders., Dritter Humanismus.

⁷ Vgl. auch den Beitrag von Eva Matthes in diesem Heft.

⁸ Insbesondere Burckhardt, Die Kultur der Renaissance.

⁹ Baron, The Crisis of the Early Italian Renaissance; Pocock, The Machiavellian Moment; Skinner, Liberty before Liberalism.

¹⁰ Etwa Huhnholz, Krisenimperialität; Hausteiner, Greater than Rome; Gehler/Rollinger (Hrsg.), Imperien und Reiche; Shields, The American Aeneas; Niggemann/Ruffing (Hrsg.), Antike als Modell; Hannemann, Klassische Antike; Chevallier (Hrsg.), La Révolution Française.

¹¹ Exemplarisch die Beiträge zu Elm [u. a.] (Hrsg.), Die Antike der Moderne; sowie Gindhart, Das Kometenjahr 1618. Zur Oper auch Droß-Krüpe (Hrsg.), Great Women on Stage; und zum Film Wieber-Scariot, Film; Galinski, Film.

¹² Elm [u. a.] (Hrsg.), Die Antike der Moderne.

¹³ Heinen (Hrsg.), Welche Antike.

¹⁴ Knapper Überblick auch bei Niggemann/Ruffing, Modell Antike.

der Antike“¹⁵ beschäftigt und dabei wesentliche Fragen der Antikenrezeption angesprochen.

Gerade die Vielzahl der Publikationen und das Spektrum der Themen wirft freilich auch Fragen auf. Welche Erkenntnisse lassen sich aus der Vielfalt der Einzelforschungen gewinnen, welche übergreifenden Perspektiven und Forschungstendenzen lassen sich daraus ableiten? Welche Begriffe und Konzepte sind überhaupt geeignet, um der Gesamtheit der Phänomene gerecht zu werden? Welche Entwicklungen – v.a. mit Blick auf eine breit verstandene Frühe Neuzeit – können aufgezeigt werden? Der vorliegende Beitrag wird diese Fragen nicht beantworten können. Er will aber einige Beobachtungen skizzieren und mögliche Forschungsperspektiven aufzeigen.

1 Erträge der jüngeren Forschung

Schaut man sich die jüngeren Publikationen, insbesondere die umfangreichen Sammelbände der letzten Jahre an, so ist man zunächst oft etwas ratlos angesichts der schieren Detailfülle und der Vielfalt des Dargebotenen. Die Spezialisten werden sich auf einzelne Beiträge konzentrieren, eine Zusammenschau der zahlreichen Einzelerkenntnisse hingegen steht in den meisten Fällen noch aus. In dem vorliegenden Beitrag auch nur annähernd die zahlreichen Erträge aus den verschiedenen Forschungsfeldern zusammenzutragen zu wollen, wäre schon aufgrund des zur Verfügung stehenden Raums illusorisch. Dementsprechend kann es hier nur darum gehen, exemplarisch einige Felder zu benennen und die sich verändernden Herangehensweisen nachzuzeichnen. Das soll hier anhand dreier Aspekte geschehen, nämlich a) der Chronologie, also der Frage nach den zeitlichen Dimensionen von Antikerekursen sowohl in der Frühen Neuzeit als auch in der Forschung, b) der in der Forschung verstärkt diskutierten Pluralisierung von Antiken sowie c) der gesellschaftlichen Verankerung antikebezogener kultureller Codes.

a) Chronologie

Nachdem Jules Michelet und Jacob Burckhardt in Anlehnung an den italienischen *Rinascimento*-Begriff das Konzept der Renaissance in der kulturhistorischen Forschung etabliert hatten,¹⁶ galt das italienische *quattrocento* und *cinque-*

¹⁵ Homepage des SFB 644 „Transformationen der Antike“: <https://www.sfb-antike.de/> (letzter Zugriff 18.03.2019).

¹⁶ Michelet, *Renaissance et Réforme*, 35–212; Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance*. Vgl. auch Walther, *Renaissance*, Sp. 2f.; Silk [u. a.], *The Classical Tradition*, 14 mit Anm.

cento schon bald als die eigentliche Hochphase der ‚Wiederentdeckung‘ der klassischen Antike. In der Folge wurden die Auswirkungen des Renaissance-Humanismus in den Ländern nördlich der Alpen im 16. Jahrhundert ebenfalls unter dem Aspekt der Antikenrezeption betrachtet.¹⁷ Die Forschung orientierte sich dabei freilich zunächst vor allem an den von den Renaissance-Humanisten selbst vorgegebenen Rastern. Die Orientierung am klassischen Latein, die Rezeption eines Kanons lateinischer und griechischer Autoren in der Literatur und Philosophie des 15. und 16. Jahrhunderts, die Übernahme architektonischer und plastischer antiker Formen in die bildende Kunst und Architektur wurden zu Indizien eines „Aufbruchs“ aus dem Mittelalter, eines „Erwachens“ des Menschen der Neuzeit.¹⁸ Implizit vorausgesetzt war dabei immer die Antike als zugleich reale wie auch normative Größe. Sie war gleichermaßen Bezugspunkt der untersuchten Epoche der Renaissance wie auch der untersuchenden Forscher, die somit die Idealisierung der Antike aus ihrem Untersuchungsgegenstand weitertradierten. Schon bald wurde freilich der Renaissance-Begriff losgelöst von der Phase des 15./16. Jahrhunderts und übertragen auf andere Hochzeiten ostentativer Antikebezüge. So entstand der Begriff der Karolingischen Renaissance und etwas später der der Ottonischen und Staufischen Renaissance.¹⁹

Zur Moderne hin wurde mit der *Querelle des Anciens et des Modernes* sodann eine weitere Zäsur identifiziert, im Zuge derer sich ein modernes Fortschrittsdenken durchgesetzt habe, das nicht mehr auf Anciennität und Tradition angelegt gewesen sei, sondern der eigenen Epoche und der Zukunft die Möglichkeit der Verwirklichung ihrer Ideale zusprach.²⁰ In der Erforschung der Aufklärung spielten daher Fragen nach der Antikenrezeption zumeist eine weitaus geringere Rolle, so dass Renaissance und Barock als Hochphasen solcher Bezugnahmen erschienen.²¹

Freilich fiel durchaus auf, dass die Französische Revolution von 1789 in bemerkenswerter Weise von rhetorischen und bildlichen Bezügen auf die Antike

1. Der Begriff des „rinascimento“ bzw. der „rinascità“ stammt wohl von Giorgio Vasari; vgl. Walther, Renaissance, Sp. 1; Tönnemann, Renaissance, Sp. 702.

¹⁷ Etwa Kristeller, Die Verbreitung des Italienischen Humanismus; Walther, Humanismus.

¹⁸ Burckhardt, Die Kultur der Renaissance, 99, 127–131.

¹⁹ Strothmann [u. a.], Karolingische Renaissance; Ott/Schupp, Ottonische Renaissance; Strothmann, Staufische Renaissance.

²⁰ Zur *Querelle* etwa Jaufß, Ästhetische Normen; Levine, The Battle of the Books; Schmitt, Querelle des Anciens et des Modernes; Chihaiia, Querelle des anciens et des modernes. Noch im *Neuen Pauly* wird die *Querelle* geradezu als Fanal der französischen Aufklärung apostrophiert; Landfester, Aufklärung, Sp. 341. Zur Einbettung in die Wahrnehmung und Konstruktion von Zeit auch Landwehr, Geburt der Gegenwart, 171–191.

²¹ Zum Verhältnis auch Landfester, Aufklärung, Sp. 342f.

geprägt war.²² Ähnliches gilt auch für die Amerikanische Revolution.²³ Die Spezialforschung stellte daher Fragen nach dem Einfluss antiker Staatsvorstellungen auf die revolutionären Prozesse und insbesondere auf die Entwicklung der Verfassungen am Übergang zur Moderne. Der Stellenwert antiker Philosophie wurde dabei allerdings sehr unterschiedlich eingeschätzt. Das Spektrum reichte von einer starken Akzentuierung des Weiterwirkens der Antike bis weit in die Neuzeit hinein²⁴ bis zu einer den Stellenwert der Antike eher bestreitenden Position. Für die Vertreter der letzteren waren die Antikebezüge eher „window dressing“²⁵ und äußerliches Dekor, das mit der Entwicklung von staatstheoretischen Ideen in der Neuzeit wenig zu tun gehabt habe.²⁶

Mit dem Konzept des „klassischen Republikanismus“ hat vor allem die Ideengeschichte Cambridger Prägung einen Diskusstrang herausgestellt, eine politische Sprache, die wesentlich von Bezügen auf antike Autoren, allen voran Aristoteles, Livius und Polybius, geprägt gewesen sei. Für John G.A. Pocock und andere geht es dabei weniger darum, einen direkten Einfluss antiker Texte auf frühneuzeitliche ‚Ideen‘ nachzuweisen, als vielmehr die Bedeutung und Kontinuität bestimmter Sprachmuster herauszustellen, die das Sprechen über die je aktuellen Probleme präfiguriert hätten. Die Situationsanalyse etwa in der Konfrontation zwischen Krone und Parlament im England der 1640er Jahre sei wesentlich über Modelle erfolgt, die man über Niccolò Machiavelli aus der antiken Staatstheorie übernommen habe, und diese Form der begrifflichen Fassung habe Einfluss auf die Wahrnehmung des Problems und die diskutierten Lösungsansätze gehabt.²⁷ Auch in der deutschen geisteshistorischen Tradition sind solche Bezüge hergestellt worden. Insbesondere Gerhard Oestreich hat mit dem Interpretament des Neostoizismus versucht, einen Strang der staats- und militärtheoretischen Entwicklung herauszuarbeiten, der ganz wesentlich von Justus Lipsius und der

²² Etwa Parker, *The Cult of Antiquity*; Chevallier (Hrsg.), *La Révolution Française*; Papenheim, *Die Helden Roms*. Knapper Überblick bei Miersch, *Ikongraphischer Bildungskanon*, 167–170.

²³ An älteren Studien sind etwa zu nennen: Mullet, *Classical Influences*; Rossiter, *Seedtime of the Republic*, 356f.; Gummere, *The Classical Ancestry*; ders., *The American Colonial Mind*. Forschungsüberblick bei Reinhold, *Survey of the Scholarship*; und Buschendorf, *United States of America*, Sp. 839f.

²⁴ Z.B. Gummere, *Classical Ancestry*; Reinhold, *Classica Americana*; Richard, *The Founders and the Classics*; Hannemann, *Antike*. Skeptischer Nippel, *Klassischer Republikanismus*.

²⁵ Bailyn, *Origins*, 24. Vgl. auch Reinhold, *Introduction*, 18.

²⁶ So etwa noch Heun, *Die Antike in den amerikanischen politischen Debatten*. Vgl. zur Diskussion auch Reinhold, *Survey of the Scholarship*, 285f.; und Niggemann/Ruffing, *Einführung*, 6–8.

²⁷ Pocock, *Machiavellian Moment*, 333–422.

oranischen Heeresreform herzuleiten sei und – insbesondere in der Verbindung mit dem Calvinismus – prägend für die Entwicklung des preußischen Staates gewesen sei.²⁸

Entscheidend an diesen Ansätzen war, dass sie zunehmend die Komplexität der Rezeptionsbeziehungen betonten. Nicht mehr allein der direkte Bezug auf antike Texte und Modelle stand im Zentrum des Interesses, sondern die verflochtenen und indirekten Rezeptionsbeziehungen, die Vermittlungsprozesse durch Autoren wie Machiavelli, Lipsius und andere wurden thematisiert. Dementsprechend ging es auch nicht mehr primär darum, ob antike Texte tatsächlich einen Einfluss auf Revolutionen und Verfassungen, auf das Staatsdenken der Neuzeit hatten, sondern innerhalb welcher Diskurse und politischen Sprachen die jeweils zeitgenössischen Probleme diskutiert wurden. Auch jüngere Arbeiten, die sich an diesen Ansätzen orientierten, haben daher herausgestellt, dass Antike einen Diskursrahmen darstellte, der keineswegs nur Dekor, sondern ein wesentlicher Bestandteil einer Problem- und Situationsanalyse war und somit in durchaus innovativer Weise genutzt werden konnte, um Lösungen zu plausibilisieren und Konzepte überhaupt zu formulieren.²⁹ Das gilt auch für die selbstverständliche Verwendung antiker Tugendmodelle und Exempla, die dann teilweise typologisch auf frühneuzeitliche Persönlichkeiten übertragen wurden und damit zugleich auch ihr Handeln mitprägten.³⁰ In diesem Zusammenhang lässt sich etwa von „Verargumentierungen“ von Antike sprechen, insofern als Rekurse auf klassische Texte, Bilder und Realien im Kommunikationsprozess zu Argumenten wurden und sich dadurch der jeweiligen Intentionalität anpassten.³¹ Damit ist eine Dynamik zum Ausdruck gebracht, die gerade aus der kommunikativen Verwendung selbst resultierte.

Vergleichbare Ergebnisse wurden auch in anderen Themenbereichen erzielt. So galt etwa auch in der Wissenschaftsgeschichte lange die *Querelle des Anciens et des Modernes* als die tiefe Zäsur zwischen einer in der Renaissance beginnenden frühen Phase mit starkem Bezug auf die Antike und einer in der Folge der

²⁸ Oestreich, *Antiker Geist*; ders., *Der römische Stoizismus*; ders., *Politischer Neustoizismus*. Vgl. zum Einfluss Lipsius' auf die Militärtheorie auch Hahlweg, *Die Heeresreform der Oranier*; und Schwager, *Militärtheorie*, 91–186.

²⁹ Hampsher-Monk, *The Idea of the Republic*; Pocock/Schochet, *Interregnum and Restoration*, 148–153; sowie speziell mit Blick auf James Harringtons Umgang mit historischen Exempla Niggemann, *Auf der Suche nach einem neuen Modell*, 135–138.

³⁰ Hinzuweisen wäre etwa auf die Bedeutung von Cato Uticensis als Modell; vgl. etwa Burt, *Virtue Transformed*; Clark, *Let Cato's Virtues Fire*. Ähnliches gilt für Cincinnatus; vgl. Niggemann, *Von einer Oppositionsfigur zum staatstragenden Modell*. Generell Richard, *The Founders and the Classics*, 53–84; Parker, *The Cult of Antiquity*, 139–177; Papenheim, *Die Helden Roms*.

³¹ Vgl. dazu Niggemann/Ruffing, *Einführung*, 16f.

Etablierung empiristischer Denkformen verstärkten Fokussierung auf die eigene Gegenwart und ihre Errungenschaften.³² Diese Zweiteilung der Entwicklung ist jedoch in der jüngeren Forschung aufgeweicht oder sogar in Frage gestellt worden. An die Stelle einer als „Scientific Revolution“ konzipierten fundamentalen Abkehr der modernen Naturwissenschaften von den Lehren der Antike und des Mittelalters trat eine Konzeption der fließenden Übergänge, der Weiterentwicklung und sogar Wiederentdeckung antiker Vorstellungen.³³ Eine besondere Rolle spielte dabei die epikureische Naturphilosophie, die über Lukrez im 18. Jahrhundert intensiv aufgegriffen wurde.³⁴ Andere Beispiele sind die Übernahme des aristotelischen und anaxagoreischen Telos-Begriffs in der Physik des 17. und 18. Jahrhunderts oder der Atomismus von Anaxagoras und Demokrit in den Weltentstehungstheorien der Aufklärung.³⁵

Die *Querelle des Anciens et des Modernes* – das wird in den neueren Publikationen zunchmend deutlich – stellte in allen diesen Feldern keineswegs die epochale Zäsur dar, als die sie bisweilen angesehen wurde. Vielmehr blieb der Rückbezug auf Antike ein wesentliches Element der Verständigung und der Vermittlung fundamentaler Problemlagen der jeweils eigenen Zeit.³⁶ Tatsächlich stellten das 18. Jahrhundert, die Revolutionszeit und das frühe 19. Jahrhundert eine neue Hochphase der Antikenreurse dar.³⁷ Nimmt man zudem Beobachtungen auch für das 20. Jahrhundert noch hinzu,³⁸ so entsteht der Eindruck, dass es eher um Konjunkturen geht, die unter bestimmten Bedingungen für mal stärker, mal schwächer ausgeprägte Bezugnahmen auf Antike sorgen. Die Auseinandersetzung mit Antike durchzieht jedoch in gewisser Weise die gesamte Neuzeit (und auch schon das Mittelalter). Dabei hat nicht zuletzt auch die Popularisierung von Antikebildern – etwa durch das Medium des Films – zu einer enormen Erweiterung der Themenpalette wie auch der Rezeptionsformen geführt, die wiederum in der Forschung zunchmend aufgegriffen werden und so auch hier zu einer Pluralisierung der Ansätze und Perspektiven geführt haben.

³² So etwa ganz dezidiert Hazard, *La Crise de la Conscience*, 26–47. Vgl. aber auch Meyer, *Die Epoche der Aufklärung*, 15f.

³³ Zusammenfassend Elms [u. a.], *Antike Naturphilosophie*, 11.

³⁴ Erler, *Lukrez' Nachwirkung*.

³⁵ Hecht, *Causae finales*; Lottes, *Antike Kosmogonien*.

³⁶ Elms [u. a.], *Einleitung*, 9f.

³⁷ Vgl. etwa Erskine-Hill, *The Augustan Idea*; Zabel, *Polis und Politesse*; Vöhler/Cancik (Hrsg.), *Genese und Profil*; Steiner [u. a.] (Hrsg.), *Humanism and Revolution*.

³⁸ Vgl. nur Cagnetta/Schiano, *Faschismus*; und Losemann, *Nationalsozialismus*.

b) Pluralisierung von Antike

Es ist vor dem oben geschilderten Hintergrund argumentiert worden, dass nicht so sehr die Häufigkeit und Intensität der Bezüge sich verändert hätten als vielmehr die Konzeption von Antike selbst. War Antike im Humanismus des 15./16. Jahrhunderts noch als weitgehend homogene Epoche erschienen, so habe im weiteren Verlauf des Späthumanismus und Barock eine Pluralisierung von Antiken stattgefunden, so dass Referenzierungen sich nun als konkurrierende und kontroverse Aneignungen dargestellt hätten.³⁹ Auf diese Weise geriet die Antike auch in den Sog der konfessionellen Konflikte, wobei die Positionen durchaus ambivalent waren. Während die römisch-katholische Kirche sich als Förderer klassischer Studien inszenierte, war der Protestantismus hier gespalten. Einer scharfen Kritik an der Antikenrezeption der Katholiken stand ein ausgeprägter Humanismus bei Melanchthon oder Zwingli gegenüber.⁴⁰ Und auch in der Folge der Amerikanischen und der Französischen Revolution konnten unterschiedliche politische Positionen über konkurrierende Antikebezüge ausgefochten werden.⁴¹

Aus einer solchen Perspektive wird die in der älteren Forschung kaum einmal hinterfragte Prämisse einer prinzipiell als historische Realität fassbaren Epoche ‚Antike‘ aufgebrochen. Antike erscheint nun nicht mehr als eindeutige Größe, sondern als immer schon von späteren Akteuren konstruierte und imaginierte Zeit, die als solche nicht beständig ist, sondern den jeweiligen Bedürfnissen der rezipierenden Epoche, den jeweils aktuellen Aneignungssituationen entsprechend konfiguriert wird.⁴² Je nach Kontext ließen sich dabei unterschiedliche Antiken adressieren, indem unterschiedliche Textkorpora, unterschiedliche Bezugsrahmen (Athen, Sparta, Rom etc.) oder auch einfach nur unterschiedliche Deutungshorizonte aufgegriffen wurden.⁴³ In diesem Kontext ist auch das Bewusstsein dafür gewachsen, dass wir es in der Antike selbst bereits mit vielfältigen Rezeptionsprozessen zu tun haben, die wiederum für spätere Akte der Bezugnahme und Aneignung ganz unterschiedliche Anknüpfungspunkte boten.⁴⁴

³⁹ Walther, *Barocke Antike*.

⁴⁰ Vgl. ebd., 86–90, der allerdings die humanistische Dimension des Protestantismus vielleicht zu wenig akzentuiert.

⁴¹ Vgl. etwa Hanses, *Antikebilder*; Niggemann, *Revolutionserinnerung*, 88f., 97–99, 161f.

⁴² Ganz deutlich bei Böhme, *Einladung*, 8f.; Helmroth [u. a.], *Einleitung*, 3.

⁴³ Hampsher-Monk, *The Idea of the Republic*, 79f.; Zabel, *Polis und Politesse*, 3–14. Noch weitgehend offen ist die Frage nach Bezugnahmen auf antike Sachverhalte jenseits des klassischen Mittelmeerraums und der germanischen/keltischen mittel- und nordeuropäischen Regionen, z.B. auf das Perserreich; vgl. aber demnächst Niggemann, *Das Perserbild*.

⁴⁴ Dazu Niggemann/Ruffing, *Einführung*, 19; und exemplarisch etwa die Beiträge von Ruffing, *Cato Uticensis*; und Dunsch, *Exemplo aliis esse debetis*.

Die Pluralisierung von Antike ist also eine zweifache: Zum einen eine festgestellte im Verlauf der Geschichte, im Zuge dessen die Bezugnahmen vielfältiger und kontroverser wurden. Zum anderen aber auch in der Forschung selbst, in der zunehmend die Erkenntnis gewachsen ist, dass es nicht um die eine, realhistorisch greifbare Antike und ihre Rezeption geht, sondern um vielfältige, dynamische und kreative Aneignungen und Imaginationen. Dabei spielten konstruktivistische Ansätze eine wesentliche Rolle in der veränderten Auffassung von Antikebezügen. Aus der Erkenntnis, dass wir es nicht mit einer homogenen Antike, sondern vielfältigen, heterogenen Antiken zu tun haben, erwuchs die Einsicht, dass Antike generell erst durch Imagination und Bezugnahme konstruiert wird. Das Verhältnis zwischen Antike und ihrer Aneignung ist somit als zirkulär aufzufassen, weil im Prozess der Auseinandersetzung Antike stets erst hervorgebracht wird und dabei Rückwirkungen auf die eigene Gegenwart und somit auf den Rezipienten bzw. Imaginierenden hat.⁴⁵ Es ist vor allem dieser zweite Vorgang, der eine grundlegende Verschiebung der Perspektiven bedeutet und den die jüngste Forschung gerade erst angefangen hat, fruchtbar zu machen.

c) Antike als kultureller Code

In der jüngeren Forschung ist zugleich deutlich geworden, dass wir es nicht nur mit einer Pluralität von Antikerekursen zu tun haben, sondern zugleich auch mit einem Bezugssystem, das nicht beliebig war, sondern von den Zeitgenossen auch dechiffriert werden konnte. Wenn Gerrit Walther etwa von einer „barocken Antike“ spricht, so meint er damit die im Barockzeitalter verfügbaren und durch kommunikative Routinen im Diskurs gehaltenen Versatzstücke, derer die Zeitgenossen sich bedienen konnten, ohne auf völliges Unverständnis zu stoßen.⁴⁶ Fehlende Kenntnis dieser Zeichen und Symbole hingegen wurde von Zeitgenossen gebildeter Schichten kritisch wahrgenommen.⁴⁷

Es ist davon auszugehen, dass zumindest die Eliten und eine zunehmend wachsende Zahl gebildeter Bürger Zugang zu einer wesentlich auf der lateinischen (bedingt auch der griechischen) Sprache geprägten Bildung besaßen und dass sie diese klassische Bildung auch als Mittel sozialer Distinktion nutzten. Sie wurde angeeignet durch die Lektüre kanonisierter Texte, deren Relevanz und Bedeutung für die eigene Zeit für die meisten Zeitgenossen außer Zweifel stand.⁴⁸ Latein war für jede höhere Position in Politik und Verwaltung unverzichtbar, und auch für die Herrscher selbst gehörte die Schulung an der lateinischen Sprache sowie an der antiken Historiographie zum selbstverständlichen

⁴⁵ Böhme, Einladung, 7–10.

⁴⁶ Walther, Barocke Antike, 79.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Vgl. z.B. Silk [u. a.], The Classical Tradition, 32–51.

Bestandteil ihrer Erziehung.⁴⁹ Diese Aspekte der frühneuzeitlichen Ausbildung sowie ein mehr oder weniger festgelegter Lektürekanon trugen zweifellos mit dazu bei, dass die Akteure – und zwar europaweit – über einen gemeinsamen Fundus an historischen Exempla, an mythologischen Figuren und antiken Helden gestalten, an Texten und künstlerischen Formen verfügten, der ihnen als gemeinsame Sprache, als Basis eines gemeinsamen Wert- und Normhorizonts diente.⁵⁰ Gerade angesichts der Erfahrung konfessioneller Spaltung konnte somit die Antike neben das Christentum als Fundament einer Wertegemeinschaft treten.⁵¹

Obwohl die historische Bildungsforschung sicher schon immer ein Augenmerk gerade auf die ‚klassische‘ Bildung gelegt hat, sind die Zusammenhänge zwischen dem Bildungshorizont der gebildeteren Schichten und der Omnipräsenz bestimmter antikebezogener Symbole und Sprachmuster erst in jüngerer Zeit intensiver diskutiert worden. Es waren sicher auch diese Zusammenhänge, die die Antike gewissermaßen als kulturellen Code in den europäischen Gesellschaften der Frühen Neuzeit etablierten. Entscheidend daran ist, dass vor diesem Hintergrund nicht so sehr die individuellen Entscheidungen und Geschmäcker der Akteure zu untersuchen sind, sondern vielmehr die ganz selbstverständlichen Imprägnierungen, die bestimmte Modi der Kommunikation präfigurierten.

Darüber hinaus hat sich die Forschung in den letzten Jahren vermehrt auch der Problematik der Übersetzungen gewidmet. Übersetzungen stellten dabei nicht nur antike Texte zur Verfügung und ermöglichten somit die Aneignung auch durch breitere, nicht latein- oder griechisch-kundige Rezipientengruppen, sondern sie stellten auch eine Refiguration der antiken Texte dar, eine Adaption an die jeweils aktuellen Bedürfnisse und Anliegen. In ihnen manifestierten sich etablierte oder vereinzelt auch konträre Lesarten, die Texte mit bestimmten Sinnstrukturen aufluden.⁵² Übersetzungsforschung ist somit ein ganz wichtiger Bestandteil einer Rezeptionsforschung, die gerade auch die Techniken und Modi der Aneignung und Nutzung von Texten in den Blick nehmen will.

2 Antikenrezeption, Antikerekurse, *classical tradition*? Begriffe und Konzepte

Vor dem Hintergrund der skizzierten Beobachtungen stellt sich notwendigerweise die Frage nach der Charakterisierung und begrifflichen Fassung der Phä-

⁴⁹ Walther, *Barocke Antike*, 115.

⁵⁰ Vgl. auch Richard, *The Founders and the Classics*, 12, der hier sogar von einer „Konditionierung“ auf die Antike spricht.

⁵¹ So etwa auch Walther, *Barocke Antike*, 84–86.

⁵² Vgl. etwa die Beiträge bei Böhme [u. a.] (Hrsg.), *Übersetzung und Transformation*.

nomene. Obgleich bis in die jüngste Forschung hinein immer wieder verwendet, ist insbesondere der Rezeptionsbegriff zu hinterfragen. Als Bezeichnung der „Aufnahme und Aneignung von Wissen aus den Wirklichkeitsbereichen des paganen griech.-röm. Altertums in analogen und verwandten Zusammenhängen nachantiker Nationen und Kulturen sowie in den Altertumswissenschaften“ definiert Manfred Landfester den Begriff der Antikerezeption.⁵³ Abgesehen davon, dass in der Forschung vielfach die Engführung auf die vorchristliche griechische und römische Antike nicht praktiziert wird, sondern sowohl die christliche Spätantike als auch geographisch der vorderasiatische Raum und Ägypten einbezogen werden, erweist sich auch der als „Aufnahme und Aneignung“ verstandene Rezeptionsbegriff als unzureichend, um die Vielfalt und Komplexität der Bezugnahmen konzeptionell zu erfassen.

Die erste Schwierigkeit besteht bereits darin, dass der Begriff der „Antikerezeption“ insofern von einem Realismus und Essentialismus geprägt ist, als er implizit *die* Antike als realen Gegenstand operationalisiert. Wir haben bereits gesehen, dass eher von einer Pluralität von Antiken auszugehen ist, die freilich nicht in einem objektiven Sinne existiert haben, sondern immer schon Konstruktionen waren und als Konstrukte mit Sinn und Bedeutung aufgeladen wurden. Freilich hat die theoretische Fassung des Rezeptionsbegriffs insbesondere in der Literaturwissenschaft schon seit den 1970er Jahren eine Ausweitung erfahren. Mit dem Begriff der „Rezeptionsästhetik“ haben die Protagonisten der Konstanzer Schule (insbesondere Hans Robert Jauss und Wolfgang Iser) das Augenmerk auf den Rezipienten bzw. das Verhältnis zwischen anzueignendem Gegenstand, dessen Urheber und den Empfänger gelenkt und damit die Offenheit von Rezeptionsprozessen betont.⁵⁴ Solche Ansätze, die zunächst einmal auf das Verhältnis von Kunstwerk und individuellem Rezipienten angelegt waren, lassen sich durchaus auf breitere Prozesse kollektiver Aneignung von textuellen und bildlichen Erzeugnissen übertragen. So gefasst geht der Rezeptionsbegriff durchaus über die Aneignung mehr oder weniger feststehender Realien hinaus und umfasst auch die im Aneignungsprozess wirksamen Dynamiken, die das Angeeignete stets verändern.

Gerade in der englischsprachigen Forschung wird demgegenüber häufig auf den Traditionsbegriff zurückgegriffen.⁵⁵ Ganz allgemein lässt sich der Begriff der „classical tradition“ im Sinne von „reflexes of, uses of, reconstitutions of, or responses to, the ancient world“ definieren.⁵⁶ Während der Rezeptionsbegriff

⁵³ Landfester/Hinz, Antikerezeption, Sp. 447.

⁵⁴ Z.B. Jauss, Die Theorie der Rezeption; Iser, Der Akt des Lesens; Warning (Hrsg.), Rezeptionsästhetik.

⁵⁵ Vgl. nur die Handbuchtitel bei Silk [u. a.], The Classical Tradition; Kallendorf (Hrsg.), A Companion to the Classical Tradition; Grafton [u. a.] (Hrsg.), The Classical Tradition.

⁵⁶ Silk [u. a.], The Classical Tradition, 4.

eine mehr oder weniger aktive Form der direkten Aneignung antiker Tatsachen impliziert, ist der Traditionsbegriff weiter angelegt, indem er auch Formen indirekter ‚Reflexe‘ des Antiken in späteren Zeiten einschließt. Die klassische Tradition lässt sich dann auch als ein Kontinuum begreifen, innerhalb dessen Auseinandersetzungen nicht nur mit antiken Texten und Zeugnissen stattfinden, sondern auch mit bereits vorhandenen, früheren Auseinandersetzungen – also gewissermaßen Rezeptionen von Rezeptionen.⁵⁷ Der Traditionsbegriff rückt somit auch in die Nähe des Begriffs der Erinnerungskulturen.⁵⁸ Auch das kollektive Gedächtnis bildet ja ein Kontinuum, das sich aus immer neuen Erinnerungsakten speist und dadurch stets aktualisiert und verändert wird.⁵⁹ „Tradition“ akzentuiert freilich stärker, dass „something is handed on“, also den Aspekt einer aktiven Weitergabe und Übermittlung.⁶⁰

Die Forscherinnen und Forscher des bereits angesprochenen Berliner Sonderforschungsbereichs schlagen hingegen den Transformationsbegriff vor.⁶¹ Was auf den ersten Blick aussieht wie das eigentlich ältere Muster einer essentialistisch konzeptualisierten Antike und einer diese verändernd, ja verfälschend aufgreifenden Rezipientenseite, ist hier tatsächlich als komplexer Wechselwirkungsprozess beschrieben, für den auch der Neologismus der „Allelopoiese“ geschaffen wurde.⁶² „Allelopoiese“ meint, dass in dem von Transformationsprozessen geprägten Akt der Aneignung auch die aneignende Kultur Veränderungen erfährt. Im Aneignungsprozess wird also nicht nur „Antike“ stets aufs Neue hervorgebracht, imaginiert, transformiert, sondern, da sie als Folie der Selbstbeschreibung dient, auch die aneignende, rezipierende Kultur neu entworfen. Dabei geht das Konzept aus von einer „Differenz zwischen einem antiken Referenzbereich einerseits und einem nachantiken [...] Aufnahmebereich andererseits“⁶³. Beide stellen jedoch keine festen, dauerhaft fixierten Größen dar, sondern der Begriff der „Allelopoiese“ zielt auf die Veränderlichkeit beider Seiten. Damit ist ein durchaus anspruchsvolles Konzept formuliert, das freilich vor allem auf den wechselseitigen Wandel zielt.

⁵⁷ Ebd., 5. Vgl. auch Niggemann/Ruffing, Einführung, 17f.; und Cancik/Mohr, Rezeptionsformen.

⁵⁸ Vgl. dazu besonders Erll, Kollektives Gedächtnis.

⁵⁹ Dazu ebd., 7f., 36–39; Berek, Kollektives Gedächtnis; Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, 29–48.

⁶⁰ Guillourel/Hopkin, Introduction, 1f.

⁶¹ Vgl. etwa Helmraath [u. a.], Einleitung; Böhme, Einladung. Im Ansatz auch Georgi u. a., Geschichtstransformationen, 19–22.

⁶² So insbesondere Böhme, Einladung, 9. Ausführlicher zum Konzept auch Bergemann [u. a.], Transformation.

⁶³ Helmraath [u. a.], Einleitung, 3.

Mit dem Begriff der „Referenzierung“ verschiebt sich der Fokus stärker auf die argumentativen und rhetorischen Techniken und Praktiken. Es geht also darum, dass rhetorisch Bezüge hergestellt werden zwischen der je eigenen Gegenwart und der Antike. Mit dem Begriff der Referenzierung wird dabei offengelassen, welcher Art diese Bezüge sind und ob sie einer wie auch immer greifbaren antiken Realität entsprechen. Vielmehr ist allein die Tatsache von Bedeutung, dass ein Sprecher aus seiner eigenen Zeit heraus im kommunikativen Akt einen Zusammenhang herstellt. Ähnlich wie beim Rekursbegriff stehen somit die Praktiken des Verweisens und der Bedeutungsfüllung im Mittelpunkt des Interesses. Wie jeweils Plausibilität und Geltung erzeugt wurde, ist somit Teil der Fragestellung. Entscheidend ist aber, dass die Bedeutungsfüllung vom Publikum auch nachvollzogen werden konnte, das heißt, dass sie an den vorhandenen kulturellen Code „Antike“ anschlussfähig sein musste. In diesem Sinne können wir auch von einem Referenzsystem sprechen, das dafür sorgt, dass bestimmte Verweise als sinnvoll akzeptiert werden und andere nicht.

Es wird nicht darum gehen können, einen dieser Begriffe gegenüber anderen zu bevorzugen oder gar durchzusetzen, sondern wichtig erscheint vielmehr das Bewusstsein dafür, welche Vorstellungen und Konzepte man mit ihrer Verwendung akzentuiert, welche Aspekte eines prinzipiell höchst komplexen Vorgangs man damit adressiert. Deutlich geworden sein sollte jedenfalls, dass der in vielen Bereichen bislang vorherrschende Rezeptionsbegriff nicht alles abdeckt, was inzwischen an Forschungen zu den Imaginationen, Konstruktionen, Refigurationen, Verargumentierungen und Adressierungen als antik verstandener Phänomen vorliegt. Dementsprechend lohnt es sich, die Begrifflichkeit zu erweitern, um der Vielfalt der Phänomene, aber auch der Forschungsfragen gerecht zu werden.

3 Forschungsperspektiven

Themen der Referenzierung von Antike wurden bislang schwerpunktmäßig in ideen-, literatur- und kunsthistorischen Forschungskontexten behandelt. Das hatte vielfach zur Folge, dass der Umgang einzelner Autoren und Künstler mit Antike im Mittelpunkt stand und dass damit prinzipiell, zumeist aber wenig theoretisch reflektiert sehr begrenzte, oft elitäre soziale Milieus untersucht wurden.⁶⁴ Es bedürfte daher dringend übergreifender Synthesen, die sich um die Erschließung der sozialen Verbreitung von Rezeptionsphänomenen und die Verbindung der einzelnen Themenfelder bemühen. Nicht mehr das Sammeln immer weiterer

⁶⁴ Diesen Vorwurf wird man wohl auch einigen jüngeren Sammelbänden machen müssen. Nicht zuletzt das Aufsatzformat zwingt gewissermaßen dazu, ein breites Sammelsurium an sehr begrenzten Einzelstudien anzubieten, die sich wiederum an eher bekannten Namen abarbeiten.

Beispiele sollte im Vordergrund stehen, sondern die Frage nach den übergreifenden Mustern, nach den Praktiken der Referenzierung und Bezugnahme.

Die von Ulrich Heinen explizit aufgeworfene Frage „Welche Antike?“ bleibt aktuell und verweist auf ein noch unzureichend ausgelotetes Forschungsfeld. Gerade was die Referenzierung und Verargumentierung von Antike innerhalb politischer Konfliktlagen, in der Herausbildung politischer Parteien (etwa im England/Großbritannien des ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhunderts, aber auch im postrevolutionären Amerika und Frankreich) angeht, sind Fragen nach den konkurrierenden Bezugnahmen noch längst nicht hinreichend beantwortet. Ähnliches gilt auch für die von Gerrit Walther nur angerissenen Fragen der konkurrierenden Bezugnahmen durch die konfessionellen Lager im 16. und 17. Jahrhundert.⁶⁵ Diese Fragen stellen sich nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der schon im deutschen Humanismus ausgeprägten Germanenrezeption, die freilich wiederum in Abhängigkeit der Tacitusrezeption stand.⁶⁶ Damit ist eben auch die Thematik der frühen nationalen Selbstvergewisserung, ja der Konstruktion einer deutschen Nationalität im Kontext von Humanismus und protestantischen Kirchenbildungen angedeutet.⁶⁷

Mit dem Humanismus ist aber auch die Genese eines spezifischen Geschichtsbildes angesprochen, das am Beginn der Neuzeit steht und bis heute etabliert ist. Als spezifisch neuzeitlich gilt dabei die grundlegende Erfahrung der Distanz. Die Selbstkonstituierung der Neuzeit beruhte ja gerade auf der Erfindung von Antike und Mittelalter als Gegensatzpaar von leuchtendem Vorbild und zu überwindender dunkler Zeit.⁶⁸ Man könnte auch formulieren: Die Konstituierung der Neuzeit beruhte auf einer grundlegenden Unterscheidung, der Schaffung dreier distinkter Epochen. Während in den Jahrhunderten zwischen der sogenannten Völkerwanderung und der italienischen Renaissance keine prinzipielle Differenz zwischen der Spätantike und der eigenen Zeit konstruiert, sondern diese vielmehr als Kontinuum einer christlichen Heilszeit bzw. eines fortwährenden, auch eschatologisch aufgeladenen *sacrum imperium Romanum* konzipiert wurde, beruhte die Neuzeit auf der Etablierung einer Differenz. Die Humanisten sahen sich durch das *medium aevum* von der von ihnen verklärten Epoche der Antike geschieden.⁶⁹ Die im Renaissance-Humanismus geschaffene Epochenstruktur hat nicht nur bis heute überdauert; sie steht auch bis heute in einer –

⁶⁵ Walther, Barocke Antike, 84–90.

⁶⁶ Zur Tacitusrezeption etwa Muhlack, Der Tacitismus; ders., Tacitismus; Walther, Tacitismus. Zur Rezeption durch die deutschen Humanisten Hirschi, Wettkampf der Nationen, 321–326; und knapp demnächst auch Niggemann, Rom und Germanien.

⁶⁷ Hierzu insbesondere Hirschi, Wettkampf der Nationen.

⁶⁸ Burke, Die Renaissance, 19–49; Demandt [u. a.], Epochenbegriffe, Sp. 996–998; Walther, Humanismus. Sp. 671.

⁶⁹ Z.B. Walther, Renaissance, Sp. 8f.; oder Burke, Die Renaissance, 34.

wenn auch gebrochenen – Abhängigkeit von den damit implizierten Wertungen und teleologischen Geschichtsbildern.

Möglicherweise ist dieser geschichtsphilosophische Rahmen in seiner Bedeutung für Prozesse der Referenzierung von Antike noch zu wenig thematisiert worden. Inwiefern, so ließe sich fragen, bildete sich damit ein Paradigma aus, das eine immer wieder aktualisierte und situative Auseinandersetzung mit Antikem geradezu notwendig machte und sich somit in jede Reflexion von Zeitlichkeit und der je eigenen Zeithorizonte einschrieb?

Schließlich bilden die in den letzten Jahren verstärkt fokussierten globalhistorischen Zusammenhänge einen Rahmen, der für die Erforschung von Antikerekursen noch zu wenig fruchtbar gemacht wurde. Das gilt vielleicht weniger für die Begründung und Legitimierung imperialer Bestrebungen, die zuletzt – zumindest mit Blick auf Großbritannien – mehrfach thematisiert wurden.⁷⁰ Es gilt aber sehr wohl für die kolonialen Verhältnisse selbst. Wie wirkte sich der kulturelle Code „Antike“ innerhalb der kolonialen Eliten, ihrer Wahrnehmung der lokalen Verhältnisse und ihrer Handlungsmuster aus? Für die nordamerikanischen Kolonien gibt es hier eine Vielzahl an Untersuchungen, gewissermaßen als Vorlauf der Antikenrezeption in den USA, doch weit weniger wissen wir etwa für die britischen, französischen, niederländischen, aber auch spanischen und portugiesischen Kolonien im indisch-indonesischen Raum. Darüber hinaus stellt sich die Frage nach der Übernahme von Antikerekursen durch die lokalen indigenen Eliten und andere Personengruppen.⁷¹ Schließlich wäre auch noch der globale Vergleich im Hinblick auf die Praxeologie der Referenzierung älterer Zeitabschnitte von Interesse. Das gilt zunächst einmal für die arabische Welt des Mittelalters, aber dann in der Folge auch für das Osmanische Reich, sowie schließlich für jene Weltregionen, die zwar keinen Bezug zu der mediterran-antiken Welt haben, sehr wohl aber über eigene weit zurückreichende Traditionsbestände verfügen. Lassen sich also ähnliche Formen der Epochenkonstruktion und der Rückbezüge auf ältere Zeiträume etwa in Indien oder China nachweisen, die mit den Formen der Antikereferenzierung in Europa vergleichbar wären?

4 Fazit

Die hier nur angedeutete Vielgestaltigkeit und geradezu Omnipräsenz von Antikerekursen in der Frühen Neuzeit vermag nur einen ersten Eindruck von der Komplexität, aber auch von der Selbstverständlichkeit solcher Bezüge zu vermit-

⁷⁰ Etwa Huhnholz, *Krisenimperialität*; Hausteiner, *Greater than Rome*; außerdem resümierend Schliephake, *Die Blendung des Kyklopen*, 13, 17f.

⁷¹ Hierzu etwa unter dem Schlagwort des „Black Classicism“ (unter Verweis auf Barbara Goff) Schliephake, *Die Blendung des Kyklopen*, 13; ders., *Black Classicism*.

teln. In vielen Einzelfeldern hat die Forschung tiefergehende Einsichten hervorgebracht, doch es fehlt insgesamt noch an einer Synthese, die diese heterogenen Stränge aufnimmt und die losen Enden zusammenführt. Eine solche Synthese müsste – anknüpfend an die Erkenntnisse der jüngeren Forschung – die Pluralität und Konstruktivität von Antike aufgreifen und dabei stärker von den einzelnen Feldern der Referenzierung abstrahieren, um die prinzipielle Funktion von Antike für die jeweiligen Gegenwart zu begreifen. Die Geschichte der Imagination, Referenzierung und Transformation antiker Traditionsbestände müsste somit einerseits als Geschichte einer Beziehung geschrieben werden, einer Beziehung zwischen den jeweiligen Gegenwartshorizonten und den als ‚Goldene Zeiten‘ verklärten Vergangenheiten, andererseits als Praxeologie von Referenzierungen und Etablierungen von kulturellen Codes. Damit rücken insbesondere die in den Vergangenheitsbezügen ausgedrückten Selbstbeschreibungen und Selbstverortungen in den Mittelpunkt des Interesses.

Literaturverzeichnis

- Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, 2. Aufl., München 1997.
- Baron, Hans, *The Crisis of the Early Italian Renaissance. Civic Humanism and Republican Liberty in an Age of Classicism and Tyranny*, Princeton/NJ 1967.
- Bailyn, Bernard, *The Ideological Origins of the American Revolution*, 14. Aufl., Cambridge/MA 1977 [erstmals 1967].
- Berek, Mathias, *Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Erinnerungskulturen*, Wiesbaden 2009 (Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien 2).
- Bergemann, Lutz [u. a.], *Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels*, in: Böhme [u. a.] (Hrsg.), *Transformation*, 39–56.
- Böhme, Hartmut [u. a.] (Hrsg.), *Transformation. Ein Konzept zur Erforschung kulturellen Wandels*, München 2011.
- , *Einladung zur Transformation. Was ist Transformation?*, in: Böhme [u. a.] (Hrsg.), *Transformation*, 7–37.
- [u. a.] (Hrsg.), *Übersetzung und Transformation*, Berlin/Boston 2007 (Transformationen der Antike 1).
- Burckhardt, Jacob, *Die Kultur der Renaissance in Italien*, 11. Aufl., Stuttgart 1988 [erstmals 1860].
- Burke, Peter, *Die Renaissance*, Frankfurt/M. 1996.
- Burt, Shelley, *Virtue Transformed. Political Argument in England, 1688–1740*, Cambridge 1992.
- Buschendorf, Christa, *United States of America*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/3, Stuttgart/Weimar 2003, Sp. 833–875.

- Cagnetta, Mariella/Schiano, Claudio, Faschismus, in: *Der Neue Pauly* Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 1084–1106.
- Cancik, Hubert/Mohr, Hubert, Rezeptionsformen, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/2, Stuttgart/Weimar 2002, Sp. 759–770.
- Chevallier, Raymond (Hrsg.), *La Révolution Française et l'Antiquité*, Paris 1991 (Publications de l'Université de Tours 25).
- Chihaiia, Matei, Querelle des anciens et des modernes, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* Bd. 10, Stuttgart/Weimar 2009, Sp. 588–591.
- Christ, Karl, *Klios Wandlungen. Die deutsche Althistorie vom Neuhumanismus bis zur Gegenwart*, München 2006.
- Clark, Thomas, „let Cato's virtues fire“. Cato Uticensis und die amerikanische Revolution, in: Niggemann/Ruffing (Hrsg.), *Antike als Modell*, 203–217.
- Demandt, Alexander [u. a.], Epochenbegriffe, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 996–1015.
- Droß-Krüpe, Kerstin (Hrsg.), *Great Women on Stage. The Reception of Women Monarchs from Antiquity in Baroque Opera*, Wiesbaden 2017.
- Dunsch, Boris, „Exemplo aliis esse debetis“. Cincinnatus in der antiken Literatur, in: Niggemann/Ruffing (Hrsg.), *Antike als Modell*, 219–247.
- Elm, Veit [u. a.], *Antike Naturphilosophie und moderne Wissenschaft*, in: dies. (Hrsg.), *Die Antike der Moderne*, 11–12.
- [u. a.], Einleitung: *Die Antike der Moderne*, in: dies. (Hrsg.), *Die Antike der Moderne*, 7–10.
- [u. a.] (Hrsg.), *Die Antike der Moderne. Vom Umgang mit der Antike im Europa des 18. Jahrhunderts*, Hannover 2009 (Aufklärung und Moderne 18).
- Erler, Michael, Lukrez' Nachwirkung als Naturphilosoph und Dichter, in: Elm [u. a.] (Hrsg.), *Die Antike der Moderne*, 13–29.
- Erl, Astrid, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, 2. Aufl., Stuttgart 2011.
- Erskine-Hill, Howard, *The Augustan Idea in English Literature*, London 1983.
- Galinski, Karl, Film, in: Kallendorf (Hrsg.), *A Companion to the Classical Tradition*, 393–407.
- Gehler, Michael/Rollinger, Robert (Hrsg.), *Imperien und Reiche in der Weltgeschichte. Epochenübergreifende und globalhistorische Vergleiche*, 2 Bde., Wiesbaden 2014.
- Georgi, Sonja [u. a.], *Geschichtstransformationen. Medien – Verfahren – Funktionalisierungen*, in: dies. (Hrsg.), *Geschichtstransformationen*, 17–28.
- [u. a.] (Hrsg.), *Geschichtstransformationen. Medien, Verfahren und Funktionalisierungen historischer Rezeption*, Berlin/Bielefeld 2015 (Mainzer Historische Kulturwissenschaften 24).
- Gindhart, Marion, *Das Kometenjahr 1618. Antikes und zeitgenössisches Wissen in der frühneuzeitlichen Kometenliteratur des deutschsprachigen Raumes*, Wiesbaden 2006 (Wissensliteratur im Mittelalter 44).

- Gombrich, Ernst H., *Aby Warburg. An Intellectual Biography*, 2. Aufl., Oxford 1986.
- Grafton, Anthony [u. a.] (Hrsg.), *The Classical Tradition*, Cambridge/MA 2013.
- Groppe, Carola, Neohumanismus, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/1, Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 883–894.
- Guillourel, Éva/Hopkin, David, Introduction. Oral Cultures and Traditions of Social Conflict: An Introduction to Sources and Approaches, in: Éva Guillourel [u. a.] (Hrsg.), *Rhythms of Revolt. European Traditions and Memories of Social Conflicts in Oral Culture*, London/New York 2018, 1–42.
- Gummere, Richard M., *The American Colonial Mind and the Classical Tradition. Essays in Comparative Culture*, Cambridge/Mass. 1963.
- , The Classical Ancestry of the United States Constitution, in: *American Quarterly* 14 (1961), 3–18.
- Hahlweg, Werner, *Die Heeresreform der Oranier und die Antike. Studien zur Geschichte des Kriegswesens der Niederlande, Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens und der Schweiz vom Jahre 1589 bis zum Dreißigjährigen Krieg*, Ndr. Osnabrück 1987 [erstmalig 1941] (*Studien zur Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung* 35).
- Hampsher-Monk, Iain, The Idea of Republic in Anglo-American Political Thought, in: Elm [u. a.] (Hrsg.), *Antike der Moderne*, 77–94.
- Hannemann, Dennis, *Klassische Antike und amerikanische Identitätskonstruktion. Untersuchungen zu Festreden der Revolutionszeit und der frühen Republik 1770–1815*, Paderborn 2008 (*Beiträge zur englischen und amerikanischen Literatur* 27).
- Hanses, Mathias, Antikebilder im „Federalist“/„Anti-Federalist“, in: Niggemann/Ruffing (Hrsg.), *Antike als Modell*, 85–110.
- Hauser, Stefan R., *Archäologische Methoden*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 201–216.
- Hausteiner, Eva M., *Greater than Rome. Neubestimmungen britischer Imperialität 1870–1914*, Frankfurt/M. 2015.
- Hazard, Paul, *La Crise de la Conscience Européenne, 1680–1715*, Ndr. Paris 1968 [erstmalig 1935].
- Hecht, Hartmut, *Causae finales und Physik der Bewegung*, in: Elm [u. a.] (Hrsg.), *Die Antike der Moderne*, 31–46.
- Heinen, Ulrich (Hrsg.), *Welche Antike? Konkurrierende Rezeptionen des Altertums im Barock*, Wiesbaden 2011 (*Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung* 47).
- Helmuth, Johannes [u. a.], Einleitung, in: dies. (Hrsg.), *Antike als Transformation. Konzepte zur Beschreibung kulturellen Wandels*, Berlin/Boston 2017 (*Transformationen der Antike* 49), 1–14.
- Heun, Werner, Die Antike in den amerikanischen politischen Debatten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Niggemann/Ruffing (Hrsg.), *Antike als Modell*, 65–83.
- Hirschi, Caspar, *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen 2005.

- Huhnholz, Sebastian, *Krisenimperialität. Romreferenz im US-amerikanischen Empire-Diskurs*, Frankfurt/M. 2014.
- Iser, Wolfgang, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, 4. Aufl., München 1994.
- Jauß, Hans R., 'Ästhetische Normen und geschichtliche Reflexion in der ‚Querelle des Anciens et des Modernes‘', in: Charles Perrault, *Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde les arts et les sciences*, hrsg. v. Max Imdahl [u. a.] München 1964 (*Theorien und Geschichte der Literatur und der schönen Künste. Texte und Abhandlungen* 2), 8–64.
- , *Die Theorie der Rezeption – Rückschau auf ihre unerkannte Vorgeschichte*, Konstanz 1987 (*Konstanzer Universitätsreden* 166).
- Kallendorf, Craig W. (Hrsg.), *A Companion to the Classical Tradition*, Malden/MA 2007 (*Blackwell Companions to the Ancient World. Literature and Culture*).
- Kany, Roland, *Warburg, Aby*, in: Grafton [u. a.] (Hrsg.), *The Classical Tradition*, 973–974.
- Kristeller, Paul O., *Die Verbreitung des italienischen Humanismus in Europa*, in: ders., *Humanismus und Renaissance*, 2 Bde., München 1974, 85–100.
- Landfester, Manfred, *Aufklärung*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 341–350.
- , *Dritter Humanismus*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 877–883.
- /Hinz, Berthold, *Antikerezeption*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* Bd. 1, Stuttgart/Weimar 2005, Sp. 447–469.
- Landwehr, Achim, *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2014.
- Levine, Joseph M., *The Battle of the Books. History and Literature in the Augustan Age*, Ithaca/NY 1991.
- Losemann, Volker, *Nationalsozialismus*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/1, Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 723–754.
- , *Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte, 1933–1945*, Hamburg 1977.
- /Mittig, Hans-Ernst, *Nationalsozialismus*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/1, Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 723–767.
- Lottes, Günther, *Antike Kosmogonien und Weltentstehungstheorien im Zeitalter der Aufklärung*, in: Elm [u. a.] (Hrsg.), *Die Antike der Moderne*, 63–71.
- Meyer, Annette, *Die Epoche der Aufklärung*, Berlin 2010.
- Michelet, Jules, *Renaissance et Réforme. Histoire de France au XVI^e siècle*, Paris 1982 [erstmalig 1855].
- Miersch, Martin, *Ikongraphischer Bildungskanon*, in: Rolf Reichardt (Hrsg.), *Lexikon der Revolutions-Ikonomie*, 3 Bde., Münster 2017, Bd. 1, 167–188.
- Muhlack, Ulrich, *Der Tacitismus – ein späthumanistisches Phänomen?*, in: Notker Hammerstein/Gerrit Walther (Hrsg.), *Späthumanismus. Studien über das Ende einer kulturhistorischen Epoche*, Göttingen 2000, 160–182.

- , Tacitismus, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/3, Stuttgart/Weimar 2003, Sp. 353–358.
- Mullet, Charles F., *Classical Influences on the American Revolution*, in: *The Classical Journal* 35 (1939), 92–104.
- Der Neue Pauly*. Enzyklopädie der Antike, 15 Bde., Stuttgart/Weimar 1996–2003.
- Der Neue Pauly*. Enzyklopädie der Antike. Supplemente, bisher 13 Bde., Stuttgart/Weimar 2004–2018.
- Niggemann, Ulrich, *Auf der Suche nach einem neuen Modell. James Harrington und die englische Republik*, in: Christoph Kampmann [u. a.] (Hrsg.), *Neue Modelle im Alten Europa. Traditionsbruch und Innovation als Herausforderung in der Frühen Neuzeit*, Köln [u. a.] 2012, 126–139.
- , *Von einer Oppositionsfigur zum staatstragenden Modell. Cincinnatus in der anglo-amerikanischen Publizistik des 18. Jahrhunderts*, in: ders./Ruffing (Hrsg.), *Antike als Modell*, 249–273.
- , *Das Perserbild im England der Frühen Neuzeit*, in: Robert Rollinger/Kai Ruffing (Hrsg.), *Das Weltreich der Perser – Rezeption, Aneignung und Verargumentierung von der Antike bis in die Gegenwart*, Wiesbaden 2019 (*Classica et Orientalia*) (im Druck).
- , *Revolutionserinnerung in der Frühen Neuzeit. Refigurationen der ‚Glorious Revolution‘ in Großbritannien (1688–1760)*, Berlin/Boston 2017 (*Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London* 79).
- , *Rom und Germanien in der Erinnerungskultur der Frühen Neuzeit*, in: Kai Ruffing (Hrsg.), *Germanicus*, Stuttgart (im Druck).
- /Ruffing, Kai, *Einführung*, in: dies. (Hrsg.), *Antike als Modell*, 5–22.
- /—, *Modell Antike*, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, hrsg. v. Leibniz-Institut für Europäische Geschichte Mainz, Mainz 2013, <http://www.ieg-ego.eu/niggemannu-ruffingk-2013-de> (letzter Zugriff 18.03.2019).
- /— (Hrsg.), *Antike als Modell in Nordamerika? Konstruktion und Verargumentierung, 1763–1809*, München 2011 (*Historische Zeitschrift, Beihefte* 55).
- Nippel, Wilfried, *Klassischer Republikanismus in der Frühen Neuzeit. Kritische Nachfragen*, in: Niggemann/Ruffing (Hrsg.), *Antike als Modell*, 23–34.
- Oestreich, Gerhard, *Antiker Geist und moderner Staat bei Justus Lipsius (1547–1606). Der Neustoizismus als politische Bewegung*, Göttingen 1989 (*Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* 38).
- Oestreich, Gerhard, *Politischer Neustoizismus und Niederländische Bewegung in Europa und besonders in Brandenburg-Preußen*, in: ders., *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. v. Brigitta Oestreich, Berlin 1969, 101–156.
- , *Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform*, in: ders., *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. v. Brigitta Oestreich, Berlin 1969, 11–34.
- Ott, Joachim/Schupp, Volker, *Ottomische Renaissance*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/1, Stuttgart/Weimar 2001, Sp. 1253–1260.

- Papenheim, Martin, Die Helden Roms und die Helden Frankreichs. Die Vaterlandsliebe in Antike und Französische Revolution, in: *Francia* 21/2 (1994), 241–244.
- Parker, Harold T., *The Cult of Antiquity and the French Revolutionaries*, New York 1965 [erstmalig 1937].
- Pocock, John G.A., *The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition*, 2. Aufl., Princeton/NJ 2003.
- /Schochet, Gordon J., Interregnum and Restoration, in: John G.A. Pocock (Hrsg.), *The Varieties of British Political Thought, 1500–1800*, Cambridge 1993, 146–179.
- Reinhold, Meyer, *Classica Americana. The Greek and Roman Heritage in the United States*, Detroit/Mich. 1984.
- , Introduction, in: ders., *Classica Americana*, 17–20.
- , Survey of the Scholarship on Classical Traditions in Early America, in: ders., *Classica Americana*, 280–324.
- Richard, Carl J., *The Founders and the Classics. Greece, Rome, and the American Enlightenment*, Cambridge/Mass. 1994.
- Rossiter, Clinton, *Seedtime of the Republic. The Origin of the American Tradition of Political Liberty*, New York 1953.
- Ruffing, Kai, Cato Uticensis und seine Wahrnehmung in der Antike, in: Niggemann/Ruffing (Hrsg.), *Antike als Modell*, 175–202.
- , Römer – Slawen – Germanen. Anton von Premmerstein und die Geschichte als Argument für die aktuelle Politik, in: Kai Ruffing/Kerstin Droß-Krüpe (Hrsg.), *Emas non quod opus est, sed quod necesse est. Beiträge zur Wirtschafts-, Sozial-, Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte der Antike. Festschrift für Hans-Joachim Drexhage zum 70. Geburtstag*, Wiesbaden 2018 (*Philippika* 125), 647–671.
- Schliephake, Christopher, „Black Classicism“: The African American Reception of the Classical Tradition in the Writings of Reginald Shepherd, in: *Amerikastudien/American Studies. A Quarterly* 61 (2016), 53–68.
- , Die Blendung des Kyklopen – Antikenrezeption und (post-)kolonialer Diskurs, in: *Mitteilungen. Institut für Europäische Kulturgeschichte* 22 (2014), 13–34.
- Schmitt, Arbogast, Querelle des Anciens et des Modernes, in: *DNP Bd. 15/2*, Stuttgart/Weimar 2002, Sp. 607–622.
- Schwager, Therese, *Militärtheorie im Späthumanismus. Kulturtransfer taktischer und strategischer Theorien in den Niederlanden und Frankreich (1590–1660)*, Berlin/Boston 2012 (*Frühe Neuzeit* 160).
- Shields, John C., *The American Aeneas. Classical Origins of the American Self*, Knoxville/Tenn. 2001.
- Silk, Michael S. [u. a.] (Hrsg.), *The Classical Tradition. Art, Literature, Thought*, Chichester 2014.
- Skinner, Quentin, *Liberty before Liberalism*, Cambridge 2008.
- Steiner, Uwe [u. a.] (Hrsg.), *Humanism and Revolution. Eighteenth-Century Europe and Its Transatlantic Legacy*, Heidelberg 2015 (*Humanismus und Antikerezeption im 18. Jahrhundert* 3).

- Strothmann, Jürgen, *Staufische Renaissance*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/3, Stuttgart/Weimar 2003, Sp. 272–282.
- [u. a.], *Karolingische Renaissance*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 14, Stuttgart/Weimar 2000, Sp. 816–835.
- Tönnemann, Andreas, *Renaissance*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 15/2, Stuttgart/Weimar 2002, Sp. 702–714.
- Vöhler, Martin/Cancik, Hubert (Hrsg.), *Genese und Profil des europäischen Humanismus*, Heidelberg 2009 (*Humanismus und Antikerezeption im 18. Jahrhundert 1*).
- Walther, Gerrit, *Altertumskunde*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 86–101.
- , *Barocke Antike und barocke Politik. Ein Überblick*, in: Heinen (Hrsg.), *Welche Antike?*, Bd. 1, 79–115.
- , *Humanismus*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* Bd. 5, Stuttgart/Weimar 2007, Sp. 665–692.
- , *Renaissance*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* Bd. 11, Stuttgart/Weimar 2010, Sp. 1–18.
- , *Tacitismus*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* Bd. 13, Stuttgart/Weimar 2011, Sp. 209–212.
- Warning, Rainer (Hrsg.), *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*, 4. Aufl., München 1994.
- Wieber-Scariot, Anja, *Film*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 1133–1141.
- Zabel, Christine, *Polis und Politesse. Der Diskurs über das antike Athen in England und Frankreich, 1630–1760*, Berlin/Boston 2016 (*Ancien Régime, Aufklärung und Revolution 41*).

Antikenrezeption in der Pädagogik. Der Streit zwischen Philanthropinisten und Neuhumanisten

EVA MATTHES¹

1 Allgemeines

Der Streit bzw. die Diskussion um die richtige, angemessene Rezeption der Antike und der antiken Sprachen durchzieht die Geschichte der Pädagogik und war eine der zentralen Auseinandersetzungen in der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Es lassen sich hier grob zwei Parteien festmachen: die Aufklärungspädagogen/Philanthropinisten und die (Neu-)Humanisten/Philhellenisten. Beide hatten etwas gemeinsam: die Kritik an der Rolle, die der Antike in den Unterweisungen der Knaben und Jünglinge vor allem an den Lateinschulen des 17. Jahrhunderts zugewiesen worden war bzw. die jene zunehmend eingenommen hatte: die antiken Sprachen – dominant war hierbei das Lateinische – interessierten nicht wegen der Inhalte, die sie transportierten, sie waren vielmehr Mittel zum Zweck für die jeweils konfessionell ausgerichteten Ziele, und sie wurden als schablonisierte Grammatikschulung mit Auswendiglernen von Regeln und Sentenzen betrieben. Die alten Schriftsteller wurden ausschließlich gelesen, um diese imitieren zu können. Mit sprachlicher Brillanz und geistreichem Witz hat der pädagogische Schriftsteller Jean Paul (eigentlich Johann Paul Friedrich Richter, 1763–1825) diese „Latinitätsdressur“ (Friedrich Paulsen) in vielen seiner literarischen Schöpfungen anschaulich beschrieben, z.B. in seiner Satire *Des Rektors Florian Fäbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg* aus dem Jahr 1795.² Aufklärungspädagogen und – sich von dem überkommenen alten Schulhumanismus abgrenzende – Neuhumanisten wiesen jedoch auch große Unterschiede auf: während die ersten die „Realien“, also naturkundliche Inhalte, aber auch die Muttersprache und moderne Fremdsprachen, stärker in das Zentrum des Unterrichts rücken und die gesamte Erziehung generell mehr auf die jeweils aktuelle Gesellschaft und ihre Bedürfnisse ausrichten wollten und den schon in der Bezeichnung „humaniora“ zum Ausdruck kommenden komparatistisch höher be-

¹ Überarbeiteter Vortrag, gehalten am Tag der Europäischen Kulturgeschichte, 17.07.2017, Universität Augsburg. Vgl. auch Matthes/Antoni, Pädagogik.

² Vgl. Fertig, Jean Paul, 3–22.

werteten Anspruch der humanistischen Inhalte zurückwiesen, entwickelten die Neuhumanisten eine Begeisterung für das antike Griechenland als das wahre Menschentum und erklärten das Studium v. a. der alten Griechen zur Voraussetzung zum Erwerb von Bildung im Sinne von ganzheitlicher Humanität. Die beiden Gruppen lieferten sich das gesamte 18. Jahrhundert hindurch – implizite und explizite – Auseinandersetzungen unterschiedlicher Rigorosität und Schärfe. Nach 1815 hatte sich dann allerdings der Neuhumanismus/Philhellenismus zunächst einmal durchgesetzt. Der Streit brach allerdings vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in neuen Variationen erneut auf und sollte sich dann bis in das 20. Jahrhundert fortsetzen.

Neben diesen die Antikenrezeption im 18. Jahrhundert dominierenden Auseinandersetzungen um den Wert der Alten in Erziehung und Unterricht generell wurde von Theoretikern dieser Zeit in ihren philosophisch-pädagogisch-politischen Gesamtwürfen explizit oder implizit, ihre eigenen Positionen damit legitimieren bzw. bekräftigen wollend, auf Konzeptionen antiker Theorie zurückgegriffen – man denke etwa an die stoischen Grundlagen des Humanitätsverständnisses bei Herder (1744–1803)³ oder an die an Platons Philosophenherrschaft angelehnte Bestimmung der Rolle des Gelehrten bei Johann Gottlieb Fichte (1762–1814).⁴

Ich werde dies am Ende dieses Beitrags exemplarisch am Beispiel des bedeutendsten pädagogischen Werkes des 18. Jahrhunderts, Jean Jacques Rousseaus (1712–1778) *Émile ou De l'éducation* (1762), zeigen.

Doch zunächst zum Zentrum des Beitrags, den Auseinandersetzungen zwischen Aufklärungspädagogen/Philanthropinisten und Neuhumanisten.

2 Aufklärungspädagogik/Philanthropinismus

In der europäisch-transatlantischen Aufklärungspädagogik war die Vorstellung entscheidend, dass der Einzelne durch Erziehung zum tugendhaft-nützlichen Mitglied der Gesellschaft werden und hierdurch seine Glückseligkeit erlangen solle.⁵ Nützliche, in der aktuellen Gesellschaft benötigte, „realistische“ Inhalte sollten deshalb im Zentrum des Lernprogramms für Heranwachsende stehen. Als Initialschrift ist in diesem Kontext die Publikation des Philosophen John Locke (1632–1704) *Some Thoughts Concerning Education* aus dem Jahre 1693 anzuführen, die im 18. Jahrhundert durchschnittlich alle fünf Jahre neu aufgelegt und bald nach Erscheinen in die wichtigsten europäischen Sprachen übersetzt wurde.⁶

³ Vgl. Cancik, Die Begründung der Humanität, 113–126.

⁴ Vgl. Fichte, Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten.

⁵ Vgl. Blankertz, Die Geschichte der Pädagogik.

⁶ Vgl. Rhyn, John Locke, 263–266.

Locke bestreitet in seiner Schrift, dass für die Mehrzahl der Berufe das Erlernen der lateinischen Sprache von Relevanz sei.⁷ Dass dies nach wie vor eingefordert werde, zeige, dass „die hergebrachte Sitte [...] an die Stelle der Vernunft“⁸ trete. Kritik übt er auch daran, wie die lateinische und griechische Sprache gelehrt werden: durch intensive Auseinandersetzung mit deren Grammatik⁹ und durch Auswendiglernen von Textstellen.¹⁰ Für ihn steht vielmehr Lernen von lebenspraktischen Inhalten durch Anschauung, Umgang und Kommunikation im Zentrum.

In der deutschen Aufklärungspädagogik/dem Philanthropinismus war es vor allem der Theologe und Philologe Ernst Christian Trapp (1745–1818), der sich in einer Fülle von Publikationen mit der Frage nach dem Nutzen der Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern und dem Erlernen der antiken Sprachen in großer Ausführlichkeit und mit scharfer Kritik auseinandersetzte. Am grundsätzlichsten kommt seine Position in der Abhandlung *Ueber das Studium der alten klassischen Schriftsteller und ihre Sprachen, in pädagogischer Hinsicht* aus dem Jahr 1787 zum Tragen.¹¹ Trapp argumentiert, dass die Beschäftigung mit den Alten in vielen Bereichen für die Gegenwart keinen Vorbildcharakter mehr habe; dass vielmehr in den modernen Wissenschaften neue Erkenntnisse erworben worden seien, die für die gegenwärtige Gesellschaft nützlicher und wertvoller als die Gedanken der Alten seien. Diese Inhalte sollten ihren angemessenen Platz in der Unterweisung bekommen, die von Anschauung und Lebensbezug sowie Entwicklungsgemäßheit geprägt sein müsse.¹²

Er stellt sich auch gegen die Vorstellung, dass ein klassischer Philologe automatisch ein guter Pädagoge sein müsse; klassische Gelehrsamkeit und Vermittlungskunst fielen nicht zusammen.¹³

Immer wieder betont er, dass er sich dagegen wende, dass „ein gründlicher Gelehrter [...] immer auch ein Verehrer der Alten“ sein müsse, da er Gelehrte kenne, die sich nie mit der Antike beschäftigt hätten und umgekehrt „Verehrern der Alten“ begegnet sei, denen es an gutem Geschmack, klugem Denken und Gelehrsamkeit generell mangle.¹⁴

Ähnliche Positionen fanden sich auch in Nordamerika; vor allem Benjamin Franklin (1706–1790) orientierte sich sehr stark an John Locke und stand im engen Austausch mit deutschen Philanthropinisten, die von ihm wichtige Anstöße

⁷ Vgl. Locke, Einige Gedanken über die Erziehung.

⁸ Ebd., 148.

⁹ Vgl. ebd., 157.

¹⁰ Vgl. ebd., 163.

¹¹ Vgl. Trapp, *Ueber das Studium*, 309–384.

¹² Vgl. ebd., 333–340.

¹³ Vgl. ebd., 360.

¹⁴ Ebd., 366.

ße erhielten. Er stellte sich gegen die Vorrangstellung der alten Sprachen im Lehrplan und plädierte für eine auf nützliches Wissen und moralische Lebensführung ausgerichtete Ausbildung.¹⁵ Sehr deutlich wird dieses Grundverständnis auch an der von ihm in privater Initiative mit anderen Bürgern 1749 gegründeten Philadelphia Academy, der ersten Hochschule Pennsylvanias. Franklins Vorstellungen fanden viele Nachahmer, es gab aber auch weiterhin Verfechter von auf antike Studien fokussierten Curricula.¹⁶

3 Neuhumanismus/Philhellenismus

Vom Beginn des 18. Jahrhunderts an erwachte in Europa ein neues Interesse an den alten Griechen, ja, eine verklärende Griechensehnsucht.¹⁷ Zunächst waren es überall nur kleine Zirkel gelehrter Spezialisten, die diesem Interesse nachgingen. Im deutschen Sprachraum aber brachte Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) mit seiner flammenden Erstlingsschrift *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst* von 1755 die Griechenbegeisterung mit einem Schlage in das Bewusstsein der Gebildeten. Dieselbe Griechenleidenschaft entwickelte der Sprachenforscher und Staatsmann Wilhelm von Humboldt (1767–1835) und brachte sie vor allem in seiner Publikation *Über das Studium des Alterthums, und des griechischen insbesondere* aus dem Jahr 1793 zum Ausdruck.¹⁸ Er hebt in dieser Abhandlung darauf ab, dass sich im „Griechischen Charakter meistens der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt“¹⁹ zeige, allerdings in der höchstmöglichen Art seiner Verfeinerung.

Das Studium eines solchen Charakters muss in jeder Lage und jedem Zeitalter allgemein heilsam auf die menschliche Bildung wirken, da derselbe gleichsam die Grundlage des menschlichen Charakters überhaupt ausmacht.²⁰

Im antiken Griechentum werde der Mensch der Möglichkeiten schönen Menschentums ansichtig.²¹ Deshalb fordert Humboldt breit angelegte Altertumsstudien für die Gelehrten, weist aber auch darauf hin, dass für jeden Menschen, unabhängig von seiner gesellschaftlichen Bestimmung, die Beschäftigung mit

¹⁵ Vgl. Franklin, *Proposals Relating to the Education*, 397–421.

¹⁶ Vgl. Herbst, *Modernity Confronts Tradition*; Johanningmeier, *The Use of Antiquity*; Overhoff, *Benjamin Franklins Philadelphia Academy*.

¹⁷ Konstantinou, *Die Rezeption der Antike*; Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, 7f.

¹⁸ Vgl. Humboldt, *Über das Studium des Alterthums*.

¹⁹ Humboldt, *Über das Studium des Alterthums*, 19.

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. ebd.

dem Altertum gut sei.²² In diesem geistigen Klima entwickelte sich auch die neue Altertumswissenschaft mit ihren Vertretern Johann Mathias Gesner (1691–1761), Christian Gottlob Heyne (1729–1812) und Friedrich August Wolf (1759–1824). Letzterer sieht der klassischen Philologie im Verständnis der neuen Altertumswissenschaft eine eigene Bildungslehre innewohnend, die auf jeden einzelnen veredelnd wirke und die zentrale Wissenschaft für die Menschenbildner, konkret: die höheren Lehrer darstellen müsse.²³ Wolf und vor allem dem mit jenem eng befreundeten Humboldt während seines Wirkens als Direktor der Sektion Kultus und Unterricht im Preußischen Ministerium des Inneren 1809/10 gelang es, dass sich ein eigenständiger höherer Lehrerstand als Philologenstand etablieren konnte (*examen pro facultate docendi* 1810) und im neuhumanistischen Gymnasium die alten Sprachen im Fächerkanon klar dominierten.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als der Neuhumanismus bereits sehr stark war, erschienen zwei Polemiken gegen den Philanthropinismus; die eine von dem Lieblingsschüler Friedrich August Wolfs, Ernst August Evers (1779–1823), ab 1804 Leiter der Kantonsschule zu Aarau, die er im Sinne des Neuhumanismus umzugestalten versuchte. In seiner Schrift *Über die Schulbildung zur Bestialität* (1807) polemisiert er sarkastisch gegen das pädagogische Denken des Philanthropinismus, dem er vorwirft, den Menschen um seine Humanität zu bringen, ihn auf seine „Thiernatur“ zu reduzieren.

Die *Humanität* wird empfangen von der Vernunft, geboren von der Würde (dem Vorzug des Ewigen vor dem Zeitlichen), erzogen durch Kunst und Wissenschaft für die Zukunft. Die *Bestialität* wird empfangen von den Sinnen, geboren von dem Verstand, erzogen durch die Bedarfsdressur für die Gegenwart.²⁴

Aber, um aller Vortheile der *Bestialität* willen, nur den Jüngling nicht in das classische Alterthum geführt! Das heiße, das ganze herrliche Gebäude muthwillig wieder einreißen! Denn *Humanität* ist der Geist der Alten. Dieser Geist lebt in der Gesezgebung [sic!] wie in den Sitten, in den Künsten und Wissenschaften der Griechen.²⁵

Bekannter als Evers' Schrift wurde die Abhandlung des Philosophen und Theologen Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848) *Der Streit des Philanthropinismus und des Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unsrer Zeit* (1808), der sich – in seinem einzigen Literaturhinweis²⁶ – positiv auf Evers bezieht – dieser habe „ein deftiges, aber treffliches Wort

²² Vgl. ebd., 24.

²³ Vgl. Wolf, Darstellung der Altertumswissenschaft, 9; Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, 224–226.

²⁴ Evers, Über die Schulbildung zur Bestialität, 7.

²⁵ Ebd., 27.

²⁶ Vgl. Niethammer, Philanthropinismus. Humanismus, 47.

gesagt²⁷ –, allerdings insgesamt weniger rigoros einseitig argumentiert. Niethammer, der zu dieser Zeit Münchner Zentralschulrat war und sich gegen bestehende, der Aufklärung verpflichtete Lehrpläne wandte, verteidigt in diesem Text beredt die Notwendigkeit einer zweckfreien Bildung und das Studium der alten Sprachen in einem freien Erziehungsunterricht. Hierzu zwei Kostproben:

Philanthropinismus ist es, wenn ihr unterlasset, früh schon in den Herzen eurer Kinder den Glauben [...] zu nähren und zu pflegen [...]; an das Unsichtbare, Göttliche, an die Ideen, an das, was allein den Menschen groß und hoch macht und ehrwürdig, was realer ist und wahrer und beständiger, als alles, was man mit den Händen greift [...]; wenn ihr ihm die Welt der Phantasie, das eigentliche Jugendland, verschließt und dagegen ihn in den Kreis der starren äußeren Umgebungen hinein methodisch bannet; wenn ihr nichts eiliger und eifriger mit ihm betreibt, als die Materie und ihre Formen von allen Seiten zu betrachten, und zu messen und zu zählen.²⁸

Dies führe zu einem „animale[n] Geist“²⁹. Der Philanthropinismus habe auch das Verständnis der Philologie entscheidend verkürzt:

Denn was er davon als Nothbehelf noch beibehalten hat, kann weder zur Bildung dienen, noch ist es in dieser Absicht aufgenommen worden, sondern wird nur noch gelehrt und gelernt, inwiefern es in irgendeiner Beziehung als *Erwerbsmittel* dienen kann.³⁰

Niethammer sieht hingegen im Studium der – in hoher Vollendung vorliegenden – alten Sprachen, auf der Basis des Werts „des Sprachstudiums an und für sich selbst“³¹, ein „wesentliches Mittel der freien Bildung“³².

Nun zum Schluss noch ein kurzer Blick auf Rousseaus *Emile*:

4 Das pädagogische Hauptwerk des 18. Jahrhunderts – Rousseaus *Emile ou De l'éducation* –, jenseits des Streits von Philanthropinismus und Neuhumanismus eine Hommage an die Antike

Jean-Jacques Rousseau stellt seinem 1762 erschienenen *Emile* als Motto folgende Aussage von Seneca (4 v. Chr.–65 n. Chr.) in seinem Buch *Über den Zorn/De ira*

²⁷ Ebd.

²⁸ Niethammer, Philanthropinismus. Humanismus, 52f.

²⁹ Ebd., 55.

³⁰ Ebd., 217.

³¹ Ebd., 221.

³² Ebd.

voran: „Die Übel, an denen wir leiden, sind heilbar; wenn wir uns davon befreien wollen, hilft uns die Natur selbst, denn wir sind zum Gesundsein geboren“. Generell ist der *Emile* vom pädagogischen Denken der Stoa stark geprägt. Auch für Rousseau ist der Mensch von Natur aus gut; er wird verdorben und krank durch die Gesellschaft; die naturgemäße Erziehung muss ihm zur Umkehr und zur Durchsetzung seiner Vernünftigkeit und seiner eigenständigen, gesellschaftlichen Verführungen nicht erliegenden Urteilsfähigkeit verhelfen. Erziehung muss erfahrungsgeprägt sein und frühe Instruktion vermeiden; auch hier bezieht sich Rousseau auf Seneca: „Und Seneca sagt von der alten römischen Jugend, daß sie immer auf den Beinen war und sitzend nichts gelernt hat.“³³

Auch für die Geschmacksbildung kommen für Rousseau nur die Alten in Frage; nur bei diesen finde sich „eine gewisse Einfachheit des Geschmacks, die zum Herzen spricht“³⁴.

Die in der Stoa betonte ausgeprägte Affektkontrolle, die zur Freiheit von Leidenschaften (*Apathia*), zu Selbstgenügsamkeit (*Autarkie*) und zu Unerschütterlichkeit (*Ataraxie*) führen soll, spielt auch in Rousseaus Erziehungskonzept eine sehr wichtige Rolle.

Die isoliert-private Erziehung, die Rousseau seinem Zögling Emile angedeihen lässt, sieht er generell jedoch nur als Notlösung angesichts der als dekadent charakterisierten französischen höfischen Gesellschaft des Ancien Régime an. Sein Ideal ist die Staatserziehung im Sinne Platons:

Um eine Vorstellung von der öffentlichen Erziehung zu bekommen, muß man Platons *Staat* lesen. Das ist kein politisches Werk [...] es ist die schönste Abhandlung über die Erziehung, die jemals geschrieben wurde.³⁵

Quellen- und Literaturverzeichnis

1 Quellenverzeichnis

- Evers, Ernst August, Über die Schulbildung zur Bestialität. Eine Streitschrift zugunsten der humanistischen Bildung, hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Michele C. Ferrari, Heidelberg 2002 (ND der Edition Aarau 1807).
- Fichte, Johann Gottlieb, Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Reprint, hrsg. v. Klaus Vieweg/Michael Winkler, Jena 1994.
- Franklin, Benjamin, Proposals Relating to the Education of Youth in Pennsylvania [1749], in: The Papers of Benjamin Franklin, Bd. 3: January 1, 1745, through June 30,

³³ Rousseau, Emil oder über die Erziehung, 89.

³⁴ Ebd., 370.

³⁵ Ebd., 13.

- 1750, hrsg. v. Leonard W. Labaree/Barbara B. Oberg [u. a.], New Haven 1961, 397–421.
- Humboldt, Wilhelm von, Über das Studium des Alterthums, und des griechischen insbesondere [1793], in: Wilhelm von Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. 2: Schriften zur Altertumskunde und Ästhetik. Die Vasen, hrsg. v. Andreas Flitner/Klaus Giel, Stuttgart 1961, 1–24.
- Locke, John, Einige Gedanken über die Erziehung, übers. u. besorgt v. Johann Bernhard Deermann, Paderborn 1967.
- Niethammer, Friedrich Immanuel, Philanthropinismus. Humanismus. Texte zur Schulreform, bearb. v. Werner Hillebrecht, Weinheim 1968 (ND von „Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unsrer Zeit“, 1808).
- Rousseau, Jean-Jacques, Emil oder über die Erziehung, in neuer dt. Fassung besorgt v. Ludwig Schmidts, 11. Aufl., Paderborn 1993.
- Trapp, Ernst Christian, Ueber das Studium der alten classischen Schriftsteller und ihre Sprachen, in pädagogischer Hinsicht, in: Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher, Teil 7, hrsg. v. Joachim Heinrich Campe, Vaduz 1979, 309–384 (unveränderter ND der Ausgabe von 1787).
- Wolf, Friedrich August, Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert, Berlin 1986 (ND von Friedrich August Wolf/Philipp Buttmann (Hrsg.), Museum der Alterthums-Wissenschaft, Bd. 1: Darstellung der Alterthums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth, 1807, mit einem Nachwort von Johannes Irmischer).

2 Literaturverzeichnis

- Blankertz, Herwig, Die Geschichte der Pädagogik: Von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Wetzlar 1982.
- Cancik, Hubert, Die Begründung der Humanität bei Herder. Zur Antikerezeption in den „Briefen zur Beförderung der Humanität“, in: Hubert Cancik/Martin Vöhler, (Hrsg.), Humanismus und Antikerezeption im 18. Jahrhundert, Bd. 1: Genese und Profil des europäischen Humanismus, Heidelberg 2009, 113–126.
- Fertig, Ludwig, „Die Griechen und Römer wurden Griechen und Römer ohne die formale Bildung von griechischen und lateinischen Autoren ...“. Jean Paul und der Neuhumanismus, in: Pädagogische Rundschau 61 (2007), 3–22.
- Hager, Fritz-Peter/Depaepe, Marc/ [u. a.] (Hrsg.), Aspects of Antiquity in the History of Education, Hildesheim 1992.
- Herbst, Jurgen, Modernity Confronts Tradition. The Debate over the Classics in the United States, in: Hager/Depaepe [u. a.] (Hrsg.), Aspects of Antiquity, 29–44.

- Johanningmeier, Erwin V., *The Use of Antiquity in the Work of Two Theorists of the Early American Republic. Samuel Knox and Samuel Hattison Smith*, in: Hager/Depaepe [u. a.] (Hrsg.), *Aspects of Antiquity*, 101–108.
- Konstantinou, Evangelos (Hrsg.), *Die Rezeption der Antike und der europäische Philhellenismus*, Frankfurt/M. 1998.
- Matthes, Eva/Antoni, Silke, *Pädagogik*, in: Joachim Jacob/Johannes Süßmann (Hrsg.). *Das 18. Jahrhundert. Lexikon zur Antikerezeption in Aufklärung und Klassizismus*. Stuttgart 2018 (Der neue Pauly. Supplemente 13), 662–667.
- Overhoff, Jürgen, *Benjamin Franklins Philadelphia Academy und das Dessauer Philanthropin. Zwei Modelle schulischer Toleranzerziehung in Amerika und Deutschland (1740–1793)*, in: Hanno Schmitt/Holger Böning [u. a.] (Hrsg.), *Die Entdeckung von Volk, Erziehung und Ökonomie im europäischen Netzwerk der Aufklärung*, Bremen 2011, 409–420.
- Paulsen, Friedrich, *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht*, 3., erw. Aufl., hrsg. u. in einem Anhang fortgesetzt v. Rudolf Lehmann, Bd. 2, Berlin [u. a.] 1921.
- Rhyn, Heinz, *John Locke. Some Thoughts Concerning Education*, in: Winfried Böhm/Birgitta Fuchs [u. a.] (Hrsg.), *Hauptwerke der Pädagogik*, Paderborn 2009, 263–266.

Gebändigter Mars – besiegtes Frankreich? Das Titelkupfer von Jean Dumonts *Nouveau recueil de traitez* (1710) als Verbildlichung einer falschen Prognose zum Ausgang des Spanischen Erbfolgekriegs

BENJAMIN DURST

Die Ansicht, dass Bilder nicht nur für Kunsthistoriker von Interesse sind, sondern auch wertvolle Quellen für Fragen der Kulturgeschichte, Politikgeschichte und anderer historischer Disziplinen darstellen, bedarf angesichts des sogenannten *iconic turn* keiner Rechtfertigung mehr.¹ Dabei ist auch ihre Relevanz für die Erforschung vormoderner Vorstellungen und Konzeptionen von Frieden und Mächtepolitik längst überzeugend demonstriert worden.² Eine besonders reizvolle Form unter den frühneuzeitlichen Bildquellen stellen Titelkupfer dar. Deren Quellenwert für die politische Ideengeschichte hat Bernd Roeck anhand reichspublizistischer Werke in einem inzwischen klassischen Aufsatz eindrucksvoll vorgeführt.³ Er zeigt, dass es sich bei diesen Bildern gemeinhin nicht um simple Abbildungen mit allein illustrativem Charakter handelt. Stattdessen sind es vielfach komplexe Darstellungen, die sich einer elaborierten Formensprache bedienen, mit der sie politische und wissenschaftliche Botschaften formulieren. Gemeinhin greifen sie das Thema der Veröffentlichung auf und artikulieren ein spezifisches Programm. Daher sind sie auch stets vor dem Hintergrund der mit ihnen zusammenhängenden Werke zu interpretieren und hierbei deren historischer Kontext, Gestaltung, Inhalt sowie die damit verknüpften Intentionen deren Urheber zu berücksichtigen. Nur so ist auch eine adäquate Interpretation nicht nur der Abbildungen selbst, sondern auch der Werke, denen sie beigegeben sind, möglich.

Seit dem Westfälischen Frieden wurde die europäische Mächtepolitik verstärkt zum Gegenstand von Historiographie und Publizistik. Insbesondere die

¹ Vgl. zusammenfassend Tschopp/Weber, Grundfragen der Kulturgeschichte, 99–111; Bachmann-Medick, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, 330–381.

² Vgl. etwa Burkhardt, Auf dem Wege zu einer Bildkultur des Staatensystems.

³ Vgl. Roeck: Titelkupfer reichspublizistischer Werke.

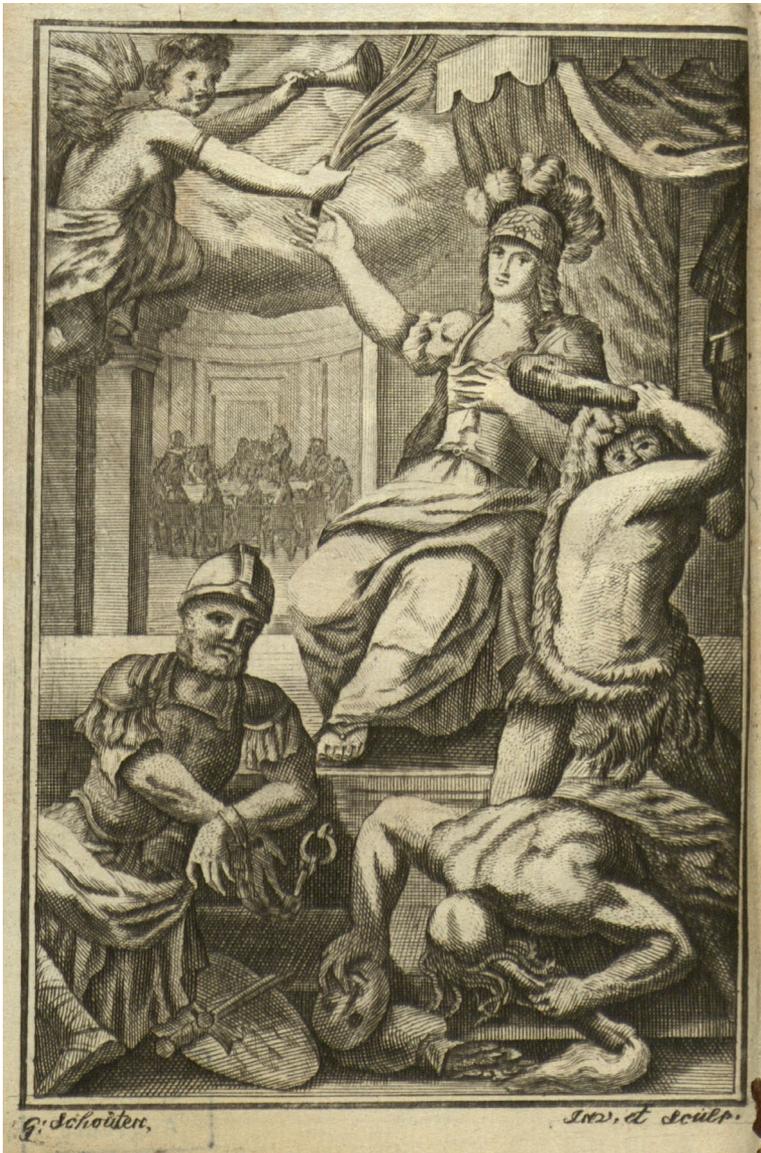


Abb.: Jean Dumont, *Nouveau recueil de traitéz* [...]. 2 Bde, Amsterdam 1710. Bd. 1/Bd. 2: Titelkupfer (Stecher: G. Schouten). Exemplar der Universitätsbibliothek Augsburg. Signatur: 02/IV.13.8.225-2

großen Friedenskongresse mit ihren Voraussetzungen, Verläufen und Ergebnissen wurden von den Zeitgenossen in Dokumentensammlungen und politisch-historischen Abhandlungen dokumentiert. Auch wurden in teils vielbändigen und voluminösen Werken die Rechte, Ansprüche, Interessen, Konflikte und Abkommen der europäischen Monarchen referiert und analysiert, und gedruckte Vertragssammlungen lieferten Zusammenstellungen bedeutender Mächteverträge, welche die Verhältnisse zwischen den Fürsten regelten. Das Potential, das dieser Quellenkomplex für die Erforschung der Kultur-, Wissens- und Mediengeschichte von Frieden, Diplomatie und Mächtepolitik in der Frühneuzeit birgt, wurde von der historischen Forschung erst in Ansätzen ausgeschöpft.⁴ Die Titelkupper, die einige dieser Werke beinhalten, sind zwar von der kunsthistorischen Forschung zum Teil bereits erschlossen und beschrieben;⁵ eine systematische Erhebung und kulturhistorische Analyse dieser Quellen steht aber noch aus.

In den folgenden Ausführungen soll exemplarisch ein solches, bisher von der Forschung weitgehend unberücksichtigtes⁶ Druckwerk zur frühneuzeitlichen Mächtepolitik mit seinem Titelkupper analysiert werden. Isoliert betrachtet zeigt die Abbildung ein in seiner Gestaltung für die Zeit durchaus gängiges und nicht weiter ungewöhnlich wirkendes Friedensbild. Bei Einbezug von Inhalt und Entstehungskontext des dazugehörigen Werkes sowie der Ansichten und Intentionen des Autors werden aber zusätzliche Deutungsdimensionen sichtbar und die Quelle eröffnet einen interessanten Blick auf zeitgenössische Wahrnehmungen der mächtepolitischen Lage sowie Formen deren bildlicher und druckmedialer Verarbeitung.

Es handelt sich bei diesem Werk um den *Nouveau recueil de traitez*, eine 1710 in Amsterdam erschienene Zusammenstellung der Texte von Verträgen und weiteren mächtepolitisch relevanten Dokumenten aus dem Zeitraum von 1647 bis 1709.⁷ Herausgegeben wurde diese Vertragssammlung vom hugenottischen Völkerrechtsexperten Jean Dumont (1667–1727), der sich später mit seinem Hauptwerk, dem *Corps universel diplomatique*, unter Gelehrten und politischen Praktikern europaweit einen Namen machen sollte.⁸ Der in Rouen geborene

⁴ Vgl. bisher insbesondere Durst, *Archive des Völkerrechts*; Oschmann, Johann Gottfried von Meiern; Duchhardt, *Dieu veuille que cette Paix*; Brétéché, *Les compagnons de Mercure*; die nach wie vor umfangreichste Bibliographie liefert Myers: *Manual of Collections of Treaties*, hier besonders 17–61.

⁵ Vgl. aktuell besonders Kaulbach (Hrsg.), *Friedensbilder in Europa*.

⁶ Vgl. lediglich die kurzen Erwähnungen bei Durst, *Archive des Völkerrechts*, 311–314 (Anm. 472f., 477, 480, 484, 491).

⁷ Dumont, *Nouveau recueil*.

⁸ Dumont/Rousset de Missy, *Corps universel diplomatique*. Es ist die größte und bedeutendste Vertragssammlung der Frühneuzeit und ein bis heute unersetztes Standardwerk der

Calvinist hatte sich, nachdem er wegen seines Glaubens aus seiner Heimat Frankreich hatte fliehen müssen, nach Reisen durch Europa und in die Türkei im Jahr 1692 in Den Haag niedergelassen, wo er als Journalist und Publizist tätig wurde. Er fungierte als Zeitschriftenredakteur, betätigte sich als Herausgeber und Verfasser politischer Streitschriften, historisch-juristischer Abhandlungen und Dokumenten- und Vertragssammlungen zu Mächtepolitik und Völkerrecht. Er stellte seine Feder in den Dienst der Generalstaaten, von denen er zeitweise eine Pension bezog. Zudem verkehrte er im Zirkel der in Den Haag anwesenden europäischen Gesandten; zeitweise war er als diplomatischer Sekretär beschäftigt.⁹

Das Titelkupfer des *Nouveau recueil* wurde von einem Künstler namens Gilbert (auch Giphert oder Gisbert) Schoute (oder Schouten) geschaffen. Über ihn weiß man nicht viel mehr, als dass er zwischen 1706 und 1715 in Amsterdam und zwischen 1717 und 1720 in Utrecht als Radierer, Kupferstecher und Zeichner tätig war, wobei er besonders Buchillustrationen anfertigte.¹⁰ Ob und in welcher Form der Herausgeber Jean Dumont an der hier untersuchten Abbildung beteiligt war, ist nicht bekannt. Die auf dem Bild zu findende Signatur weist die Urhebererschaft allein dem Künstler zu.¹¹ Gemeinhin war aber in dieser Zeit bei der Schaffung von Titelkupfern eine Zusammenarbeit zwischen Autoren und Künstlern durchaus üblich. Und dass Dumont hier Einfluss nahm, ist auf Grund der Tatsache, dass das Bild sowohl der inhaltlichen Ausrichtung des Werks als auch den mit dessen Veröffentlichung verbundenen Intentionen des Autors entspricht, sehr wahrscheinlich.

Für die Gestaltung solcher Abbildungen griffen die Künstler auf ein bestehendes Formenrepertoire zurück, das sich aus unterschiedlichen Traditionen speiste. Je nach Anlass, Darstellungskontext sowie intendierter Wirkung und Aussage konnten verschiedene Motive herangezogen werden, die teils in eher traditioneller und gängiger Form genutzt und kombiniert wurden, teils aber auch verändert, angepasst und mit neuen Elementen angereichert wurden. Die Kunstgeschichte hat in den letzten Jahren viel zur Erforschung dieser Bildsprache geleistet – insbesondere zur für diesen Kontext relevanten Friedensbildlichkeit. Zu deren unterschiedlichen Formen und Ausprägungen, zu ihrem Motivrepertoire mit dessen Traditionen und Ursprüngen, dessen Genese, Veränderungen und Nutzungsweisen sowie auch den diesen zugrundeliegenden Friedenskonzeptionen

Völkerrechtsgeschichte und der Geschichte der Mächtebeziehungen im vormodernen Europa.

⁹ Vgl. Brétéché, *Les compagnons de Mercure*, 65–67, 80–93, 196–213; Verosta: Jean Dumont und seine Bedeutung, 374–381; Legutke, *Diplomatie als soziale Institution*, 118, 315f.; Durst, *Archive des Völkerrechts*, 81f., 92f.

¹⁰ Vgl. Groenendijk, *Beknopt biografisch lexicon*, 678; Würzbach, *Niederländisches Künstler-Lexikon*, 586.

¹¹ *G: Schouten, Inv[enit] et sculp[sit]*.

und -vorstellungen liegen inzwischen diverse aufschlussreiche Forschungen vor.¹² Dem Kulturhistoriker liefern sie eine wichtige Grundlage für die Arbeit mit Friedensbildern als Quellen.

Das Titelkupfer des *Nouveau recueil* ist folgendermaßen gestaltet: In der rechten unteren Bildecke steht Herkules. Er ist bekleidet mit dem Fell des von ihm erlegten Nemeischen Löwen und hat seine Keule zum Schlag erhoben. Dem antiken Helden zu Füßen liegt zusammengesunken und von ihm besiegt eine Gestalt mit Schlangen auf dem Haupt, die in der linken Hand eine brennende Fackel und in der rechten eine Maske hält; direkt unter ihr liegt ein Beutel mit Münzen. Es handelt sich um die Personifikation der Zwietracht, die außerdem mit Attributen der Lüge oder Falschheit – einer Maske – und der Habgier – einem Beutel mit Münzen – ausgestattet ist und somit für die drei Laster steht, welche in frühneuzeitlichen Friedensdarstellungen häufig mit dem Krieg in Verbindung gebracht werden. In der linken unteren Bildecke sieht man Mars, die Personifikation des Krieges. Er kauert auf einem Schild und einem zerbrochenen Schwert; seine Handgelenke sind gefesselt und er ist angekettet: ein verbreitetes und in Friedensdarstellungen häufig verwendetes Motiv für die Überwindung des Krieges. Im Mittelgrund und Zentrum des Bildes thront hinter diesen Figuren und erhöht unter einem Baldachin die Göttin Minerva.¹³ Ihr wird von der geflügelten Fama, der Personifikation des Ruhmes, die von links ins Bild hineinschwebt, ein Palmzweig überreicht – ein Zeichen des Sieges. Links neben Minerva eröffnet ein Durchgang den Blick in einen weiteren, dahinterliegenden Raum, in dem mehrere Personen um einen Tisch gruppiert sind. Offenbar handelt es sich um Diplomaten, die sich in einer Verhandlung befinden.

Wofür stehen hier Minerva und Herkules? Beide sind in der frühneuzeitlichen politischen Bildlichkeit viel präzise Figuren. Minerva steht dabei für Weisheit und Klugheit, insbesondere für kluge Herrschaft. Im kriegerischen Kontext verkörpert sie militärische Tugenden und steht für das kluge, überlegte Handeln im Krieg. In Friedensdarstellungen wiederum erscheint sie als Göttin, die für den Frieden wirkt. In Gegenüberstellung zu Mars als dem entfesselten, rasenden Krieg steht sie für den gemäßigten und gerechten Krieg.¹⁴ Damit trägt sie hier auch Züge der *pax triumphans*, die den Krieg bezwungen hat. Als Verkörperung

¹² Vgl. beispielsweise Arnold, Friedensallegorien und bildliche Friedensappelle; Kaulbach, Friede als Thema; Dlugaiczyk, Der Waffenstillstand (1609–1621); Telesko, Rastatt – „Ruhestadt“.

¹³ Diese Identifikation ist hier weniger auf Grund ihrer Attribute als vor allem auf Grund der Präsenz des Herkules möglich: Dieser und Minerva streiten auch in anderen Bildkontexten gemeinsam gegen Mars.

¹⁴ Vgl. Kaulbach: Friede als Thema, S. 192–196; Kaulbach, Weiblicher Friede – männlicher Krieg?, 41f.; Pfeiff, Minerva in der Sphäre; Vertova, Minerva Triumphans; Schmälzle, Art. „Athena“.

des durch militärischen Sieg herbeigeführten Friedens erscheint diese Variante der Pax gerade im Kontext von Feiern kriegerischer Triumphe und der Verherrlichung von Feldherren, womit sie auch Züge der Siegesgöttin Victoria trägt.¹⁵

Herkules wiederum war in seiner Rolle als tugendhafter Krieger gegen das Böse und Monströse ein Leitbild militärischer Potenz im Kampf gegen das Übel der Welt, ja geradezu ein Sinnbild für den *miles christianus*. Er stand für Kriegsrühm, Heldentaten und Tugendhaftigkeit. Trotz seines martialischen Charakters erscheint er auch in friedensbetonten Kontexten, quasi als Verkörperung eines ‚heroischen Friedens‘. In Friedensallegorien tritt er immer wieder im Kampf gegen die Harpyien und Furien auf, die den Kriegsgott begleiten, meist als Hilfskraft Minervas.¹⁶

Die Motive, die für die Gestaltung dieser Abbildung genutzt werden, sind in dieser Zeit sämtlich gängig und weit verbreitet. Auch ist es für die Gattung Vertragssammlung sowie die damit verwandten Gattungen der ‚actes & mémoires‘ sowie der ‚histoires‘ zu frühneuzeitlichen Friedensschlüssen üblich, dass ihre Titelpuffer Friedensbilder zeigen.¹⁷ Der Frieden wird in diesen durchgängig positiv dargestellt. Immer wieder finden sich gemäß der inhaltlichen Ausrichtung dieser Werke auch Bezugnahmen auf die Diplomatie als eines deren zentraler Themen sowie als wichtiger Gestaltungsfaktor der Mächtebeziehungen; ebenso Verbildlichungen der Herstellung des Friedens als Überwindung des Krieges. Dass aber eine Bildsprache gewählt wird, die so deutlich eine Verbindung des Friedens mit ruhmreichem militärischem Sieg vornimmt, wie es im *Nouveau recueil* der Fall ist, ist für diese Werke ungewöhnlich. Die Wahl dieser Motivik lässt sich jedoch erklären, wenn man historischen Kontext und Veröffentlichungsanlass dieser Vertragssammlung in den Blick nimmt:

Das 1710 erschienene Werk ist dem kaiserlichen Hofkanzler Philipp Ludwig Wenzel Graf von Sinzendorf zugeeignet, den Dumont als Patron zu gewinnen suchte.¹⁸ In der Widmungsvorrede der Vertragssammlung werden im Anschluss an den Namen und die Titel des Widmungsempfängers dessen politische Ämter und Funktionen genannt: *Conseiller d'état, chancelier de la cour* sowie – und das ist hier das Entscheidende – *ministre plenipotentiaire de sa majesté imperiale*,

¹⁵ Vgl. Telesko, Rastatt – „Ruhestadt“, 374f., 393; Kaulbach, Friede als Thema, 168f.

¹⁶ Vgl. Kaulbach, Friede als Thema, 198; Weiland, Herrscherbilder und politische Normbildung, 245, 265, 319; der Begriff des „heroischen Friedens“ nach Weiland, 319. Einen guten Überblick zu den verschiedenen Dimensionen des Herkulesmotivs gibt Berger, Herkules – Held zwischen Tugend, 79–106.

¹⁷ Vgl. Durst, Archive des Völkerrechts, 310–316; ders., Den Frieden verkünden und erinnern; ders., Der Friede als Text.

¹⁸ Dies gelang Dumont auch. So arbeitete er daraufhin für den Grafen als Sekretär, schrieb als Publizist und Journalist für die Sache der Habsburger und folgte seinem Herrn schließlich 1714 an den Wiener Hof, wo er 1717 kaiserlicher Hofhistoriograph wurde.

*aux traitez de la paix générale*¹⁹. Ferner findet sich auf der Titelseite des *Nouveau recueil* der Hinweis, dass es sich um eine Sammlung bislang vornehmlich ungedruckter Verträge handle, welche „très-utiles pour les négociations de la Paix prochaine“ seien, außerdem werden in der Vorrede besonders die „Ministres, [...] qui seront employez à la Paix Générale“²⁰ als Zielgruppe der Sammlung genannt. Die Frage ist nun: Welchen Friedensschluss meint Dumont hier?

Seit 1701 tobte der Spanische Erbfolgekrieg, in dem Ludwig XIV. von Frankreich mit seinen Verbündeten gegen eine Allianz aus den Mächten Österreich, England, den Niederlanden und weiteren kämpfte. Der Krieg wurde um das Erbe des kürzlich kinderlos verstorbenen Königs Karl II. von Spanien geführt, dem letzten der spanischen Habsburger. Als Nachfolger Karls war Philipp V., Herzog von Anjou und Enkel Ludwigs XIV., eingesetzt worden, was die Alliierten nicht zu akzeptieren bereit waren. Nach wechselvollem Kriegsverlauf schien es 1709 schließlich, als würde Frankreich unterliegen.²¹ Am 20. Mai wurden in Den Haag deshalb zwischen Frankreich auf der einen und dem Kaiser, England und den Generalstaaten auf der anderen Seite Präliminarverhandlungen aufgenommen, an denen Sinzendorf zusammen mit Prinz Eugen als diplomatischer Vertreter des Kaisers beteiligt war. Im Anschluss an die Gespräche wurde ein Präliminarfriedensvertrag aufgesetzt und am 27. Mai der französischen Seite vorgelegt. Da von dieser aber einige der von den Alliierten formulierten Forderungen als unannehmbar empfunden wurden, verweigerte der französische Bevollmächtigte im Namen seines Königs die Unterschrift und reiste ab. Die Vertreter der Alliierten unterzeichneten die Präliminarien dennoch, in der Überzeugung, das am Boden liegende Frankreich werde doch noch nachgeben müssen. Aber schon bald reisten auch die anderen französischen Vertreter ab. Der Krieg ging also weiter. Zwar wurde Anfang 1710 in Geertruidenberg auf Basis der Präliminarien von 1709 erneut verhandelt, doch gelangte man auch hier zu keiner Einigung.

Dumont bezog in diesem Konflikt klar Position gegen Frankreich und für die Alliierten. In seiner Wahlheimatstadt Den Haag befand er sich in direkter Nähe zu den Verhandlungen, und obwohl selbst kein Diplomat, gelang es ihm, Kontakte zu vielen Gesandten der Alliierten zu knüpfen.²² In dieser Situation dürfte auch die Verbindung zu Sinzendorf hergestellt worden sein, der von 1707 bis 1709 in Den Haag anwesend war.²³ Mit Sicherheit verfolgte Dumont die aktuellen Ereignisse aufmerksam, und dank seiner guten Vernetzung war er gewiss stets auf dem

¹⁹ Dumont, *Nouveau recueil*, Bd. 1, *epitre*, [1].

²⁰ Dumont, *Nouveau recueil*, Bd. 1, *preface*, [7].

²¹ Vgl. Schnettger, *Der Spanische Erbfolgekrieg*, 90–92; Malettke, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht*, 494–498; Burkhardt, *Vollendung und Neuorientierung*, 298–307.

²² Vgl. Legutke, *Diplomatie als soziale Institution*, 315f.

²³ Vgl. Brétéché, *Les compagnons de Mercure*, 213.

neuesten Stand. Sein *Nouveau recueil* enthält bereits den aus den Verhandlungen in Den Haag hervorgegangenen Präliminarfriedensvertrag, der hier auf den 28. Mai 1709 datiert ist.²⁴ Seine Version trägt auch schon die Signaturen der Vertreter des Kaisers, der britischen Königin und der Generalstaaten. Allein die Unterschrift des französischen Vertreters fehlt noch.

Im Inhaltsverzeichnis des Werkes steht das Dokument prominent am Ende der chronologisch geordneten Sammlung. Das Verzeichnis setzt in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein und endet mit den Präliminarien von 1709 gewissermaßen als triumphalem Schlusspunkt der mächtropolitischen Entwicklungen der vergangenen Jahre.²⁵ Der Friede, der zugleich einen glorreichen Sieg über Frankreich bedeutet hätte, scheint hier zum Greifen nah. Zwar ist es nicht möglich, das Erscheinen des *Nouveau recueil* auf Tag oder Monat genau zu bestimmen, so dass nicht gesagt werden kann, welche Verhandlungen bis zu dessen Publikation bereits gescheitert waren. In jedem Fall aber spiegelt er eine in den Jahren 1709/10 unter Vertretern der Alliierten herrschende Überzeugung wider, dass Frankreich besiegt sei und ein Friedensschluss unmittelbar bevorstehen musste – selbst wenn erste Anläufe erfolglos geblieben waren.

Im Titelpuffer des *Nouveau recueil* wird durch die Verhandlungsszene im Hintergrund der Diplomatie ausdrücklich eine wichtige Rolle im verbildlichten mächtropolitischen Kontext zugesprochen. Dies entspricht ganz den Adressaten des Werks: Zuerst richtet es sich natürlich an den Widmungsempfänger Sinzen-dorf, für dessen Aufgaben als kaiserlicher Bevollmächtigter in den Verhandlungen die Sammlung als Hilfsmittel dienen soll. Darüber hinaus richtet es sich, wie auch in der Vorrede angegeben, an all jene Gesandten, die in aktuellen und bevorstehenden Verhandlungen als diplomatische Vertreter fungierten²⁶ – wobei Dumont wegen seiner Parteinahme für die Alliierten vor allem deren Diplomaten im Blick gehabt haben dürfte. Offenbar intendierte er mit dem Werk also zugleich eine Erhöhung seiner Reputation im Zirkel der europäischen Gesandten.

Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen erhält das Titelpuffer also eine weitere Bedeutungsdimension: Allgemein gesehen stellt es eine Verherrlichung der klugen und weisen Politik, des tugendhaften und guten Herrschertums und des gerechten Krieges dar, welche im mittels militärischem Sieg herbeigeführten Friedensschluss über eine schlechte Politik triumphieren – eine Politik, die von niederen Interessen und Lastern geleitet wird und den von Moral und Recht gesetzten Normen widerspricht. In Bezug auf seinen spezifischen historischen Kontext jedoch rühmt die Abbildung den schon sicher geglaubten Sieg der Alliierten über Frankreich. Dabei scheint die These berechtigt, dass die Antagonisten

²⁴ Articles Preliminaires.

²⁵ Zu frühneuzeitlichen Vertragssammlungen als Geschichtsmedien vgl. Durst, *Archive des Völkerrechts*, 203–212.

²⁶ Vgl. Dumont, *Nouveau recueil*, Bd. 1, preface, [7].

von Minerva und Herkules direkt auf Ludwig XIV. verweisen sollen.²⁷ Dessen Identifikation mit dem Kriegsgott Mars war nicht nur zentrales Element seines fürstlichen Selbstverständnisses und seiner Selbstinszenierung, sondern findet sich auch in der zeitgenössischen antiludovizianischen Propaganda.²⁸ Es scheint daher durchaus naheliegend, im gefesselten Mars den besiegten französischen König zu sehen.²⁹ Auch im Hinblick auf die Figur der dem Krieg beigeordneten Laster Zwietracht, Lüge und Habgier scheint eine entsprechende Zuweisung naheliegend, handelt es sich doch um Motive, die fester Bestandteil der antifranzösischen und antiludovizianischen Publizistik dieser Zeit waren: Dem französischen König wurde grenzenlose Herrschsucht vorgeworfen, zu deren Befriedigung er eine Politik hemmungsloser Expansion betreibe, welche sich brutaler militärischer Machtmittel ebenso bediene wie der systematischen Lüge und perfider diplomatischer Ränke. So wurde etwa behauptet, dass Frankreich unter seinen Gegnern permanent Streit und Zwietracht säe und Kriege schüre, um sich schließlich zur Herrschaft über Europa aufschwingen zu können.³⁰ Die Gegner Ludwigs XIV. wiederum, so wäre dementsprechend das Bild weiter zu lesen, praktizieren den positiven Gegenentwurf zu dessen verwerflicher Politik, der mit den Figuren der Minerva und des Herkules personifiziert ist. Dass Herkules, der hier als tugendhafter Streiter im Dienste einer klugen und weisen Politik auftritt, zugleich bestimmte Mächte oder Personen repräsentieren soll, ist wahrscheinlich. So kann man in ihm durchaus die Angehörigen des antiludovizianischen Bündnisses als Streiter wider das Übel sehen.

Die Siegesfreude, die das Kupfer zum Ausdruck bringt, war bekanntlich verfrüht, kam es doch im Kriegsverlauf bereits 1711 zu einer Wende und die weiteren Ereignisse verliefen zugunsten Ludwigs XIV.:³¹ Großbritannien verfolgte im Zuge innenpolitischer Veränderungen eine konsequente Friedenspolitik und war um einer schnellen Beendigung des Krieges willen zu Zugeständnissen an Frankreich bereit. Zudem starb der seit 1705 amtierende Kaiser Joseph I. am 17. April 1711 völlig unerwartet an den Pocken, was die dynastische und damit auch die

²⁷ Zu frühneuzeitlichen Vertragssammlungen als Medien der Kritik und Propaganda vgl. Durst, *Archive des Völkerrechts*, 292–331; für Beispiele antiludovizianischer Elemente in den Sammlungen vgl. ebd., 293–295 (Anm.) und 303–305 sowie jetzt auch Schilling, *Ein Feind des Völkerrechts?*

²⁸ Vgl. Tischer, *Mars oder Jupiter? Ferner zum Feindbild Ludwig XIV.* aktuell die einschlägigen Beiträge in Deflers/Kühner (Hrsg.), *Ludwig XIV.*

²⁹ Eine ähnliche Abbildung mit entsprechender Bedeutung bei Pfeiff, *Minerva in der Sphäre*, 100.

³⁰ Vgl. Kampmann, *Dynastisches Verhältnis und politische Vision*, 215, 223.

³¹ Vgl. zum Folgenden Burkhardt, *Vollendung und Neuorientierung*, 301–314; Malettke, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht*, 498–510; Schnettger, *Der Spanische Erbfolgekrieg*, 93–117; Smid, *Der Spanische Erbfolgekrieg*, 495–505.

mächtepolitische Lage in Europa schlagartig veränderte. Denn mit Josephs Tod wäre dessen Bruder Karl, der letzte noch lebende männliche Habsburger, bei erfolgreicher Absetzung der Bourbonen in Spanien in Personalunion Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, Erzherzog von Österreich und König von Spanien geworden, was eine Vereinigung Österreichs mit Spanien bedeutet hätte. Aus Sicht der Seemächte war dies eine erhebliche Bedrohung des Gleichgewichts, weswegen ihre Bereitschaft zu einem Kompromissfrieden mit Frankreich stieg. So wurden am 8. Oktober 1711 in London zwischen England und Frankreich die Präliminarien für Friedensverhandlungen unterzeichnet; am 2. Dezember stimmten die Generalstaaten Friedensverhandlungen zu, und trotz aller Gegenbemühungen des Kaisers, der an den in den Präliminarien von 1709 niedergelegten Kriegszielen festhielt, wurde bereits im darauffolgenden Januar der Friedenskongress von Utrecht eröffnet. Hier wurde 1713 ohne Kaiser und Reich mit Frankreich Frieden geschlossen. Nach nur kurzer Fortführung des Krieges schlossen aber bereits im darauffolgenden Jahr in Rastatt und Baden auch diese mit Ludwig XIV. Frieden.

Der Ausgang und das mit den Friedensverträgen festgeschriebene Ergebnis des Krieges waren von jenem klaren und glorreichen Sieg der Allianz, wie ihn Dumonts *Nouveau recueil* in Aussicht stellt, weit entfernt. Der erwartete Triumph über Ludwig XIV. war nicht eingetreten, und ohne die Unterschrift Frankreichs waren und blieben die Präliminarien von 1709 ohne jegliche Rechtskraft und damit nicht viel mehr als ein letztlich verworfener Vertragsentwurf. Zu Recht hatte Gottfried Wilhelm Leibniz im berühmten Vorwort seines 1693 erschienenen *Codex juris gentium* – das Dumont übrigens kannte – betont, dass die Ergebnisse eines Krieges immer erst mit dem abschließenden Friedensvertrag festgesetzt werden. Die Passage lässt sich durchaus auch als Warnung vor vorschnellen Prognosen zu Kriegsausgängen lesen:³²

Nam post multa nequicquam acta armis, post sanguinem fusum, post consumtas Politicorum artes, fructus belli in pace est: nec tam ex praeliis aut obsidionibus, quam ex pacificationum Tabulis apparet, quantum quisque peregerit. Uti cum à ludo surgendum est, dinumeratis notulis lucrum cujusque aut damnum apparet, suspenso eo usque exitu.

(*Übersetzung*: Denn nach vielen vergeblichen Waffengängen, nachdem Blut vergossen worden und die Künste der Politiker erschöpft sind, liegt der Ertrag des Krieges im Frieden. Nicht so sehr aus Schlachten oder Belagerungen als vielmehr aus den Friedensverträgen ergibt sich, wieviel jeder erreicht hat. Es verhält sich damit, wie wenn man vom Spiel aufsteht und die Marken zählt – dann wird offenbar, wieviel jeder gewonnen oder verloren hat, und bis dahin bleibt das Ergebnis in der Schwebe.)

³² Leibniz, Vorwort zum *Codex juris gentium*, 149.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1 Quellenverzeichnis

- Articles Preliminaires pour parvenir à la Paix générale, dressez avec les Ministres de France & signez par ceux de l'Empereur, de la Reine de la Grande Betragne, & des Etats Généraux des Provinces Unies à la Haye le 28. Mai 1709, in: Dumont, Nouveau recueil, Bd. 2, 360–376.
- Dumont, Jean/Rousset de Missy, Jean, Corps universel diplomatique du droit des gens, 8 Bde. + 5 Suppl.-Bde. Amsterdam/Den Haag 1726–1739.
- , Nouveau recueil de traitez, d'alliance, de treve, de paix, de garantie, et de commerce, faits et conclus entre les rois, princes, et etats souverains de l'Europe depuis la paix de Munster jusques à l'an M.DCC.IX. [...], 2 Bde., Amsterdam 1710.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm, Vorwort zum *Codex juris gentium diplomaticus* (1693/1700), in: ders, Schriften und Briefe zur Geschichte. Hrsg. v. Malte-Ludolf Babin/Gerd van den Heuvel, Hannover 2004 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 218), 131–217.

2 Literaturverzeichnis

- Arnold, Klaus, Friedensallegorien und bildliche Friedensappelle im späteren Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Heinz Duchhardt/Patrice Veit (Hrsg.), Krieg und Frieden im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Theorie – Praxis – Bilder, Mainz 2000 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Universalgeschichte, Beiheft 52), 13–34.
- Bachmann-Medick, Doris, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, 5. Aufl., Hamburg 2014.
- Berger, Joachim, Herkules – Held zwischen Tugend und Hybris. Ein europäischer Erinnerungsort der frühen Neuzeit?, in: Irene Dingel/Matthias Schnettger (Hrsg.), Auf dem Weg nach Europa. Deutungen, Visionen, Wirklichkeiten, Göttingen 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 82), 79–106.
- Brétéché, Marion, Les compagnons de Mercure. Journalisme et politique dans l'Europe de Louis XIV, [Ceyzérieu] 2015 (Époques).
- Burkhardt, Johannes, Auf dem Wege zu einer Bildkultur des Staatensystems. Der Westfälische Frieden und die Druckmedien, in: Duchhardt (Hrsg.), Der Westfälische Friede, 81–114.
- , Vollendung und Neuorientierung des frühmodernen Reiches 1648–1763, Stuttgart 2006 (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 10., völlig neu bearb. Aufl., 11. Bd.).
- Deflers, Isabelle/Kühner, Christian (Hrsg.), Ludwig XIV. – Vorbild und Feindbild. Inszenierung und Rezeption der Herrschaft eines barocken Monarchen zwischen He-

- roisierung, Nachahmung und Dämonisierung (Studien des Frankreich-Zentrums der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 25), Berlin 2018.
- Dlugaczky, Martina, Der Waffenstillstand (1609–1621) als Medienereignis. Politische Bildpropaganda in den Niederlanden, Münster/München 2005 (Niederlande-Studien 39).
- Duchhardt, Heinz (Hrsg.), Der Westfälische Friede. Diplomatie, politische Zäsur, kulturelles Umfeld, Rezeptionsgeschichte, München 1998.
- , „*Dieu veuille que cette Paix soit de longue durée ...*“ *The History of the Congress and the Peace of Utrecht* by Casimir Freschot, in: Renger de Bruin/Cornelis van der Haven [u. a.] (Hrsg.), *Performances of Peace. Utrecht 1713*, Leiden/Boston 2015, 114–122.
- Durst, Benjamin, *Archive des Völkerrechts. Gedruckte Sammlungen europäischer Mächteverträge in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2016 (Colloquia Augustana 34).
- , Der Friede als Text. Aspekte frühneuzeitlicher Friedensverträge im Spiegel des Titeltupfers zu Jean Dumonts *Mémoires politiques pour servir à la parfaite intelligence de l'histoire de la paix de Ryswick* (1699), in: Mark Häberlein/Stefan Paulus (Hrsg.), *Geschichte(n) des Wissens. Festschrift für Wolfgang E. J. Weber*, Augsburg 2015, 593–601.
- , Den Frieden verkünden und erinnern, in: Kaulbach (Hrsg.), *Friedensbilder in Europa*, 28–34.
- Groenendijk, Pieter, *Beknopt biografisch lexicon van Zuid- en Noord-Nederlandse schilders, graveurs, glasschilders, tapijtwevers et cetera van ca. 1350 tot ca. 1720*, Utrecht 2008.
- Kampmann, Christoph/Krause, Katharina [u. a.] (Hrsg.), *Bourbon – Habsburg – Oranien. Konkurrierende Modelle im dynastischen Europa um 1700*, Köln/Weimar/Wien 2008.
- , Dynastisches Verhältnis und politische Vision: Das Beispiel des Friedensstifters, in: Kampmann/Krause [u. a.] (Hrsg.), *Bourbon – Habsburg – Oranien*, 212–227.
- Kaulbach, Hans-Martin, Friede als Thema der bildenden Kunst – Ein Überblick, in: Wolfgang Augustyn (Hrsg.), *PAX. Beiträge zu Idee und Darstellung des Friedens*, München 2003 (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte München 15), 161–242.
- (Hrsg.), *Friedensbilder in Europa, 1450–1815. Kunst der Diplomatie – Diplomatie der Kunst*, Stuttgart 2013.
- , Weiblicher Friede – männlicher Krieg? Zur Personifikation des Friedens in der Kunst der Neuzeit, in: Sigrid Schade/Monika Wagner [u. a.] (Hrsg.), *Allegorien und Geschlechterdifferenz*, Köln 1994 (Literatur – Kultur – Geschlecht, Große Reihe 3), 27–49.
- Legutke, Daniel, *Diplomatie als soziale Institution. Brandenburgische, sächsische und kaiserliche Gesandte in Den Haag, 1648–1720*, Münster [u. a.] 2010 (Niederlande-Studien 50).

- Malettke, Klaus, Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht. Internationale Beziehungen 1648/1659–1713/1714, Paderborn [u. a.] 2012 (Handbuch der Geschichte der Internationalen Beziehungen 3).
- Myers, Denys Peter, *Manual of Collections of Treaties and Collections Relating to Treaties*, Cambridge 1922.
- Oschmann, Antje, Johann Gottfried von Meiern und die *Acta pacis Westphalicae publica*, in: Duchhardt (Hrsg.), *Der Westfälische Friede, 1648–1649*, 779–803.
- Pfeiff, Ruprecht, Minerva in der Sphäre des Herrscherbildes von der Antike bis zur Französischen Revolution, Münster/Hamburg 1990.
- Roeck, Bernd, Titelpuffer reichspublizistischer Werke der Barockzeit als historische Quellen, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 65 (1983), 329–370.
- Schilling, Lothar, Ein Feind des Völkerrechts? Zur Darstellung Ludwigs XIV. in zeitgenössischen Sammlungen völkerrechtlicher Verträge, in: Deflers/Kühner (Hrsg.), *Ludwig XIV.*, 161–180.
- Schmälzle, Christoph, Art. „Athena“, in: Maria Moog-Grünewald (Hrsg.), *Mythenrezeption. Die antike Mythologie in Literatur, Musik und Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart/Weimar 2008 (Der Neue Pauly, Supplemente 5), 172–179.
- Schnettger, Matthias, *Der Spanische Erbfolgekrieg 1701–1713/14*, München 2014.
- Smid, Stefan, *Der Spanische Erbfolgekrieg. Geschichte eines vergessenen Weltkrieges (1701–1714)*, Köln/Weimar [u. a.] 2011.
- Telesko, Werner, Rastatt – „Ruhestadt“. Visualisierungen der Friedensschlüsse der Jahre 1713/1714 zwischen traditioneller Symbolik und Bildreportage, in: Heinz Duchhardt/Martin Espenhorst (Hrsg.), *Utrecht – Rastatt – Baden 1712–1714. Ein europäisches Friedenswerk am Ende des Zeitalters Ludwigs XIV.*, Göttingen 2013 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 98), 373–394.
- Tischer, Anuschka, Mars oder Jupiter? Konkurrierende Legitimierungsstrategien im Kriegsfall, in: Kampmann/Krause [u. a.] (Hrsg.), *Bourbon – Habsburg – Oranien*, 196–211.
- Tschopp, Silvia Serena/Weber, Wolfgang E. J. Weber, *Grundfragen der Kulturgeschichte*, Darmstadt 2007.
- Verosta, Stephan, Jean Dumont und seine Bedeutung für das Völkerrecht, in: *Zeitschrift für öffentliches Recht* 14 (1934). 371–397.
- Vertova, Luisa, Minerva Triumphans, in: *Mitteilungen des kunsthistorischen Institutes Florenz* 39 (1995), 3–31.
- Weiland, Kerstin, *Herrscherbilder und politische Normbildung. Die Darstellung Elisabeths I. im England des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 2015 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 236).
- Würzbach, Alfred von, *Niederländisches Künstler-Lexikon*, Bd. 3, Wien/Leipzig 1906.

Gottes Faust?

Protestantische Positionen zu Krieg und Frieden im historischen Wandel

BERND OBERDORFER

Kaum etwas hat Martin Luther so nachhaltig in Verruf gebracht wie seine drastischen, sich geradezu in einen Gewaltrausch hineinsteigernden Äußerungen im Umkreis des Bauernkriegs 1525. So rabiat forderte er die Obrigkeiten auf, den Aufstand der Bauern niederzuschlagen, dass das schon unter den Zeitgenossen Anstoß erregte und ihn nötigte, sein – wie er selbst einräumte – „hartes Büchlein wider die Bauern“ in einer eigenen Schrift zu rechtfertigen.¹ Es bedurfte also nicht erst der vermeintlich oder wirklich zarter besaiteten oder zivilisatorisch fortgeschrittenen Nachgeborenen, um das Skandalöse von Sätzen wie dem folgenden zu erkennen: „So soll nun die Obrigkeit hier getrost fortfahren und mit gutem Gewissen dreinschlagen, solange sie einen Arm regen kann.“² Oder, allgemein an „Kriegsleute“ gerichtet: „so sei ein jeglicher frisch und unverzagt und lasse es sich nicht anders dünken, als seine Faust sei Gottes Faust, sein Spieß sei Gottes Spieß“³ Selbst Zeitgenossen, die Luthers Weg der radikalen Kirchenreform unterstützten, waren verstört von dem verbalen Furor, der von den Bauern ausgehenden destruktiven Potenz an Maßlosigkeit in nichts nachstand, Gewalt also mit mindestens ebenso roher Gegengewalt beantwortete. In der Sache gab Luther freilich keinen Deut nach: Er *entschuldigte* seine „harten“ Worte nicht; er *erläuterte* sie nur, warb gewissermaßen um Verständnis. Zurückzunehmen fand er nichts.

Im Folgenden will ich diesen emblematisch verdichteten Moment der Reformationsgeschichte ausleuchten und zeigen, warum der Aufstand der Bauern Luther an einem besonders neuralgischen Punkt traf. Die Bauern beriefen sich in einer Weise auf Luther, durch die er sich elementar missverstanden sah. Sie zwangen ihn dadurch, sich gleichsam von sich selbst zu distanzieren, genauer: von einer durchaus naheliegenden Möglichkeit, ihn zu interpretieren. Dabei lassen sich elementare Motive und Konzepte für ein spezifisch lutherisches Ethos des Politischen identifizieren, deren argumentatives Potenzial sich von Luthers Verbalbrutalismus auch ablösen lässt. Im Zentrum steht dabei ein spezifisches

¹ Luther, Ein Sendbrief von dem harten Büchlein.

² Luther, Wider die räuberischen, 360; zit. nach Luther Deutsch, Bd. 7, 195.

³ Luther, Ob Kriegsleute, 658, zit. nach Luther Deutsch 7, 82.

Verständnis von Status und Funktion weltlicher Obrigkeit, das eben auch den Umgang mit gewaltförmigen inner- und zwischenstaatlichen Konflikten leitet. Im zweiten Teil möchte ich in groben Zügen die Transformationen dieses Obrigkeitsverständnisses in der Neuzeit skizzieren, die längerfristig auch die protestantische Kriegs- und Friedensethik veränderten. Die wesentlichen Schritte erfolgten dabei erst im 20. Jahrhundert.

1 Chaosfurcht und Ordnungsverantwortung: Luthers Verteidigung obrigkeitlicher Gewalt gegen die Bauern

Die Bauern brachten Luther auf zwei verschiedenen Ebenen in Bedrängnis: Sie beriefen sich für ihr Vorgehen auf biblisch-eschatologische Gerechtigkeitsvorstellungen, folgten damit also dem von Luther selbst vertretenen „Schriftprinzip“, dies aber in einer Weise, die Luther hermeneutisch unverantwortlich erschien, weil sie in seinen Augen Vorletztes und Letztes, irdische Wirklichkeit und Reich Gottes vermischten und verwechselten. Und sie kündigten der legitimen staatlichen Obrigkeit den Gehorsam auf, um ihre dergestalt an den biblisch-eschatologischen Gerechtigkeitsvorstellungen orientierten Forderungen durchzusetzen. Damit widersprachen sie der für Luther grundlegenden Unterscheidung zweier kategorial differenter Weisen des göttlichen Wirkens auf die und in der Welt, zweier Formen des göttlichen Weltregiments; die spätere Forschung sprach deshalb von der lutherischen „Zwei-Regimenten-Lehre“ oder – griffiger, aber missverständlich – „Zwei-Reiche-Lehre“.

Gottes eigentliches Werk ist die heilsame, rettende, versöhnende Zuwendung zur Welt. Sie geschieht durch die Verkündigung des Evangeliums und kommt zum Ziel in der subjektiven Glaubensgewissheit des Individuums, d.h. in der vertrauensvollen Überzeugung, dass das Verkündigte wahr ist und die Existenz des glaubenden Subjekts selbst wirkmächtig und wirklich bestimmt. Da Vertrauen nicht erzwungen werden kann, verzichtet die Verkündigung auf äußeren Zwang; sie erfolgt – wie Melanchthon in der *Confessio Augustana* (Art. 28) klassisch formuliert – „sine vi humana, sed verbo“⁴, ohne menschliche Gewalt, nur durch das Wort. Gottes *eigentliches Werk* (*opus proprium*) ist diese Verkündigung deshalb, weil sich in ihr Gottes Wesen als Liebe unmittelbar artikuliert.

Die zweite Form des göttlichen Weltwirkens ist hingegen ein „fremdes Werk“, ein *opus alienum*; sie setzt nämlich die menschliche Sünde voraus und reagiert schadensbegrenzend auf sie. Zu diesem Zweck – so der Grundgedanke – hat Gott weltliche Instanzen und Institutionen eingesetzt, deren Aufgabe es ist, die für ein gedeihliches menschliches Zusammenleben erforderliche äußere

⁴ BSELK 195.

Ordnung zu gewährleisten oder ggf. wiederherzustellen. Diese Ordnung ist eine prinzipiell vorläufige und relative. Sie darf nicht mit perfektionistischen Erwartungen aufgeladen werden; sie ist nie identisch mit dem Reich Gottes selbst, sondern ist ein gestaltendes Moment der irdischen Wirklichkeit. Die wichtigste dieser ordnungsschaffenden Instanzen ist die politische Obrigkeit.

Da die irdische Wirklichkeit aber wegen der Sünde destruktive Tendenzen einschließt, gehört zum Arsenal der legitimen Mittel der politischen Obrigkeit auch der Einsatz von Gewalt, wenn dies zur Bekämpfung dieser destruktiven Tendenzen, d.h., zur Wahrung oder Wiederherstellung der Ordnung notwendig ist. Die Wittenberger Reformatoren erklärten daher die Beteiligung an den Aufgaben der Gestaltung der politisch-gesellschaftlichen Ordnung nicht nur für christlich erlaubt – damit grenzten sie sich von jenen Gruppen des sog. „linken Flügels der Reformation“ ab, die die Abkehr von der verdorbenen Welt predigten –; sie erklärten diese Beteiligung vielmehr geradezu zu einer Christen-*Pflicht*, da sich in der Gestaltung eines gedeihlichen menschlichen Zusammenlebens die christliche Nächstenliebe konkretisiert.

Auch dies formuliert die *Confessio Augustana* klassisch (Art. 16):

Von Polickey und weltlichem regiment wirt gelert, das alle Oberkeit inn der welt und geordnete regiment und gesetzte gute ordenung, von Gott geschaffen und eingesetzt, sind, Und das Christen mögen inn Oberkeit, Fürsten und Richteramt one sunde sein, Nach Keiserlichen und andern ublichen Rechten urteil und recht sprechen, Ubeltetter mit dem schwert straffen, Rechte kriege füren, streitten, keuffen und verkeuffen, auf gelegte Eyde thun, eigens haben, Ehelich sein etc.⁵

Das Evangelium verwerfe dies nicht, „sondern wil, das man solchs alles halte als warhafftige Gottes ordnung und inn solchen stenden Christliche liebe und rechte gute wercke, ein jder nach seinem beruff, beweise.“⁶ Deswegen seien „die Christen schuldig, der Oberkeit unterthan und ihren geboten und gesetzten gehorsam zu sein inn allem, so one sunde geschehen mag.“⁷

Im systematischen Zentrum der Aufgabenbestimmung für die Obrigkeit stand, wie gezeigt, die Funktion der Erzeugung, Erhaltung und Wiederherstellung einer relativen äußeren Ordnung. Unter diesem Vorzeichen konnte Luther nun freilich zwei unterschiedliche Linien akzentuieren. Auf der einen Seite benannte er sehr klar die Verantwortung der Obrigkeit für eine maßvolle, d.h., dem Ziel der Ordnungsbewahrung angemessene Wahl der Mittel. Dies illustriert sehr schön seine Auslegung des Jesuswortes „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen“ (Mt 5,9) in einer Predigtreihe über die Bergpredigt aus dem Jahr

⁵ BSELK 110.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd.

1530.⁸ Ausdrücklich leitete er hier aus dem ursprünglichen Wortlaut („Friedensmacher“) die Aufgabe eines aktiven Einsatzes für den Frieden ab. Nachdrücklich erinnerte er zudem die politisch Verantwortlichen an ihre Friedenspflicht und forderte sie auf, im Konfliktfall bis zum Äußersten alle nichtkriegerischen Mittel auszureizen. Nur wenn dies scheitert, sei ein (Verteidigungs-)Krieg erlaubt. Herrscher, die aus nichtigen Gründen („umb eines worts willen“) leichtfertig einen Krieg anzetteln, handeln nach Luther nicht als „Christen“, sondern sollten besser „des Teuffels kinder heissen“⁹.

Auf der anderen Seite freilich veranschlagte Luther die ordnungsstiftende Bedeutung der Obrigkeit so hoch, dass er einen aktiven Widerstand gegen die Staatsgewalt unter nahezu allen Umständen ablehnte. Selbst im einzigen Fall, in dem der Obrigkeit kein Gehorsam geschuldet ist – wenn sie nämlich etwas anordnet, was dem Evangelium widerspricht resp. dessen Verbreitung unterdrückt –, hielt er die passive Gehorsamsverweigerung mit Martyriumsbereitschaft für angemessener als den aktiven Widerstand. Auch eine schlechte Obrigkeit ist – im Sinne des Römerbriefs des Paulus¹⁰ – von Gott eingesetzt. Im Hintergrund stand bei Luther eine Art *horror vacui*, genauer: eine Angst vor gesellschaftlichem Kontrollverlust, vor Anarchie. In dieser Hinsicht ist eine schlechte, ungerechte gesellschaftlich-politische Ordnung immer noch besser als das Chaos, das bei einem Aufruhr gegen diese Ordnung auszubrechen droht. Luther konnte dies auch mit der Überlegung verbinden, dass Christenmenschen eine schlechte Obrigkeit als Strafe Gottes, als demütigende Konsequenz ihres eigenen Sünderseins und die damit verbundenen Entbehrungen, Einschränkungen und Ungerechtigkeits Erfahrungen als Prüfung ihrer Glaubensfestigkeit annehmen sollten, statt dagegen aufzubegehren. Rebellion kann in diesem Licht geradezu als Ausdruck sündenvergessener Selbstgerechtigkeit erscheinen.

In diesem Deutungsrahmen ist Luthers Haltung im Bauernkrieg ganz konsistent. Zunächst wirft er den Bauern vor, ihren Kampf im Namen der eschatologischen Vollendung zu führen und damit die irdische Wirklichkeit mit dem Reich Gottes zu identifizieren und mithin zu verwechseln. Aber auch wenn man davon absieht und nur die irdische Wirklichkeit in den Blick nimmt, verfehlen die Bau-

⁸ Luther: Das fünffte, Sechste und Siebend Capitel; zu Mt 5,9 („Selig sind die Friedfertigen ...“) vgl. ebd., 330–334. Vgl. dazu auch Oberdorfer, *How Do We Deal*.

⁹ „(...) es heisset ‘Selig sind die fridfertigen’, das wer ein Christ und Gottes kind sein wil, nicht allein kein krieg und unfried anfahe, sondern zum fride helffe und rate wo er jmer kan, ob auch gleich recht und ursachen gnug zu kriegen weren, jst gnug, wenn man alles versucht und nichts helffen wil, das man ein notwere thun mus land und leute zu schutzen. Darumb sollen nicht Christen, sondern des Teuffels kinder heissen die zornigen junckern, die von stund an messer sturtzen und von leder zucken umb eines worts willen“ (WA 32, 330f).

¹⁰ Vgl. Röm 13.

ern in Luthers Perspektive mit ihrem gewaltsamen Aufbegehren die gottgewollte Struktur menschlicher Gesellschaftsgestaltung, indem sie ihre Interessen unter Gefährdung der politisch-sozialen Ordnung durchzusetzen versuchen. Wenn sie die Obrigkeit nicht durch Argumente zu einer Verhaltensänderung bewegen können, sollen sie nach Luther die als ungerecht wahrgenommenen Verhältnisse als Strafe und Prüfung dulden. Umgekehrt ermahnt Luther die Herrscher durchaus dazu, den Bauern dort entgegenzukommen, wo ihre Klagen berechtigt und ihre Forderungen gerecht sind. Wenn die Bauern das Recht aber in die eigene Hand nehmen, gleichsam den Instanzenweg missachten und das institutionelle Gefüge der gesellschaftlichen Ordnung ins Wanken bringen, spricht Luther der Obrigkeit das Recht, ja die Pflicht zu, aufgrund der ihr von Gott übertragenen Aufgabe die Ordnung mit aller ggf. nötigen Härte zu verteidigen bzw. wiederherzustellen.

Wenn das der sachhaltige Kern von Luthers Argumentation ist, warum dann die verbale Enthemmung? Warum die Aufforderung an die Obrigkeit, „mit gutem Gewissen drein(zu)schlagen, solange sie einen Arm regen kann“? Warum die Versicherung, die mit diesem Arm verbundene Faust sei „Gottes Faust“? Gewiss fällt einem als erstes Luthers bekannter Grobianismus ein; aber derartige psychologisierende Deutungen sind wenig aussagekräftig. Weiterführend dürfte der Hinweis auf das „gute Gewissen“ sein. Luther wollte offenkundig mit drastischen Formulierungen deutlich machen, dass der Einsatz von Gewalt zur Eindämmung von Gewalt nicht als solcher bereits einen Widerspruch zum göttlichen Gebot darstellt, sondern in der konkreten Situation geradezu im Auftrag Gottes erfolgt. Dies impliziert allerdings, dass Luther überzeugt war, das harte „Dreinschlagen“ sei in dieser Situation notwendig, um Ordnung und Frieden wiederherzustellen, und insofern eine verhältnismäßige Maßnahme. In der Tat vibrieren Luthers Äußerungen noch vom tiefen Erschrecken über das Chaos, das die umherziehenden Bauern erzeugt hatten, denen ja keine ‚konventionellen‘ Waffen zur Verfügung standen, so dass sie stattdessen ganze Landstriche mit flächendeckender Zerstörung überzogen. Dem schnell Einhalt zu gebieten, schienen ihm die schärfsten Mittel angemessen. Im Rückblick wird allerdings klar, dass er mit seiner hemmungslosen Wortwahl keineswegs zur Einhegung und Befriedung des Konflikts beitrug, sondern im Gegenteil die Obrigkeiten noch zu verschärften Straf- und Vergeltungsmaßnahmen anstachelte. Dafür mag auch das Motiv der Enttäuschung eine Rolle spielen, dass er meinte, durch seine Reformation doch auch den Bauern Freiheit im Sinne der Befreiung vom geistlichen Joch der Werkgerechtigkeit und vom kirchlichen Joch der Bevormundung gebracht zu haben, diese Bauern ihre neue Freiheit in Luthers Augen jetzt aber dafür missbrauchten, ihre angestammten Standesgrenzen zu überschreiten und ihre Untertanenpflichten aufzukündigen. Mit umso größerem Ingrimm verlangte er die Niederschlagung des Aufstands derjenigen, die er in dieser Hinsicht nur als undankbar wahrnehmen konnte; damit wollte er nichts zu tun haben.

Ich mache jetzt einen großen Sprung, genauer: ins 20. Jahrhundert.

2 Demokratische Partizipation und gerechter Frieden: Neuorientierungen protestantischer Staats- und Friedensethik im 20. Jahrhundert

Dass Luther für seine Reformation so entschieden auf die Unterstützung durch die staatliche Obrigkeit setzte, dass er in seiner politischen Ethik die gehorsame Erfüllung der Untertanenpflichten geradezu zu einem verpflichtenden Ausdruck christlicher Nächstenliebe machte und den aktiven Widerstand gegen die Staatsgewalt de facto für unmöglich erklärte, trug dem Luthertum lange Zeit den Ruf der unbedingten Staatsnähe und Obrigkeitstreue ein. Und daran ist auch viel Wahres (wenngleich das Gegennarrativ des obrigkeitskritischen und demokratieaffinen Calvinismus der kritischen Überprüfung bedarf). Die Idee allgemeiner Menschenrechte im Sinn individueller Schutzrechte gegenüber dem Staat wurde auch im kirchlichen Luthertum lang als egoistische Verweigerung der Gemeinschaftspflichten abgelehnt. Pazifismus gar galt als verwerflicher Mangel an Bereitschaft, das eigene Leben für den Schutz der Gemeinschaft einzusetzen, mithin als verweigerter Nächstenliebe.

In dieser Hinsicht bedeutete 1918 noch keine entscheidende Zäsur. Zwar wurden mit dem erzwungenen Ende der Monarchie im Deutschen Reich und dessen Teilstaaten die evangelischen Kirchen aus ihrer strukturellen Einbindung in die staatliche Organisation herausgelöst. Die Notwendigkeit, sich als eigenständige Institutionen zu konstituieren, empfanden sie zunächst aber weithin nicht als Chance, sondern als Verlust gesellschaftlicher Behausung. Sie fühlten sich gewissermaßen in die Freiheit geworfen. Die Entstehung der weltanschauungsneutralen, demokratischen Weimarer Republik deuteten viele Protestanten zudem als Verlust einer sich am göttlichen Ordnungsauftrag orientierenden Obrigkeit; die Verfahrensrationalität demokratischer Entscheidungsprozesse schien dafür keinen Ersatz zu bieten. Auch Protestanten wollten daher „unseren Kaiser Wilhelm wiederhaben“; die Sehnsucht nach der Rückkehr des starken, auf dem Christentum gründenden Staates konnte dann an Hitler Anhalt finden – die Mehrzahl der Protestanten begrüßte (zumindest am Anfang) seine „Machtergreifung“.

Was die theologische Beurteilung des Krieges betrifft, lässt sich nach 1918 noch kein grundlegender Wandel erkennen. Luthers Gedanke, dass Kriege ebenso wie Hungersnöte oder Epidemien zu jenen Ereignissen gehörten, die als gleichsam kollektive Strafe Gottes für die Sünden hinzunehmen und zu erdulden seien, lebte in der – sozusagen halbsäkularisierten – Form der Behauptung fort,

dass Krieg zu den natürlichen Faktoren menschlicher Gesellschaften gehöre¹¹ und geradezu eine heilsame Funktion für das Gemeinschaftsleben habe, weil die existenzielle Herausforderung des Einsatzes des Lebens für die Anderen die sittlichen Kräfte der Menschen wieder auf das Wesentliche konzentriere, die in langen Friedenszeiten in oberflächlicher Zerstreuung und egozentrischer Interessenverfolgung diffundierten. M.a.W.: Krieg ist immer wieder einmal nötig, um die Menschen aus ihrer selbstsüchtigen Selbstzentrierung herauszulösen und ihnen die Gelegenheit zur sittlichen Bewährung zu geben. Manche verbanden damit sogar die Hoffnung auf eine religiöse Erweckung.

Eine wirkliche Zäsur brachte erst die Erfahrung der totalitären Naziherrschaft und der verbrecherischen Vernichtungsfeldzüge des Zweiten Weltkriegs. Das hellsichtige Wort Dietrich Bonhoeffers, manchmal genüge es nicht, den Opfern eines Unfalls zu helfen, man müsse vielmehr „dem Rad in die Speichen fallen“, um den Unfall zu verhindern, war 1933 zwar nur eine visionäre Einzelmeinung. Auch gehörte Bonhoeffer mit seinem Weg in den politischen Widerstand zu einer radikalen Minderheit; er erwog deshalb sogar ernsthaft, aus der Kirche auszutreten, um die Kirche für seine individuelle Gewissensentscheidung nicht gewissermaßen in Mithaftung zu nehmen. Im Rückblick hat der Protestantismus sich aber zumindest die Grundeinsicht angeeignet, dass Luthers unterschiedslose Anerkennung jeder Obrigkeit als von Gott eingesetzter Ordnungsmacht nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. Staatsloyalität kann nie absolut gefordert werden, sondern immer nur als konditionierte verbindlich sein; Widerstand kann erlaubt, ja sogar geboten sein. Zugleich lernte der deutsche Protestantismus die Vorzüge einer partizipatorischen Staatsform kennen, in der das Staatsvolk der Regierung nicht bloß passiv gegenübersteht, sondern durch Wahl und repräsentative Vertretung aktiv beteiligt ist an der Gestaltung des Gemeinwesens. Die institutionelle Gewaltenteilung wurde jetzt wahrgenommen als heilsame Selbstrelativierung und Selbstbeschränkung obrigkeitlichen Handelns.

Entsprechend wurde im Licht der Schrecken des Zweiten Weltkriegs auch der Krieg gewissermaßen ‚entnormalisiert‘. Kriege können jetzt nicht mehr als reguläre Mittel des Konfliktaustrags – als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ – verstanden werden. Zur Vertiefung und Festigung dieser Einsicht hat natürlich auch die Entwicklung der Atomwaffen mit umfassendem Zerstörungspotenzial beigetragen. Plakativ wurde dies häufig mit einer Verabschiedung der

¹¹ So ist der Krieg nach Wilhelm Herrmann „in einer bestimmten geschichtlichen Lage die unabwiesbare Äußerung der in der Kulturbewegung zu einem politischen Leben entwickelten Menschennatur“ (ders., Ethik, 200), nach Emanuel Hirsch ein „notwendiges Stück der göttlichen Schöpfungsordnung“ (ders.: Deutschlands Schicksal, 95), jew. zit. nach Kirchschlager, Kirche und Friedenspolitik, 81.

traditionellen Lehre vom „gerechten Krieg“ verbunden, die durch das Leitbild des „gerechten Friedens“ ersetzt werden müsse.¹²

Ein im historischen Längsschnitt höchst erstaunlicher Faktor für diese Entwicklung ist die positive Integration der friedenskirchlich-pazifistischen Tradition. Pazifismus galt den mehr oder weniger staatstragenden Mainstream-Kirchen, wie schon gesagt, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als zutiefst verwerfliche, im Kern egoistische Verweigerung der Nächstenliebe.¹³ Im Hintergrund stand die schon in CA 16 leitende Unterstellung, die Friedenskirchen entzögen sich in falscher Vorwegnahme des Eschatons der christlichen Verantwortung für die Erhaltung dieser Welt. In Deutschland haben die Kirchen daher noch in der Nazizeit Wehrdienstverweigerer allein gelassen. Auch dies änderte sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge der bereits genannten ‚Entnormalisierung‘ des Krieges. Pazifismus fand jetzt kirchliche Anerkennung als Zeichen für den gewaltüberwindenden Charakter des christlichen Zeugnisses. Nach und nach geriet dann sogar der Wehrdienst unter Begründungsdruck. Formeln wie die von der „Komplementarität“ von Wehr- und Zivildienst versuchten die Legitimität beider Optionen zu sichern, ohne freilich deren Gegensätzlichkeit überbrücken zu können. Verbunden war dies mit der Einsicht, dass dem Pazifismus durchaus auch eine politische Rationalität eignet, er also nicht notwendig einen blauäugigen Ausstieg aus der mitmenschlichen Verantwortung markiert. Dies verstärkte im innerkirchlichen Diskurs die Priorisierung nicht-militärischer, gewaltüberwindender Formen des Konfliktaustrags bzw. die Entwicklung vorausschauender Strukturen der Konfliktverhinderung und Konflikteingrenzung. Interessanterweise amalgamierte dies mit der traditionellen protestantischen Emphase für rechtsförmige Gestaltungen des sozialen Lebens (und den darauf bezogenen individuellen Habitus der Rechtsloyalität); die neueren friedensethischen Stellungnahmen des deutschen Protestantismus¹⁴ setzen einen auffälligen Akzent auf die Entwicklung rechtsförmiger, übergreifender Strukturen der Völkergemeinschaft.¹⁵ In einer Zeit des aufkeimenden Unilateralismus erscheint dies freilich fast als altmodische Konzeption; falsch muss sie deswegen jedoch trotzdem nicht sein.

¹² Zur kritischen Diskussion vgl. Oberdorfer, „Gerechter Frieden“.

¹³ Vgl. exemplarisch Emanuel Hirschs Bezeichnung des Pazifisten als „Schmarotzer, der die Segnungen des deutschen Staates genoss und sich seelisch von ihm losgelöst hatte“ (ders., Deutsches Schicksal, 94; zit. nach Kirchschrager, Kirche und Friedenspolitik, 82).

¹⁴ Vgl. bes. Aus Gottes Frieden leben.

¹⁵ Dies ist – in Zustimmung wie Kritik – immer wieder als ‚typisch europäisches‘ Erbe des Kantianismus gedeutet worden. Vgl. etwa Geier, Eine tröstende Aussicht.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1 Quellenverzeichnis

- Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2007.
- Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche (BSELK), Göttingen 2014.
- Herrmann, Wilhelm, Ethik, 3. Aufl., Tübingen 1904.
- Hirsch, Emanuel, Deutschlands Schicksal. Staat, Volk und Menschheit im Lichte einer ethischen Geschichtsansicht, 2. Aufl., Göttingen 1922.
- Luther, Martin, Das fünffte, Sechste und Siebend Capitel S. Matthei geprediget und ausgelegt (Wittenberg 1532), WA 32, 299–544.
- , Ein Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern, WA 18, 384–401. Neudeutsch in: Luther Deutsch, Bd. 7, 3. Aufl., Göttingen 1983, 201–225.
- , Ob Kriegsleute auch im seligen Stand sein können (1526), WA 19, 623–662. Neudeutsch in: Luther Deutsch, Bd. 7, 3. Aufl., Göttingen 1983, 52–86.
- , Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern (1525), WA 18, 357–361. Neudeutsch in: Lther Deutsch, Bd. 7, 3. Aufl., Göttingen 1983, 191–197.

2 Literaturverzeichnis

- Geier, Manfred, Eine tröstende Aussicht in die Zukunft. Sind die Europäer Kantianer und wenn ja, warum sie dafür gute Gründe haben, in: ders., Aufklärung. Das europäische Projekt, Reinbek 2012, 231–306.
- Kirchschlager, Bernd, Kirche und Friedenspolitik nach dem 11. September 2001. Protestantische Stellungnahmen und Diskurse im diachronen und ökumenischen Vergleich, Göttingen 2007.
- Oberdorfer, Bernd, „Gerechter Frieden“ – mehr als ein weißer Schimmel? Überlegungen zu einem Leitbegriff der neueren theologischen Friedensethik, in: Sarah Jäger/Horst Scheffler (Hrsg.), Frieden und Gerechtigkeit in der Bibel und in kirchlichen Traditionen. Politisch-ethische Herausforderungen, Bd. 1, Wiesbaden 2018, 13–30.
- , How Do We Deal With a Challenging Text, in: Kenneth Mtata/Craig Koester (Hrsg.), To All the Nations. Lutheran Hermeneutics and the Gospel of Matthew, Leipzig 2015 (LWFStudies 2015/2), 75–88.

Kindliche Kriegserfahrungen und die Perspektiven von Pädagogen, Psychologen und Kinderärzten auf Kinder im Ersten Weltkrieg

REBECCA HEINEMANN

Der Erste Weltkrieg nimmt in den Erinnerungskulturen aller ehemalig am Krieg beteiligter Gesellschaften einen bedeutenden Platz ein. In diesem Krieg wurde in einem noch nie dagewesenen Ausmaß auch die Zivilbevölkerung mobilisiert: Neben Frauen kam hierbei Kindern eine eigene Rolle bei der Stabilisierung der Kriegsgesellschaft zu. Der kindliche Lebensalltag war in umfassender Weise durch den Krieg geprägt. In allen Krieg führenden Staaten waren Kinder der offiziellen Propaganda ausgesetzt, welche ihre Kriegsbegeisterung „wecken“ und ihr Durchhaltevermögen steigern sollte. Diese Formen der Propaganda dürfen inzwischen als gut untersucht gelten.¹ Von der Weltkriegsforschung hingegen bislang kaum beachtet wurde die zeitgenössische Behandlung des Themas „Kinder und Krieg“ durch praktische und wissenschaftliche Pädagogen, Kinderpsychologen und -ärzte. Welche Perspektiven auf Kinder und Kindheit nahmen Vertreter jener Disziplinen ein, die in der Vorkriegszeit im Kontext der sich formierenden empirischen Kinderforschung² die Spezifika der Entwicklung und die besonderen Bedürfnisse von Kindern betont hatten? Im Folgenden werden erstens die Kriegserfahrungen von Kindern im Ersten Weltkrieg auf der Basis der bestehenden Forschung und von Ego-Dokumenten skizziert. Vor diesem Hintergrund wird zweitens dargestellt, wie deutsche Pädagogen, Psychologen und Mediziner die Einflüsse des Krieges auf Kinder beurteilt und deren Wahrnehmungen und Einstellungen zum Krieg aufgenommen und konzeptionalisiert haben. Als Quellengrundlage dienen dabei pädagogische, psychologische und medizinische Zeitschriftenliteratur sowie Monographien, die im Zeitraum 1914 bis 1918 erschienen sind.

¹ Vgl. Audoin-Rouzeau, Die mobilisierten Kinder, 151–171; ders., La guerre des enfants; Demm, Deutschlands Kinder im Ersten Weltkrieg, 52–63; Gertraude Remer, Kleine Kinder und der große Krieg, 165–180; O’Sullivan, Fun and Military Games, 198–213; Kennedy, The Children’s War; Fisher, Boys and Girls in No Man’s Land; Collins, Children, War and Propaganda.

² Vgl. Depaepe, Zum Wohl des Kindes?; Eßer, Das Kind als Hybrid; Heinemann, Das Kind als Person.

1. Der Erste Weltkrieg griff massiv in das Leben von Kindern ein. Wenngleich deren Kriegserfahrungen nicht auf einen Nenner zu bringen sind und je nach sozialer Schicht, Geschlecht und Region differierten, steht außer Zweifel, dass der Kriegsausbruch die Kinder stark in seinen Bann gezogen hatte: Sie spürten die Aufregung der Erwachsenen und waren selbst von dem nationalistischen Überschwang ergriffen, der die Stimmung weitester Teile der Bevölkerung zu Kriegsbeginn prägte. Die Einberufung der Väter und Brüder bedeutete den wohl stärksten Einschnitt in die kindliche Lebenswelt. Kinder begleiteten ihre Väter zum Bahnhof und sahen zu, wie die Züge mit den an die Front beförderten Soldaten schnell abfuhren. Für die meisten von ihnen bedeutete der Militärdienst des Vaters eine dauerhafte Trennung.

Ein Mädchen berichtete über ihre Ängste, die sie in der Nacht vor dem Einrücken ihres Vaters quälten:

Der schreckliche Krieg ist da. Viele Männer und Jünglinge mußten ihre Lieben verlassen, so auch mein Vater. Am 4. August 1914 schlug unsere Abschiedsstunde. Die Tage vorher vergingen in großer Angst und Aufregung. Nun kam dieser Tag immer näher. Am 2. und 3. August gingen wir zu Verwandten und Bekannten, denn mein Vater wollte ihnen ein Lebewohl sagen. Diese Tage gingen wir spät zu Bett, aber Schlaf fanden wir nicht. Ich wälzte mich auf meinem Lager herum und versuchte die schrecklichen Traumbilder zu verscheuchen und zu vergessen, aber vergebens.³

Ein wichtiger kindlicher Erfahrungsort während der Kriegszeit war die Schule: Zahllose Publikationen forderten seit 1914 die gezielte Ausrichtung des Schulunterrichts auf den Krieg.⁴ Wenngleich die ursprünglich angenommene „Allgegenwart“ der schulischen „Kriegspädagogik“ einzuschränken ist,⁵ spielten Lehrer bei der „Mobilisierung“ der Kinder für den Krieg vor allem in den ersten beiden Kriegsjahren eine zentrale Rolle. Detaillierte Anweisungen der Behörden suchten verstärkt seit 1916 den schulischen „Abwehrkampf“⁶ anzuheizen, um der wachsenden Erschöpfung der Schulen entgegenzuwirken, deren Betrieb durch die Einziehung von Lehrern und den Einsatz von Schulkindern in der Landwirtschaft zunehmend behindert war. Die schulische Gemeinschaft wurde seit Kriegsbeginn als wichtiger Teil der „Heimatfront“ begriffen. Vielen Lehrern war es ein Anliegen, Schülerinnen und Schülern nicht nur Sinndeutungen des Krieges zu vermitteln, sondern sie an den Kriegsgeschehnissen aktiv „teilhaben“ zu lassen.⁷ Diese

³ So die Schilderung einer 13-jährigen Schülerin, abgedruckt bei Karstädt, Kinderaug' und Kinderaufsatz, 46.

⁴ Vgl. u. a. den Band von Janell (Hrsg.), Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge, der ein Literaturverzeichnis von 53 Seiten zu diesem Thema enthält.

⁵ Vgl. Scholz/Berdelmann, The Quotidianisation of the War.

⁶ Saul, Jugend im Schatten des Krieges, 112.

⁷ Schulze, Siegesfeier in der Schule, 15; Karstädt, Erlebenaufsätze im Kriege, 209.

Forderung war nicht selten mit Schlüsselbegriffen und Praxen der Reformpädagogik der Vorkriegszeit verbunden.⁸ Dem Kind das bewusste „Erleben“ der Kriegszeit zu ermöglichen, müsse jedem Lehrer „heiliger Ernst“⁹ sein. Zugleich förderten Lehrer Verzicht und Opferbereitschaft der Kinder.¹⁰ Diesen Zielen sollte die gemeinsame Teilnahme von Lehrern und Schülern an patriotischen Kundgebungen, schulischen Siegesfeiern oder Sammlungen für die Kriegswirtschaft dienen: Letztere erreichten ein immenses Ausmaß und waren von Seiten der Behörden detailliert geregelt.¹¹ Die kriegsideologische Funktionalisierung des Unterrichts verdeutlicht die Vermittlung von „Kriegswissen“ durch Lehrer, die militärische und technische Formulierungen erklärten und Tagesberichte der Obersten Heeresleitung besprachen.¹² Auf diese Weise wurden dem kindlichen Wortschatz militärische Begriffe wie „Stellungskrieg“ oder „Bewegungskrieg“ rasch geläufig. In Monographien sowie pädagogischen und psychologischen Fachzeitschriften abgedruckte Schulaufsätze und Zeichnungen machen deutlich, welche genauen Kenntnisse vor allem ältere Jungen über moderne Waffen und den Kriegsverlauf besaßen.¹³

Pädagogisch wurden Teilnehmungsformen unterstützt, welche die Kinder unmittelbar emotional ansprachen und ihnen das Gefühl vermittelten, selbst wichtige Mitglieder der Kriegsgesellschaft zu sein: „Liebesgaben“, z. B. im Handarbeitsunterricht der Mädchen angefertigte Wollsachen, aber auch Briefe und Gedichte von Kindern, wurden an Soldaten geschickt. Eingezogene Lehrer erhielten Pakete, die ihre früheren Schüler mit selbst gekauften Zigarren und Schokolade befüllt hatten.¹⁴ Lehrer appellierten an die Solidarität und Hilfsbereitschaft der Schülerinnen und Schüler, die sich z. B. in Spenden für Kriegswaisen ausdrückten.¹⁵ Kindergartenkinder besuchten Lazarette und verteilten Süßigkeiten unter den Verwundeten.¹⁶ Angesichts der hohen Zahl getöteter Soldaten und der wachsenden Not der Zivilbevölkerung wird dabei auch ein gesellschaftliches „Klima der Opferbereitschaft“¹⁷ in Rechnung zu stellen sein, das sich nicht ausschließlich auf die Wirkung der allgemeinen Kriegspropaganda oder die gezielte Beeinflussung durch Pädagogen zurückführen lässt.

⁸ Donson, *From Reform Pedagogy to War Pedagogy*, 68–84.

⁹ Gaudig, „Wir Deutschen“, 450.

¹⁰ Schulze, *Ein Ehrenkreuz für kleine Liebestaten*.

¹¹ Vgl. Demm, *Zwischen Propaganda und Sozialfürsorge*, 85f.

¹² Vgl. Hantke, *Die Schule und der Krieg*, 25.

¹³ Vgl. z. B. Karstädt, *Kinderaug’ und Kinderaufsatz*, 13; Rothe, *Die Kinder und der Krieg*, 18.

¹⁴ Stein, *Das Kriegsbild in der Schule*, 339.

¹⁵ Vgl. Hantke, *Die Schule und der Krieg*, 31.

¹⁶ Vgl. Chickering, *Freiburg im Ersten Weltkrieg*, 476.

¹⁷ Mommsen, *Kriegsalltag und Kriegserlebnis*, 129.

Die sich mit wachsender Dauer des Krieges dramatisch zuspitzende Versorgungslage führte zu schweren körperlichen Beeinträchtigungen und Entwicklungsstörungen von Kindern. Vor allem in den Städten waren sie von der bald nach Kriegsausbruch spürbaren Lebensmittelknappheit betroffen und wiesen Gewichtsabnahmen und ein vermindertes Längenwachstum auf.¹⁸ Zu dem gravierenden materiellen Mangel kamen hohe emotionale Belastungen: Kinder hatten mit Trennungserlebnissen und dem Verlust von Vätern, Brüdern, Onkeln und Cousins zu kämpfen und erlebten „den tiefen Schmerz und die Trauer der Angehörigen von Gefallenen“¹⁹. Oft waren sie direkt mit dem Leid verwundeter Soldaten konfrontiert,²⁰ die sie in den Straßen sahen oder in den häufig zu Lazaretten umfunktionierten Schulen besuchten. Die Reaktionen von Kindern auf die Kriegsergebnisse lassen sich nicht pauschalisieren. Viele reagierten apathisch und waren in der Schule unkonzentriert.²¹ In allen sozialen Schichten konnten Kriegsspiele von Kindern beobachtet werden.²² Kinder hantierten dabei bevorzugt mit Steinen, aber auch mit gestohlenen Sprengstoffen und echten Waffen, die den eingezogenen Vätern entwendet worden waren. Ein deutliches Nachlassen des Interesses von Schulkindern am Krieg wurde von Lehrerseite gegen Kriegsende festgestellt.²³ Ego-Dokumente von Kindern vermitteln auch einen Eindruck über deren wachsende Friedenssehnsucht. Als „Freudenfest“²⁴ wurde der „mit großer Sehnsucht“²⁵ erhoffte Frieden von Schülern beschrieben.

2. Die Debatten von Pädagogen, Psychologen und Ärzten über Kinder im Ersten Weltkrieg prägten nationalistische Einstellungen, welche die körperliche und psychische Verfassung von Kindern und deren Bedürfnisse der Stabilisierung der „Heimatfront“²⁶ klar nachordneten. Diese entindividualisierende Perspektive unterschied sich von der emphatischen Betrachtung des einzelnen Kindes in der Vorkriegszeit. Seit Kriegsausbruch ordneten auch Vertreter der Reformpädagogik, die sich vor 1914 mit einer vehementen Kritik an der „Drill- und Paukschule“ des Kaiserreichs exponiert und einen stärker an der Individualität des Schülers orientierten Unterricht gefordert hatten, kindliche Belange den Interessen der „Volksgemeinschaft“ unter. In den Augen des bekannten Reformpädagogen Hugo Gaudig war das neue „Wir-Gefühl“ der Deutschen „eine Segnung, die,

¹⁸ Vgl. Eckart, Medizin und Krieg, 266.

¹⁹ Zeuch, Gedanken von Schulkindern, 71.

²⁰ Vgl. Hämmerle (Bearb.), Kindheit im Ersten Weltkrieg, 24f.

²¹ Plecher, Der große Krieg, 290.

²² Vgl. Demm, Zwischen Propaganda und Sozialfürsorge, 109f.

²³ Vgl. Krapp, Das Interesse an der Kriegsschule, 399.

²⁴ Vgl. Karstädt, Kinderaug' und Kinderaufsatz, 60.

²⁵ Ders., Erlebenaufsätze im Kriege, 216.

²⁶ Eine Wortschöpfung der zeitgenössischen Kriegspropaganda: Vgl. Hirschfeld, Kriegsfront – Heimatfront, 12.

wenn sie dauernd bleibt, einen Teil der beispiellosen Blutopfer wert ist, die Deutschland bringen“²⁷ müsse. Nationalistische Töne bestimmten auch den veränderten Umgang mit einer Schlüsselfigur der Reformpädagogik: der Schwedin Ellen Key.²⁸ Deren Buch *Das Jahrhundert des Kindes*²⁹, von deutschen Reformpädagogen vormals mit großer Zustimmung aufgenommen, stieß während der Kriegszeit auf starke Ablehnung. Die Forderungen der Autorin – so das Verdikt – seien „nichts anderes [...] als ein Verderb für die Kinder und für das gesamte Vaterland“³⁰. Nicht „Kinderrechte“, wie Key sie gefordert hatte, sondern „Kinderpflichten“ seien nun das Gebot der Stunde. „Nichtachtung des Schmerzes, Pünktlichkeit und treue Pflichterfüllung und freudiges Geben sind Tugenden, die jetzt jedes deutsche Kind lernen sollte.“ Nur vereinzelt wurde die „Formel der ‚eisernen Erziehung‘“³¹ und die Funktionalisierung der Jugendzeit, deren Eigenwert aus dem Blick geraten sei, in der pädagogischen Literatur kritisiert.

Psychologen stellten bei den Kindern einen „starken Zug von Heroismus“³² fest, den viele Erwachsene nicht aufbringen könnten. Den Erfordernissen der angebrochenen „eisernen Zeit“ sollte die zu Kriegsausbruch verfügte (freiwillige) paramilitärische Ausbildung Jugendlicher ab 16 Jahren entsprechen, die auch von einer Reihe von Pädagogen vehement befürwortet wurde.³³ Das Ideal des „Schülerkrieger[s]“³⁴, der durch die Kriegsverhältnisse „härter gegen sich selbst, entschlossener und reifer“³⁵ geworden war, fügte sich in populäre Erzählungen, die teilweise auf wahren Kriegseignissen beruhten, an denen Kinder beteiligt waren.³⁶ In vorbildlicher Weise stellten heroische „Kriegskinder“ Opferbereitschaft, Verantwortungsgefühl, Disziplin und Leidenschaft unter Beweis.³⁷ Kinder übernahmen Elternrollen und verhielten sich den Erwachsenen gegenüber tröstend und unterstützend. Ein besonders beliebtes Motiv bot die über Briefmarken und Postkarten popularisierte Geschichte der zwölfjährigen Ukrainerin Rosa Zenoch, die österreichischen Soldaten im Feld unter Lebensgefahr beigestanden

²⁷ Gaudig, „Wir Deutschen“, 452.

²⁸ Vgl. auch Scholz/Berdelmann, *The Quotidianisation of the War*, 96.

²⁹ Key, *Das Jahrhundert des Kindes*.

³⁰ Sellmann, *Ist die Verwirklichung*, 434.

³¹ Wolff, *Jugendzeit und Kinderland*, 505.

³² Hylla, *Krieg und jugendliches Seelenleben*, 473.

³³ Vgl. Fischer, *Die neue Jugendbewegung*, 23; Meumann, *Über Volkserziehung*, 180.

³⁴ Keller-Chemnitz, *Krieg und Schule*, 125.

³⁵ Ebd., 124.

³⁶ Vgl. Kirmsse, *Jugendliche Kriegsdichter und Heldenkinder*.

³⁷ Die Stilisierung von Kindern zu „Helden“ war am stärksten in Frankreich ausgeprägt: Vgl. Audoin-Rouzeau, *Mobilisierte Kinder*, 152.

haben soll.³⁸ Auch ein Beitrag in der *Zeitschrift für Kinderforschung* behandelt diese Geschichte in idealisierender Weise.³⁹

Die älteren Kindern abverlangte Leidensfähigkeit stand in einem Spannungsverhältnis zur anerkannten Schutzbedürftigkeit der zahlreichen Kriegswaisen, aber auch neugeborener Kinder. Beiden Gruppen ließ der Staat besondere Fürsorge zuteilwerden. Für die Kinder getöteter Soldaten, die unter dem Verlust des „eigene[n] Kinderland[es]“⁴⁰ ihr Leben lang zu leiden hätten, sei auch deshalb besonders zu sorgen, weil sie die Erinnerung an die „Helden“ des Weltkrieges wachhielten. Dem seit Kriegsbeginn von staatlicher Seite forcierten Säuglingschutz lag eine funktionale Perspektive zugrunde, die sich auch die an den bevölkerungspolitischen Debatten rege beteiligten Pädagogen, Psychologen und Kinderärzte zu eigen machten. Angesichts hoher militärischer Verluste und des kriegsbedingten Geburtenrückgangs schien in ihren Augen nicht nur eine aktive pronatalistische Politik zwingend geboten. Der wachsende Stellenwert der Eugenik drückt sich in vielen medizinischen Stellungnahmen aus.⁴¹ Dass die angenommene kontraselektorische Wirkung des Krieges, die auf der Vorstellung beruhte, dass die „besten“ und „tüchtigsten“ Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ nicht zurückkehrten, einer planvollen Gegensteuerung auch durch „qualitative“ bevölkerungspolitische Maßnahmen bedürfe, war auch die Ansicht der Pädagogen Eduard Spranger und Peter Petersen sowie des Psychologen William Stern. Sie stimmten eine nationalistische Begabungsrhetorik an und verlangten als eine Form der „geistigen Aufrüstung“ die systematische Förderung der „Begabten“.⁴² Der hierbei gebrauchte Begriff der „Menschenökonomie“, die zu betreiben das Gebot der Stunde sei, war Ausdruck einer wissenschaftlichen Machbarkeitsdoktrin und kann durchaus als Gegenstück zu dem an den Fronten massenhaft verheizten „Menschenmaterial“ gesehen werden, dem keine Schranken gesetzt waren.

Befremdlich wirkt aus heutiger Sicht nicht nur die Instrumentalisierung und Indienstnahme von Kindern für den Krieg, sondern auch die Verharmlosung ihrer hohen emotionalen Belastungen in Form von Trennungen, quälender Ungewissheit über den Verbleib männlicher Angehöriger und Verlusterfahrungen. In einem Erziehungsratgeber war zu lesen, dass die Trauer von Kindern über den Verlust des Vaters nicht „überbewertet“ werden sollte. Kinder könnten „einen

³⁸ Das Heldenmädchen von Rawruska.

³⁹ Vgl. Kirmsse, *Jugendliche Kriegsdichter und Heldenkinder*.

⁴⁰ Landsberg, *Können wir Kriegswaisen*, 148.

⁴¹ Dies kam etwa in der Äußerung des bekannten Berliner Kinderarztes Adalbert Czerny zum Ausdruck, wonach die Säuglingssterblichkeit auch „Auslese“ sei und „konstitutionelle Minderwertigkeiten“ beseitige, welche durch Fürsorgemaßnahmen niemals ausgeglichen werden könnten: Zitiert nach Eckart, *Medizin und Krieg*, 252.

⁴² Vgl. Petersen (Hrsg.), *Der Aufstieg der Begabten*.

einmaligen Schmerz nicht nachhaltend empfinden“, so die Autorin; die Abwesenheit eines geliebten Menschen störe „ihr inneres Gleichgewicht nicht auf die Dauer“⁴³. Auch der Verlust anderer Bezugspersonen wie der Lehrer wirke sich nicht nachteilig auf die Kinder aus. Die Reaktionen von Schülern auf die Einziehung von Lehrpersonen mache deutlich, dass diese „nicht allzusehr unter dem Kriege leiden“⁴⁴. Der Krieg sei etwas „Naturgegebenes“, das bereits in den Kindern „schlummere“. Nur bei „erblich belasteten oder degenerierten Kindern“ führe die Beschäftigung mit Kriegsthema „zu psychischen Störungen“⁴⁵ und Ängsten.

Die bagatellisierende Behandlung und Darstellung des entbehrungsreichen Kriegsalltags vieler unterernährter Kinder, das Schweigen ärztlicher Berichte über die erhöhte Sterblichkeit von Kindern, auch nach dem berühmten „Steckrübenwinter“ von 1916/17,⁴⁶ ist nicht nur auf fehlverstandenen „Patriotismus“, sondern auch auf Zensurmaßnahmen und die gezielte „Einschüchterung von Schulärzten durch die Militärbehörden“⁴⁷ zurückzuführen. Ein Teil der Ärzte beschönigte außerdem den psychischen Gesundheitszustand von Schülern. Einem in der *Zeitschrift für Kinderforschung* publizierten medizinischen Beitrag folgend waren Nervosität, Ängste und Schlafstörungen unter Schulkindern im Vergleich zur Vorkriegszeit rückläufig.⁴⁸ Erst in der Nachkriegszeit wurde die kriegsbedingte Zunahme psychischer Erkrankungen, von der insbesondere Kinder aus Arbeiterfamilien betroffen waren, öffentlich gemacht.⁴⁹ Jedoch waren Kinderärzten, Psychologen und Psychiatern wachsende Nervosität, Unruhe und Ängste bei Kindern auch während des Krieges nicht verborgen geblieben. Während in der Vorkriegszeit neurasthenische Erkrankungen zumeist im Kontext der durch die Schule verursachten „Überbürdung“ diskutiert worden waren, wurde nun die Frage aufgeworfen, inwiefern kriegsbedingte Belastungen, Angst um den Vater und Todesfälle in der Familie eine Rolle bei „nervösen“ Kindern spielten.⁵⁰ Vor allem die Debatte um kranke „Kriegssäuglinge“, die den Distress der Mutter erlebten, wurde aber aus politischen Gründen rasch abgebremsst. Die meisten

⁴³ Zurhellen-Pfleiderer, *Der Krieg und unsere Kinder*, 8.

⁴⁴ *Der Krieg und die Schulen*, 243.

⁴⁵ Rothe, *Die Kinder und der Krieg*, 9.

⁴⁶ Vgl. Engelhorn, *Über den Ernährungszustand der Schulkinder im 3. Kriegsjahr*; ders., *Die Folgen der Kriegskosten; Die Folgen der Kriegskosten*.

⁴⁷ Eckart, *Medizin und Krieg*, 268.

⁴⁸ Vgl. Engelhorn, *Über den Ernährungszustand der Schulkinder im 2. Kriegsjahr*, 250.

⁴⁹ Vgl. Demm, *Zwischen Propaganda und Sozialfürsorge*, 103.

⁵⁰ Vgl. Stambolis, *Aufgewachsen in „eiserner Zeit“*, 64–69.

Ärzte taten dieses Phänomen als „Erfindung“ ab und griffen Kollegen an, die eine andere Position vertraten.⁵¹

Psychologische Studien stellten die Einstellungen von Kindern zum Krieg und deren Reaktionen auf die Kriegsereignisse teils deskriptiv, teils wertend dar. Der Vorsitzende des *Instituts für experimentelle Psychologie und Pädagogik* des Leipziger Lehrervereins, Rudolf Schulze, führte eine Reihe von Untersuchungen durch, welche u. a. die Wirkung von Kriegsbildern auf die Gefühle von Schülern zum Gegenstand hatten. Diesen legte er Fotografien und Zeichnungen vor, die zentrale Kriegsakteure und -ereignisse zeigten, und dokumentierte ihre Mimik und Atmung als Ausdruck besonderer innerer Bewegung. Während der Anblick zerstörter britischer Kampfschiffe bei den Kindern heftigste Erregung auslöste, erzeugte ein Bildnis des Kaisers tiefe innere Ruhe und „unbegrenzte Siegeszuversicht“⁵². Als wissenschaftlich ummantelte Kriegsphraseologie wurden Schulzes Arbeiten in der Nachkriegszeit kritisiert.⁵³

Um ein stärker sachliches Bild bemühte sich eine Studie von William Stern, der seit 1916 in Hamburg lehrte und als wichtigster Impulsgeber kriegspsychologischer Kinderstudien gelten kann.⁵⁴ Stern initiierte Untersuchungen über Kriegsgedichte, freie Zeichnungen und Aufsätze von Schülern, die mit Unterstützung der Lehrerschaft erstellt wurden.⁵⁵ Wenngleich sich die Arbeit nationalistischer Töne bewusst zu enthalten suchte, ist einschränkend zu konstatieren, dass auch ihr normative Vorstellungen und die Annahme zugrunde lagen, der Krieg an sich sei etwas „Natürliches“. Persönlicher Einsatz, Mut, Begeisterungsfähigkeit, Patriotismus und Tapferkeit nicht zuletzt der eigenen Kinder, deren Kriegsgedichte Stern abdruckte,⁵⁶ wurden positiv kommentiert. Die beobachteten Reaktionen von Jungen und Mädchen auf den Krieg wurden geschlechtsspezifisch interpretiert: „natürlicher“ Kampfbereitschaft der Jungen standen karitative Tätigkeiten und die Sorge um Verwundete als „natürliches“ Verhalten der Mädchen gegenüber. Das Mädchen will „nicht Wunden schlagen, sondern heilen. Ihr Herz gehört nicht dem kämpfenden Krieger, sondern dem hilflosen Verwundeten“⁵⁷. Die Motivwahl von Mädchen und Jungen, die in Zeichnungen bevorzugt die Tätigkeit von Krankenschwestern, Abschiedsszenen und die Trauer von Familienangehörigen bzw. Kampfszenen, Waffen und Kriegstechnik darstellten, sei

⁵¹ Vgl. dies., *Kindheit in „eisernen Zeiten“*, 282; Demm, *Zwischen Propaganda und Sozialfürsorge*, 105.

⁵² Schulze, *Kriegsbilder in ihrer Wirkung*, 426.

⁵³ Vgl. Giese, *Kinderpsychologie*, 498.

⁵⁴ Vgl. auch Lück/Rothe, *Kinder erleben den Weltkrieg*, 2.

⁵⁵ Vgl. Stern (Hrsg.), *Jugendliches Seelenleben und Krieg*.

⁵⁶ Vgl. ders., *Kriegsgedichte von Kindern und Jugendlichen*, 22–56.

⁵⁷ Mann, *Aufsätze von Kindern und Jugendlichen über Kriegsthemata*, 12.

teilweise auch durch die Schule beeinflusst. Unverkennbar kämen darin aber „natürlich angelegte Geschlechtsunterschiede“⁵⁸ zum Ausdruck.

Die Wirkungen der Kriegspropaganda auf Kinder verdeutlichen etwa Zeichnungen, Gedichte oder Schulaufsätze, in denen sich oft verherrlichende Äußerungen über Hindenburg oder den Kaiser finden. Jedoch ließen sich die kindlichen Wahrnehmungen und Deutungen des Krieges nicht ohne weiteres für nationalistische Ziele einspannen. Auch verhinderte die strenge Zensur seit Kriegsausbruch die Veröffentlichung von Aussagen von Kindern, die, wie ein Lehrer hervorhob, „sehr offen [sprechen], wie ihnen der Schnabel gewachsen ist“⁵⁹. Und: Belastende Erfahrungen von Kindern wurden von einem Teil der Kinderforschung mitgeteilt, wengleich eine Einschätzung möglicher psychischer Folgewirkungen meist ausblieb. So stellte der ehemalige Schüler William Sterns Alfred Mann heraus, dass in Aufsätzen von Schülern „so oft betont wird, wie der Krieg für unser Volk auch Leiden und Schrecken bedeutet“⁶⁰.

Seit 1916 wurden Stimmen lauter, die sich kritisch zu einer einseitigen militärischen Erziehung Jugendlicher, zum „Militärkult“ und zur Hasspropaganda äußerten. Zeitgenossen reagierten dabei auch auf Kriegsspiele von Kindern, die jedoch nicht als mögliche Bewältigungsstrategie, sondern aus einer Erwachsenenperspektive heraus ausschließlich als kindliche „Verwilderung“ gedeutet wurden. Die Pädagogen Friedrich Wilhelm Foerster, Paul Natorp, Heinrich Wolgast und Gustav Wyneken verließen ihrer Sorge vor den Langzeitfolgen der durch die Schule geschürten „Leidenschaften des Hasses, der Rachgier, Schadenfreude und Verachtung gegen andere“⁶¹ in einem Appell an die Lehrerschaft Ausdruck, lösten hiermit aber sogleich Widerstand von Kollegen aus.⁶²

Schluss

Kinder wurden während des Ersten Weltkriegs in umfassender Weise in die Erwachsenenwelt eingebunden und für den Krieg nutzbar gemacht. Auch die ganz überwiegende Mehrheit der Pädagogen vertrat die Ansicht, dass Kinder mit dem Krieg konfrontiert und nicht etwa „geschont“ werden sollten. Von Kindern wurde seit 1914 trotz größter materieller und psychischer Entbehrungen „eiserne“ Disziplin und „Durchhalten“ verlangt. Insgesamt besehen erlitt das im 19. Jahrhundert geprägte Konzept der Kindheit, begriffen als wichtige Entwicklungsphase im kindzentrierten Schonraum der Familie und die damit verbundene Vorstel-

⁵⁸ Hylla, *Krieg und jugendliches Seelenleben*, 469.

⁵⁹ Karstädt, *Kinderaug' und Kinderaufsatz*, 25.

⁶⁰ Mann, *Aufsätze von Kindern*, 93.

⁶¹ Saul, *Jugend im Schatten des Krieges*, Dok. 16, 136f.

⁶² Ebd., 289; vgl. Trüper, Professor Dr. W. Förster.

lung einer eigenständigen kindlichen Lebenswelt, einen starken Bedeutungsverlust. Neu kreierte Kindheitsbilder, die sich mit tradierten Kindheitsvorstellungen verbanden, beschrieben die Übernahme von Erwachsenenrollen durch „Heldenkinder“, die den Erwachsenen selbstlos beistanden. Derartige Projektionen, die an den durch Reformpädagogen in der Vorkriegszeit verbreiteten Erlösermythos des Kindes anknüpfen konnten, verstellten den Blick auf die entbehrungsreiche Alltagsrealität der „Kriegskinder“ einmal mehr.

Die Positionierungen von Pädagogen, Psychologen und Kinderärzten waren durch eine „getrübe“ Perspektive und auffällige Einseitigkeiten geprägt, die nationalistischer Überheblichkeit der Wissenschaftler selbst, aber auch staatlichen Zensurmaßnahmen geschuldet sind. Einige Arbeiten lesen sich wie Texte der offiziellen Kriegspropaganda. Vorherrschend war ein entindividualisierender und funktionaler Blick auf Kinder. Kinderärzten kam ein wesentlicher Anteil an der Verschleierung der tatsächlichen Ernährungsverhältnisse von Kindern im Ersten Weltkrieg zu. Außerdem sind Leerstellen auf Nichtwissen und den damaligen Forschungsstand zurückzuführen. Letzteres betrifft v. a. die Traumatisierung⁶³ von Kindern durch kriegsbedingte Trennung und den Verlust enger Bezugspersonen und deren mögliche langfristige psychosoziale Folgewirkungen. Kindliche Ängste und Trauer wurden häufig nicht ernst genommen. Ebenso wurden kindliche Bewältigungsmechanismen von den Erwachsenen nicht aufgenommen oder begriffen. Kriegsspiele etwa, die auch der Abwehr oder Bewältigung innerer Ohnmachtserfahrungen dienen konnten, wurden ausschließlich als Zeichen der „Verrohung“ interpretiert, welche idealisierte Kindheitsvorstellungen verletzte. Ausgangspunkt von Kinderpsychologen war die Wahrnehmung des Krieges als letzten Endes „natürliches“ Phänomen, das auch in der kindlichen Seele tief verankert sei. Insgesamt ist eine Erwachsenenperspektive vorherrschend, die den kindlichen Erfahrungshorizont – entgegen der Absichtserklärungen vieler Forscher – nicht im Blick hatte.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1 Quellenverzeichnis

Das Heldenmädchen von Rawruska, in: *Der Jugendgarten* 40 (1915), 77–79.

Der Krieg und die Schulen, in: *Zeitschrift für Kinderforschung* 20 (1915), 243–244.

Die Folgen der Kriegskost, in: *Zeitschrift für Kinderforschung* 23 (1918), 167–168.

⁶³ Das wissenschaftliche Interesse an den Kriegsfolgen war nicht auf Kinder gerichtet, sondern galt den zeitgenössisch sogenannten „Kriegsneurosen“ von Militärangehörigen. Einen historischen Überblick über den wissenschaftlichen Umgang mit kindlichen Traumata bietet erstmals Grüner, *Hysterie und Trauma*.

- Fischer, Aloys, Die neue Jugendbewegung, in: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik 16 (1915), 22–37 u. 74–84.
- Gaudig, Hugo, „Wir Deutschen“. Aus dem Seelenleben unserer Zeit, in: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik 15 (1914), 449–454.
- Giese, Fritz, Kinderpsychologie, in: Gustav Kafka (Hrsg.), Handbuch der vergleichenden Psychologie, Bd. 1: Entwicklungsstufen des Seelenlebens, München 1922, 323–518.
- Hämmerle, Christa (Bearb.), Kindheit im Ersten Weltkrieg. Quellen und Dokumente, Wien 1993.
- Hantke, Max, Die Schule und der Krieg, 2., erw. Aufl., Langensalza 1915.
- Hylla, Erich, Krieg und jugendliches Seelenleben, in: Neue Bahnen 26 (1914/1915), 465–474.
- Janell, Walther (Hrsg.), Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge, Leipzig 1916.
- Karstädt, Otto, Kinderaug' und Kinderaufsatz im Weltkriege. Der freie Aufsatz grundsätzlich und an vielen Hunderten von praktischen Proben und Aufgaben entwickelt, Osterwieck am Harz 1915.
- , Erlebenaufsätze im Kriege, in: Archiv für Pädagogik 3 (1915), 209–218.
- Keller-Chemnitz, H., Krieg und Schule. Sammelbericht, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie 14 (1918), 108–152.
- Key, Ellen, Das Jahrhundert des Kindes, Berlin 1902.
- Kirmsse, Max, Jugendliche Kriegsdichter und Heldenkinder, in: Zeitschrift für Kinderforschung 21 (1916), 270–278.
- Krapp, H., Das Interesse an der Kriegsschule, in: Pädagogische Zeitung 47 (1918), 398–400.
- Landsberg, F. J., Können wir Kriegswaisen der Armenpflege überlassen?, in: Zeitschrift für Kinderforschung 20 (1915), 145–152.
- Mann, Alfred, Aufsätze von Kindern und Jugendlichen über Kriegsthemata, in: William Stern (Hrsg.), Jugendliches Seelenleben und Krieg, 57–133.
- Meumann, Ernst, Über Volkserziehung auf nationaler Grundlage, in: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik 16 (1915), 161–185.
- Petersen, Peter (Hrsg.), Der Aufstieg der Begabten, Leipzig/Berlin 1916.
- Rothe, Richard, Die Kinder und der Krieg. Beitrag zur grundlegenden Gestaltung der Ausdruckskultur, Prag/Wien [u. a.] 1915.
- Plecher, Hans, Der große Krieg im Urteile der Jugend, in: Zeitschrift für Kinderforschung 20 (1915), 289–303.
- Saul, Klaus (Bearb.), Jugend im Schatten des Krieges. Vormilitärische Ausbildung, Kriegswirtschaftlicher Einsatz, Schulalltag in Deutschland 1914–1918, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 34 (1983), 91–184.
- Schulze, Rudolf, Kriegsbilder in ihrer Wirkung auf die Atmung, in: Die Sonde 7 (1915), 423–429.
- , Siegesfeier in der Schule, in: Archiv für Pädagogik 4 (1915), 14–15.
- , Ein Ehrenkreuz für kleine Liebestaten, in: Neue Bahnen 27 (1916), 323–326.

- Sellmann, Adolf, Ist die Verwirklichung der Zukunftsschule von Ellen Key erwünscht?, in: Zeitschrift für Kinderforschung 21 (1916), 433–446.
- Stein, Walther, Das Kriegsbild in der Schule, in: Die Sonde 7 (1915), 339–340.
- Stern, William (Hrsg.), Jugendliches Seelenleben und Krieg. Materialien und Berichte. Unter Mitwirkung der Breslauer Ortsgruppe des Bundes für Schulreform und von O. Bobertag, K. W. Dix, C. Kik, A. Mann, Leipzig 1915.
- , Kriegsgedichte von Kindern und Jugendlichen, in: ders., (Hrsg.), Jugendliches Seelenleben und Krieg, 22–56.
- Trüper, Johannes, Professor Dr. W. Förster, in: Zeitschrift für Kinderforschung 23 (1918), 99.
- Über den Ernährungszustand der Schulkinder im 2. Kriegsjahr, in: Zeitschrift für Kinderforschung 21 (1916), 248–250.
- Über den Ernährungszustand der Schulkinder im 3. Kriegsjahr, in: Zeitschrift für Kinderforschung 22 (1917), 64–65.
- Wolff, G., Jugendzeit und Kinderland, in: Pädagogische Zeitung 45 (1916), 505–507.
- , Wie hat der Krieg das Verhältnis der Erwachsenen zu den Kindern verändert, in: Pädagogische Zeitung 44 (1915), 413–414.
- Zeuch, Wilhelm, Gedanken von Schulkindern über den Weltkrieg, in: Pädagogische Zeitung 45 (1916), 69–77.
- Zurhellen-Pfleiderer, Else, Der Krieg und unsere Kinder. Anregungen für Eltern und Erzieher, Gotha 1915.

2 Literaturverzeichnis

- Audoin-Rouzeau, Stéphane, Die mobilisierten Kinder: Die Erziehung zum Krieg an französischen Schulen, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich [u. a.] (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...“ Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, 151–174.
- , La guerre des enfants (1914–1918), Paris 1993.
- Chickering, Roger, Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Aus dem Amerikanischen übers. v. Rudolf Renz/Karl Nicolai, Paderborn [u. a.] 2009.
- Collins, Ross F., Children, War and Propaganda, New York [u. a.] 2011.
- Demm, Eberhard, Deutschlands Kinder im Ersten Weltkrieg: Zwischen Propaganda und Sozialfürsorge, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 60 (2001), 51–98.
- , Zwischen Propaganda und Sozialfürsorge – Deutschlands Kinder im Krieg, in: ders. (Hrsg.), Ostpolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Frankfurt/M. [u. a.] 2002.
- Depaepe, Marc, Zum Wohl des Kindes? Pädologie, pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik in Europa und den USA, 1890–1940, Weinheim 1993.
- Donson, Andrew, From Reform Pedagogy to War Pedagogy: Education Reform before 1914 and the Mobilisation for War in Germany, in: Dirk Schumann (Hrsg.),

- Raising Citizens in the „Century of the Child“. The United States and German Central Europe in Comparative Perspective, New York [u. a.] 2010, 68–84.
- , Youth in the Fatherless Land. War Pedagogy, Nationalism, and Authority in Germany 1914–1918, Cambridge [u. a.] 2010.
- Eckart, Wolfgang U., Medizin und Krieg – Deutschland 1914–1924, Paderborn 2014.
- Eßer, Florian, Das Kind als Hybrid. Empirische Kinderforschung (1896–1914), Weinheim/Basel 2013.
- Fisher, Susan, Boys and Girls in No Man’s Land. English-Canadian Children in the First World War, Toronto 2011.
- Grüner, Stefan, Hysterie und Trauma. Zur wissenschaftlichen Konzeptionalisierung von kindlicher Kriegs- und Gewalterfahrung seit dem 19. Jahrhundert, in: ders./Markus Raasch (Hrsg.), Zucht und Ordnung. Gewalt gegen Kinder in historischer Perspektive [im Druck].
- Heinemann, Rebecca, Das Kind als Person. William Stern als Wegbereiter der Kinder- und Jugendforschung 1900 bis 1933, Bad Heilbrunn 2016.
- Hirschfeld, Gerhard, Kriegsfrente – Heimatfront, in: ders./Gerd Krumeich [u. a.] (Hrsg.), Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997.
- Kennedy, Rosie, The Children’s War. Britain, 1914–1918, Basingstoke [u. a.] 2014.
- Lück, Helmut E./Miriam Rothe, Kinder erleben den Weltkrieg. Empirische Untersuchungen zu Beginn des Krieges, in: Journal für Psychologie 25 (2017), 1–25.
- Mommsen, Wolfgang J., Kriegsalltag und Kriegserlebnis im Ersten Weltkrieg, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 59 (2000), 125–138.
- O’Sullivan, Emer, Fun and Military Games. The War in German Picturebooks, 1914–1915, in: Lissa Paul/Rosemary Ross Johnston [u. a.] (Hrsg.), Children’s Literature and Culture of the First World War, New York/London 2016, 197–213.
- Remer, Gertraude, Kleine Kinder und der große Krieg. Zur militaristischen Literatur für Kleinkinder vor und während des Ersten Weltkrieges, in: Werner Greiling/Hans-Werner Hahn (Hrsg.), Tradition und Umbruch. Geschichte zwischen Wissenschaft, Kultur und Politik, Rudolstadt 2002, 165–180.
- Scholz, Joachim/Berdelmann, Kathrin, The Quotidianisation of the War in Everyday Life at German Schools During the First World War, in: Paedagogica Historica 52 (2016), 92–103.
- Stambolis, Barbara, Aufgewachsen in „eiserner Zeit“. Kriegskinder zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise, Gießen 2014.
- , Kindheit in „eisernen Zeiten“. Mentalitätsgeschichtliche und transgenerationale Aspekte von Kriegskindheiten im Ersten Weltkrieg, in: Alexander Denzler/Stefan Grüner [u. a.] (Hrsg.), Kinder und Krieg. Von der Antike bis in die Gegenwart (Historische Zeitschrift. Beihefte 68), Berlin/Boston 2016, 273–292.

MELDUNGEN AUS DEM IEK

Neue Mitglieder



PROF. DR. VICTOR ANDRÉS FERRETTI

Professor für Romanische Literaturwissenschaft
(Iberoromania)



PD. DR. PHIL. HABIL. REBECCA HEINEMANN

Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Lehrstuhl für Pädagogik

Neue Wissenschaftliche Mitarbeiterin/Koordinatorin



DR. EVA ROTHENBERGER

Das IEK verabschiedet

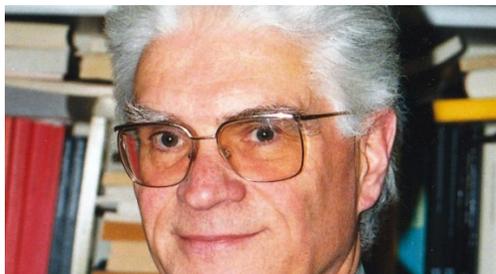


DR. BENJAMIN DURST

ehem. wissenschaftlicher Koordinator

Nachruf

In Erinnerung an Prof. Dr. Theo Stammen (1933–2018) Gelehrter – Lehrer – Kollege



Zum Jahreswechsel 2018 erschienen von Theo Stammen neu ediert *Die Friedensschriften des Erasmus von Rotterdam*. Beim Blick in seine Einführung wird aus diesem „schönen Buch“, wie er es selbst nannte, eine Art Vermächtnis. Das Zitat des ersten Satzes aus der *Metaphysik* des Aristoteles, „Alle Menschen haben von Natur aus ein Verlangen nach Wissen“, mit dem er das lebenslange Programm des Erasmus beschreibt, bezeichnet im besten Sinn auch den Weg Theo Stammens als souveräner Denker. Dabei reichten seine Wissensbestände, es war eines seiner Lieblingsworte, von der Antike über das Mittelalter, dann mit den Schwerpunkten des Humanismus und der Aufklärung bis in die politische Theorie der modernen Demokratien des 20. Jahrhunderts. Fast unruhig wurde er, wenn in Seminaren ein Buch zur Sprache kam, das er nicht kannte. Man konnte sicher sein, bis zur nächsten Sitzung hatte er es präsent, meist schon erworben. Vor diesem Hintergrund war allein die Reduzierung seiner Bibliotheksbestände an mehreren Orten in den letzten Jahren für ihn eine schwierige Aufgabe geworden.

Bereits die frühe Phase seiner wissenschaftlichen Arbeit war geprägt von der Verbindung von Literatur und Politik. Das Politische an und bei Goethe hat ihn von der Dissertation bis zu einer seiner letzten Publikationen *Zur Genealogie des Politischen bei Goethe* begleitet. Sprachlich hoch sensibel war für ihn die Besonderheit der Textformen ein eigener Zugang zur Analyse unterschiedlichster Autoren. Selbst bis in die letzten Wochen ein passionierter Briefschreiber, bildet er auch in der Erasmus-Edition, mit dem Brief beginnend, die einzelnen, hier präsenten Textsorten als Struktur gebend ab. Nochmals verweist eine Überschrift in dieser Einführung auf ein Spezifikum seines wissenschaftlichen Arbeitens: „Wissensproduktion und Zeitkritik“. Die „Praktische Politikwissenschaft“, der er sich verpflichtet fühlte, benennt einen Strang der Disziplin, der die verantwortungsvolle bildende und erzieherische Aufgabenstellung des Faches nach dem II. Weltkrieg in Erinnerung hielt. Kein Zufall ist daher, dass einer seiner For-

schungsschwerpunkte der Fürstenspiegel war, eine spezifische Form frühneuzeitlicher Erziehungsliteratur, die freilich beim genaueren Hinschauen nichts an Aktualität verloren hat.

Nicht nur, dass sich Theo Stammen immer wieder zu aktuellen politischen Fragen äußerte und mit dem *Colloquium Politicum* an der Universität Augsburg über viele Jahre einen Ort des intensiven aufklärerischen politischen Diskurses mitverantwortete, sondern seine Befassung mit der älteren Theorie hatte immer auch den Bezug zu aktuellen, insbesondere krisenhaften Entwicklungen. Wie bei Erasmus wird bei ihm aus der vielfältigen Sammlung von „Bildungswissen“ eine Suche, wie aus der Geschichte der politischen Ideen für die heutige Zeit mit oft krisenhaften Erfahrungen Orientierung für eine gute politische Ordnung gewonnen und vermittelt werden kann.

Damit kommt neben dem „großen Gelehrten“, wie eine Kollegin es formulierte, der Lehrer Theo Stammen in den Blick. Er ging nicht nur gern in den universitären Hörsaal, sondern war mit einem breiten Angebot im Bereich der politischen Bildung tätig, die ja gerade, wie Stammen von Hamlet zitiert, in Zeiten, wenn „die Welt aus den Fugen ist“, eingefordert wird. An der Akademie für politische Bildung in Tutzing und verschiedenen Bildungseinrichtungen war er ein geschätzter Vortragender. Daneben vermittelte er in Sommerkursen der Universität Freiburg geradezu mit Enthusiasmus über Jahrzehnte politikwissenschaftliches Wissen über demokratisches Zusammenleben an Studierende aus aller Welt, eine Form der Lehre mit vermutlich ganz eigener Wirkung und Nachhaltigkeit.

Einer unserer Schüler, inzwischen selbst Professor für Politikwissenschaft, schrieb als Reaktion auf die Nachricht vom Tod Theo Stammens sinngemäß: Was ich an ihm besonders geschätzt habe, war, dass er auch Studierende förderte, die unter dem Vorzeichen von Exzellenz an anderer Stelle wenig Chancen gehabt hätten. Das galt nicht nur für die ersten Studienabschlüsse, sondern auch für die Betreuung und Unterstützung von Dissertationen und Habilitationen. Ablehnung fiel ihm schwer. Schaut man auf die bei ihm etwa einhundert erfolgreich abgelegten Promotionsverfahren, erscheint das heute wie die Geschichte einer anderen Zeit. Seine Begeisterung für die Lehre war sicher einer der Momente, die ihm den Abschied aus der Universität schwierig werden ließen.

Neben der Familie, in den letzten Jahren besonders der Stolz auf den Enkel, war die Universität seine Lebenswelt. Dazu gehörten die Kolleginnen und Kollegen der eigenen Fakultät, von denen er manche während seiner mehrjährigen Dekanszeit mitberufen hatte. Die Fakultät war für ihn eine *scientific community*, innerhalb derer man miteinander disputierte, bisweilen stritt, sich aber meistens unterstützte und gemeinsam gestalten wollte. Theo Stammen interessierte sich über die Disziplinen hinweg für das, was andernorts gearbeitet wurde, und war dabei, dies als persönliche Anmerkung, frei von jedem Konkurrenzdenken. Vielmehr nutzte er die Chance des interdisziplinären Gesprächs auch für Seminare und Colloquien verschiedenster Art. Insofern war sein engagierter Einsatz im

Direktorium des Instituts für Europäische Kulturgeschichte geradezu auf seine Denkweise zugeschnitten. Ebenso gestaltete er als Leiter des Hochschulkreises der Katholischen Akademie diesen als Forum für einen Dialog zwischen den Disziplinen. Die mehrjährigen Tätigkeiten als Vizepräsident und Senator mögen gleichfalls Hinweise auf sein Verständnis von Universität sein, innerhalb deren der eigene Lehrstuhl immer auch Verpflichtung und Verantwortung für die Institutionen einschloss, zu denen er gehörte.

Das letzte Jahr hatte zunehmend den Charakter von abschiedlich leben. Der plötzliche Tod eines Freundes um den Jahreswechsel hatte ihn – mehrdeutig – mitgenommen. Anfang des Jahres stand noch die Idee im Raum, anlässlich seines 85. Geburtstags im Anschluss an den erwähnten Band zu einem interdisziplinären Erasmus-Colloquium einzuladen. Bald wurde deutlich, dass die Kräfte dazu ebenso wie zu einem lange geplanten Besuch an seinem ersten Arbeitsort, dem Studienhaus Wiesneck bei Freiburg, nicht mehr reichten. In der Handschrift seiner Briefe deutete sich die Veränderung an. Nach einem in mehrerer Hinsicht schmerzlichen Krankenhausaufenthalt musste er schließlich die schon vorbereitete größere Geburtstagsfeier absagen. Ein wenig Feiern war dann auch zu seinem Glück am 11. Juli noch möglich. Als bald danach mit fortschreitender Krankheit nochmals ein Wechsel der Lebenswelt anstand, meinten Seele und Leib wohl, es sei genug. Unvergesslich ist keiner und keine. Dies gehörte auch zu seinen Erfahrungen der letzten Jahre. Wenn ich mich an Theo Stammen erinnere, gehört er zu den Menschen, von denen ich wusste, es hat mich gefreut, wenn ich ihn getroffen habe.

HANS-OTTO MÜHLEISEN

AKTUELLE FORSCHUNG/RÜCKBLICK

Tag der Europäischen Kulturgeschichte 2018: Krieg & Frieden in der Europäischen Kulturgeschichte

Zum inzwischen dritten Mal veranstaltete das Institut für Europäische Kulturgeschichte (IEK) der Universität Augsburg am 18. Juni 2018 den „Tag der Europäischen Kulturgeschichte“. Dieser wurde wieder in Kooperation mit der Universitätsbibliothek und der Stadtbücherei Augsburg sowie mit Unterstützung der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg durchgeführt. Inspiriert wurde der Tag einerseits durch das anhaltende Forschungsinteresse an den nicht auseinanderzudenkenden Themenfeldern Krieg und Frieden, und andererseits von zwei bedeutenden Geschichtseignissen, die sich 2018 jähren: Vor vierhundert Jahren brach der Dreißigjährige Krieg aus, während am 11. November 1918 der Waffenstillstand des Ersten Weltkrieges geschlossen wurde. Dies bietet zahlreiche Anlässe, diese beiden Geschichtsdaten unter neuen Forschungsperspektiven erneut zu diskutieren. So war es ein zentrales Anliegen des diesjährigen Tages der Europäischen Kulturgeschichte, sich aus verschiedenen Perspektiven Aspekten der kulturhistorischen Bedeutung von Krieg und Frieden anzunehmen, indem interdisziplinäre und epochenübergreifende Vorträge gehalten wurden.

Das Nachmittagsprogramm eröffneten Prof. Dr. Bernd Oberdorfer, Geschäftsführender Direktor des IEK, sowie Dr. Ulrich Hohoff, Leiter der Universitätsbibliothek, die erneut ihre Räumlichkeiten für den Tag der Europäischen Kulturgeschichte zur Verfügung stellte. Vier Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen der Universität Augsburg gaben Einblicke in ihre Forschungen mit einer kulturhistorischen Perspektivierung auf Krieg und Frieden.

Zu Beginn beschrieb Prof. Dr. Freimut Löser den mittelalterlichen Autoren Wolfram von Eschenbach als Vordenker seiner Zeit, indem er in Wolframs Werks *Willehalm* (1210–1220) frühe Züge von religiöser Toleranz und Friedensansätzen herausstellte. Anders als das Gros mittelalterlicher Autoren führte Wolfram die Ambiguität des Krieges in seiner Vielfalt aus: die Schrecken des Mordens und die Profanität des Sterbens, aber auch die Notwendigkeit eines christlichen Verteidigungskrieges gegen die Heiden; kurz die Heillosigkeit und parallele Faszination des Krieges. In *Willehalm* finde sich keine Kreuzzugsbegeisterung, vielmehr erscheinen die Heiden nahezu menschlich. Sie kämpften wie ihre christlichen Gegner für ihre eigene Religion und wurden ebenso durch ritterliche Charakteristika beschrieben. Auch in der theologisch anmutenden Rede Gyburcs, Christen und Heiden seien Kinder Gottes, sah Löser eine Annäherung an eine Gleichrangigkeit der Religionen. Zentral bleibt bei *Willehalm* jedoch die Familie: Der Krieg zwischen den Religionen ist eingebettet in ein familiär bedingtes Spannungsfeld, da Gyburc mit Willehalm verheiratet war, der gegen seinen Schwiegervater Terramer kämpfte. Das tragische Element des Krieges wird dadurch verstärkt, dass es sich nicht nur um die Ermordung von Heiden, sondern um einen Verwandtenmord handelt – selbst dann, wenn der Krieg gegen

die Heiden gerecht sei. Freilich siegt am Ende die Christenheit über die Heiden, dennoch lässt Wolframs *Willehalm* pazifistische Tendenzen anklingen.

Im zweiten Vortrag verdeutlichte Dr. Benjamin Durst mittels vierer Titelpuffer zu Dokumentensammlungen und Geschichtswerken zur europäischen Mächtepolitik die frühneuzeitlichen Friedensdarstellungen und analysierte, wie letztere Rückschlüsse auf die zeitgenössische Konzeption von Frieden vermitteln. Gemein waren den von Durst analysierten Titelpuffern der Rekurs auf antike und biblische Bildtradition sowie Motive der Regierungs- und Tugendlehre. Diese wurden aber je nach ihren spezifischen Kontexten und der intendierten Wirkung vielfältig verwendet, modifiziert oder mit neuen Elementen versehen. So zeigten alle analysierten Titelpuffer die allegorische Figur Pax, mal in Kombination mit der Personifikation Justitia, angereichert mit Symbolen des Friedens, wie dem Olivenzweig oder dem Merkurstab. Kontrastierend zum Triumph des Friedens wird der besiegte Krieg oftmals in Figur des Mars mit verschiedenen Lastern dargestellt. Dass die Friedensdarstellungen jedoch nicht nur auf gängigen Motiven beruhten, sondern auch einem Wandel unterlagen, stellte Durst exemplarisch an der Urkunde des Friedensvertrags heraus, die seit Mitte des 17. Jahrhunderts zu einem neuen Friedenssymbol avancierte: Auf dem Titelpuffer von Dumonts *Mémoires politiques pour servir à la parfaite intelligence de l'histoire de la paix de Ryswick* (1699) ist sie das zentrale Element und wird von der personifizierten Pax übergeben. Die unterstützende Funktion dieser Titelpuffer für die ihnen nachfolgenden Dokumente und Abhandlungen machte Durst am Beispiel von Dumonts Hauptwerk, dem *Corps universel diplomatique du droit des gens* (1726) deutlich. Das Kupfer zeigt einen Vertragsschluss zweier Herrscher, umringt von Allegorien leitender Werte und Tugenden, Norm- und Rechtssysteme, darüber leuchtet das göttliche Auge der Vorsehung: Dumont wollte die völkerrechtliche Ordnung sowie ihre Rechtsinstrumente, also die in seinem Werk gesammelten völkerrechtlichen Verträge, in ihrer Bedeutung für die Mächtebeziehungen überhöhen – dieses Vorhaben wird durch die zentrale Repräsentation des Vertragsschlusses auf dem Titelpuffer maßgeblich unterstützt.

Aus pädagogischer Perspektive bot PD Dr. Rebecca Heinemann einen Einblick in die Kriegserfahrung von Kindern im Ersten Weltkrieg sowie in Aspekte der zeitgenössischen Kinderforschung. Anhand verschiedener Tagebucheinträge von Kindern führte sie aus, wie eine überschwängliche Euphorie zu Beginn des Krieges progressiv verschwand und Angst, Verlustängste, Friedenshoffnungen und Kritik am Kriegsgeschehen die Kindheitserfahrungen prägten. In einem zweiten Schritt wandte sie sich der pädagogischen, psychologischen und medizinischen Literatur der Kinderforschung zu: Ganz im Zeichen der nationalen Propaganda zielte die Kindererziehung auf die Vermittlung kriegsspezifischen Wissens und letztlich die Mobilisierung der Kinder für die Heimatfront ab. Stand vor Kriegsbeginn das Wohl des Kindes im Zentrum, stellte die Literatur unterschiedlicher pädagogischer Strömungen die individuellen Belange der Kinder nun

gänzlich unter das nationale Interesse: Der Fokus lag auf der Disziplinierung und Steigerung der Leidesfähigkeit der Kinder, um die sogenannten „Kinderpflichten“ erfüllen zu können. Indem Verlustängste nicht überbewertet werden sollten, Mangelernährung und die erhöhte Sterblichkeitsrate verschwiegen und die bemerkbar wachsende Nervosität der Kinder auf erbliche Schäden zurückgeführt wurden, kam es zu einer Marginalisierung der psychologischen und körperlichen Auswirkungen des Krieges. Dahinter stand die ebenfalls propagandistische Annahme, der Krieg sei der Normalzustand. Insgesamt betonte Heinemann die funktionalisierende und neutralisierende Perspektivierung auf die Kinder: Sie wurden auf ihren physischen Kriegsnutzen reduziert oder – erneut im Sinne der Kriegspropaganda – zu Kriegshelden stilisiert. Kritische Stimmen, die die belastenden Konsequenzen des Krieges für die Kinder thematisierten, wurden scharf kritisiert oder vollends zensiert.

Den Abschluss des Nachmittagsprogramms bildete der Vortrag von Prof. Dr. Bernd Oberdorfer, der das protestantische Verständnis von Krieg und Frieden im Laufe der Geschichte beleuchtete. Ausgehend von Luthers Verständnis vom Gehorsam der Untertanen gegenüber der von Gott eingesetzten Obrigkeit führte Oberdorfer aus, wie Luther – ähnlich wie Wolfram von Eschenbach – Krieg nur im Sinne einer Verteidigung akzeptierte; der Frieden sei dem Krieg stets vorzuziehen. Auch Widerstand gegen eine tyrannische Obrigkeit, so Oberdorfer, sei für Luther undenkbar gewesen: Statt aufzubegehren, habe der Untertan eine schlechte Obrigkeit als Strafe Gottes zu ertragen. Jegliche Form des aktiven Protestes gegen die Obrigkeit, wie er in den Bauernaufständen geschah, lehnte Luther kategorisch ab. Darauf basierend erscheint nachvollziehbar, warum Luther von der Obrigkeit einforderte, mit „Gottes Faust“ die Bauern niederzuschlagen, um wieder Frieden und Ordnung herzustellen – obwohl sich die Bauern in ihrer Rechtfertigung auf Luther beriefen. Luthers Aussage mutet also nur auf den ersten Blick paradox an. Von der Entstehung dieser Prämisse, der Obrigkeit gehorsam zu sein, entwickelte sich eine Staatsnähe des Protestantismus, wobei Oberdorfer einen synoptischen Bogen zum 20. Jahrhundert schlug. Hinsichtlich des genuin protestantischen Verständnisses von Frieden und Krieg im 20. Jahrhundert machte Oberdorfer deutlich, dass der Krieg nach wie vor als heilsames Mittel für das Gemeinschaftswesen empfunden wurde und der entstehende Pazifismus, der während der Weltkriege als fehlende Nächstenliebe gedeutet wurde, erst nach dem Zweiten Weltkrieg Einzug in den Protestantismus erhielt. An die Stelle eines bedingungslosen Obrigkeitsehens traten konditionierte Gewaltenteilung zur Einschränkung obrigkeitlichen Handelns, politische Rationalität und Rechtsloyalität. So schloss Oberdorfer, das protestantische Konzept von Krieg und Frieden habe sich vom ‚gerechten Krieg‘ zum ‚gerechten Frieden‘ entwickelt. Anschließend an die Vorträge wurden einschlägige Exponate der bibliothekseigenen Bestände zum Dreißigjährigen Krieg wie zum Ersten

Weltkrieg in der Ausstellungshalle der Universitätsbibliothek vorgestellt, um einen Eindruck der jeweiligen zeitgenössischen Drucke zu erhalten.

Den Abschluss des Tages bildete der Gastvortrag von Prof. Dr. Marian Füssel (Göttingen) in der Stadtbücherei zur Kulturgeschichte der Schlacht im 18. Jahrhundert. Am Beispiel des Siebenjährigen Krieges zeigte er einleitend die aufkommende epistemologische Problematik der Beobachtung einer Schlacht auf, da letztere durch ihre zunehmende Komplexität für die Zeitgenossen als unbeobachtbar beschrieben wurde. In Reaktion auf diese Komplexität kam es zu einer Vielzahl an Repräsentationen der Schlachten des Siebenjährigen Krieges – so handelte es sich nicht nur um einen Krieg der Schlachten, sondern zugleich um einen Medienkrieg. In diesem Kontext stellte Füssel die Frage nach dem Umgang mit dieser „Undarstellbarkeit“ der Schlacht und führte exemplarisch an den Schlachten bei Lobositz (1756) und Zorndorf (1758) an, wie die Rolle der medialen Behauptung einer Schlacht progressiv an Bedeutung gewann, um den Sieg geltend zu machen. So galt es vor allem, den Sieg ex post durch Kriegsberichterstattungen in Zeitungen, Kupferstichen etc. für sich zu behaupten. Derart veranlasste etwa der unklare Ausgang der Schlacht von Zorndorf sowohl die preußische wie russische Seite, den eigenen Sieg durch das Absingen des *Te Deums* oder Dankespredigten zu verkünden. Indem beide Seiten sich verschiedener Kriterien bedienten – u. a. die Definition der Wahlstatt, das gegnerische Abrücken von vermeintlich geometrischen Formen etc. –, versuchten sie den Sieg für sich zu behaupten. Zugleich musste die mediale Siegesbehauptung der Gegner als Falschmeldung deklariert und ihre Verbreitung eingedämmt werden – der performative Akt auf dem Schlachtfeld selbst geriet dadurch sukzessive in den Hintergrund des Geschehens. Füssel betonte, dass diese mediale Repräsentation gleichermaßen als zentrales Medium der adeligen Selbstdarstellung gesehen werden muss. Neben der Rezeption der medialen Kriegsberichterstattung, die fast einer gesellschaftlichen Sensationsgier über die Neuigkeiten zur Schlacht glich, ging Füssel auch auf die Materialität der Schlachtbilder ein, die einer nachträglichen und öffentlichen Kommunikation der siegreichen Schlacht dienten, und gab zwei Beispiele: Einerseits die Darstellung der Schlacht von Zorndorf auf Tabak- und Emaillendosen, wobei Abschnitte von Flugblättern auf die Dose gedruckt waren. Andererseits die sogenannten Vivat-Bänder, die ebenfalls die jeweiligen Schlachten und Ereignisse aus einer bestimmten Perspektive wiedergaben. Beide Beispiele setzten beim Rezipienten eine Reihe von Assoziationen zur jeweiligen Schlacht frei. Die einzelnen Schlachten waren dabei nicht mehr an ihrer ikonographischen Repräsentation, sondern nur noch durch ihre Betitelung erkennbar und konnten in der bildlichen Darstellung gegeneinander ausgetauscht werden.

In mythologisierenden Darstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts wurde versucht, die Schlacht entweder in ihrer Komplexität abzubilden oder sie auf eine verdichtete Darstellung zu reduzieren. Füssel verdeutlichte an Karl Röchlings Gemälde aus dem Jahr 1904, wie der Siebenjährigen Krieg auf einige wenige

Ereignisse reduziert wurde, die das Gesamtbild der Schlacht auf Dauer prägen würden: Friedrich wird als soldatischer Held inszeniert und die dargestellte Schlacht steht paradigmatisch für den gesamten Krieg. Röchlings Gemälde avancierte zum Referenzbild der friderizianischen Schlachten. Doch nicht nur im Rahmen populärwissenschaftlicher Thematisierungen des Siebenjährigen Krieges findet das Gemälde als Referenzobjekt Verwendung – auch auf aktuellen Brettspielen, die in keinem Zusammenhang zum Siebenjährigen Krieg stehen, wird das Gemälde abgedruckt. Füßel gelang hier ein Beispiel für die kritische Reflexion historischer Darstellungen par excellence. Resümierend zog er den Schluss, dass die Wahrnehmung der Schlacht im 18. Jahrhundert zwar begrenzt war, dafür aber vielfältige Deutungsräume entstanden. Die mediale Repräsentation wurde selber zu einem bedeutenden Bestandteil der Schlacht und des Krieges insgesamt, beeinflusste sie doch erheblich den weiteren Verlauf des Krieges. Füßel schaffte es, die Darstellung der Undarstellbarkeit der Schlacht anschaulich zu machen und bot mit seinem Vortrag die Möglichkeit für anregende Diskussionen über die kulturhistorische Perspektive auf die Schlacht, was einen gelungenen Abschluss zur Thematik „Krieg und Frieden“ bot.

STEPHANIE BODE

Programm

14:00 – 17:00 Uhr:

Vorträge und Ausstellung

14:00 Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (Augsburg):
Eröffnung und Einführung
Dr. Ulrich Hohoff (Augsburg) Begrüßung
Prof. Dr. Freimut Löser (Augsburg):
Vom Heiden-Erschlagen und Frieden-Machen.
Der *Willehalm* Wolframs von Eschenbach und seine Aktualität
Dr. Benjamin Durst (Augsburg): Mit Urkunde und Merkurstab.
Friedensdarstellungen in frühneuzeitlichen Dokumentensammlungen
und Geschichtswerken zur europäischen Mächtepolitik

15:15 Kaffeepause

15:45 PD Dr. Rebecca Heinemann (Augsburg):
Kindheit und Kriegserfahrung im Ersten Weltkrieg
Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (Augsburg): Gottes Faust? –
Protestantische Positionen zu Krieg und Frieden
im historischen Wandel
Präsentation thematisch einschlägiger Altbestände
der Universitätsbibliothek Augsburg

*Ort: Zentralbibliothek der Universität Augsburg, Universitätsstraße 22, Ebene 3,
Raum 3010 (Zugang über die Ausstellungshalle)*

19:00 Uhr

Abendvortrag

Prof. Dr. Marian Füssel (Göttingen):
Undarstellbare Gewalt? – Zur Kulturgeschichte der Schlacht im 18. Jahrhundert
Ort: Vortragssaal der Stadtbücherei Augsburg (Ernst-Reuter-Platz 1)

Impressionen



Prof. Dr. Bernd Oberdorfer eröffnet den Tag der Europäischen Kulturgeschichte und Dr. Ulrich Hohoff spricht ein Grußwort.



Prof. Dr. Freimut Löser spricht über die Aktualität des Willehalm Wolframs von Eschenbach



Dr. Benjamin Durst spricht zu Friedensdarstellungen in Sammlungen und Werken zur europäischen Mächtepolitik



PD Dr. Rebecca Heinemann bei ihrem Vortrag über Kindheit und Kriegserfahrungen im Ersten Weltkrieg



Prof. Dr. Marian Füssel aus Göttingen bei seinem Abendvortrag zur Kulturgeschichte der Schlacht im 18. Jahrhundert



Claas Henschel betrachtet ausgestellte Albestände der Universitätsbibliothek Augsburg zum Thema Krieg und Frieden



In der Pause konnte bei Kaffee und Kuchen im Ausstellungsfoyer der Universitätsbibliothek Augsburg weiterdiskutiert werden.

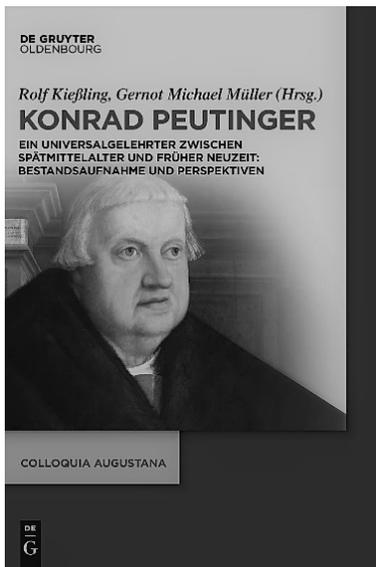


Dr. Rudolf Freudenberger, Dekan i.R., im Gespräch mit Bibliotheksleiter Dr. Ulrich Hohoff

Neuerscheinungen aus dem IEK

Rolf Kießling/Gernot Michael Müller (Hrsg.), Konrad Peutinger. Ein Universalgelehrter zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit: Bestandsaufnahme und Perspektiven. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2018 (Colloquia Augustana 35). 240 S., 10 Abb., 59,95 €, ISBN 978-3-11-057258-2.

Dr. Konrad Peutinger (1465–1546) verkörperte als Stadtschreiber von Augsburg, als Politiker, Gelehrter und Kunstsammler das, was in Italien mit dem Begriff des *uomo universale* benannt wurde. Er prägte über lange Jahre die Politik der Reichsstadt und agierte vielfach im Brennpunkt des Reichsgeschehens. Als Humanist sammelte er mit über 2000 Bänden eine der größten Privatbibliotheken nördlich der Alpen. Und er stand als führende Persönlichkeit der sog. „Sodalitas Augustana“ in Kontakt mit vielen gelehrten Zeitgenossen, edierte römische Inschriften und war maßgeblich an der Selbstinszenierung Kaiser Maximilians I. beteiligt.



Der vorliegende Band dokumentiert eine Tagung zum 550. Geburtstag Peutingers mit dem Ziel, die breite Palette seiner Tätigkeiten zu würdigen: den Stand der Forschung zu rekapitulieren, neue Akzente zu setzen und Anregungen für weitere Studien zu geben. Das Themenfeld reicht deshalb von seinen ganz spezifischen Anteilen an der städtischen Politik und Publizistik über Aspekte seiner Wissensfelder und Mediennutzung bis zur kritischen Beleuchtung des Umgangs mit der Erinnerungskultur.

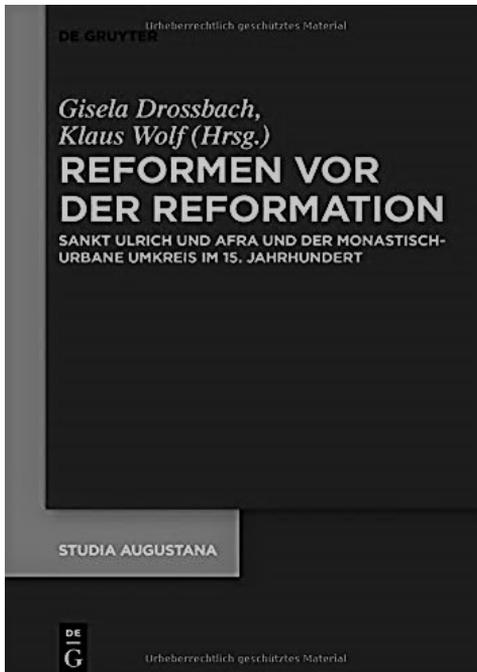
TEXT: VERLAG

Gisela Drossbach/Klaus Wolf (Hrsg.), *Reformen vor der Reformation. Sankt Ulrich und Afra und der monastisch-urbane Umkreis im 15. Jahrhundert*, Berlin/Boston: De Gruyter 2018 (Studia Augustana 18). 391 S., 1 Abb., 99,95 €, ISBN 978-3-11-058231-4.

Der vorliegende Band widmet sich den monastischen Reformen des 15. Jahrhunderts und ihren Folgen mit dem Fokus auf das Augsburger Benediktinerkloster Sankt Ulrich und Afra. Dabei werden verschiedene Fragestellungen in den Blick genommen. So geht es um die Folgen der Melker Reform im Bereich des lateinischen und deutschsprachigen Schrifttums in verschiedenen Gattungen und Disziplinen, darunter Theologie und Rechtswissenschaft; auch soll aus kunstgeschichtlicher und musikwissenschaftlicher Sicht nicht zuletzt die kirchliche Liturgie untersucht werden. Als Untersuchungsobjekte bieten sich das Augsburger Ulrichskloster und im Vergleich dazu Tegernsee in geradezu idealer Weise an, weil sie gleichermaßen zur Melker Observanz des Benediktinerordens gehören und Stadt und Land repräsentieren. Ein solcher Vergleich ist bislang

noch nicht unternommen worden. Überdies kann mit dem Konzept des Bandes an aktuelle Forschungsparadigmen wie etwa „Vorreformation“ angeknüpft werden. Für Augsburg speziell wird, abgesehen von wichtigen Arbeiten zum literarischen Leben insgesamt, grundsätzlich und systematisch nach dem literarischen Ertrag von Melker Reform (für Sankt Ulrich und Afra) sowie Raudnitzer Reform (für Sankt Georg und Heilig Kreuz) gefragt, was in dieser Konsequenz bislang unterblieben ist.

TEXT: VERLAG

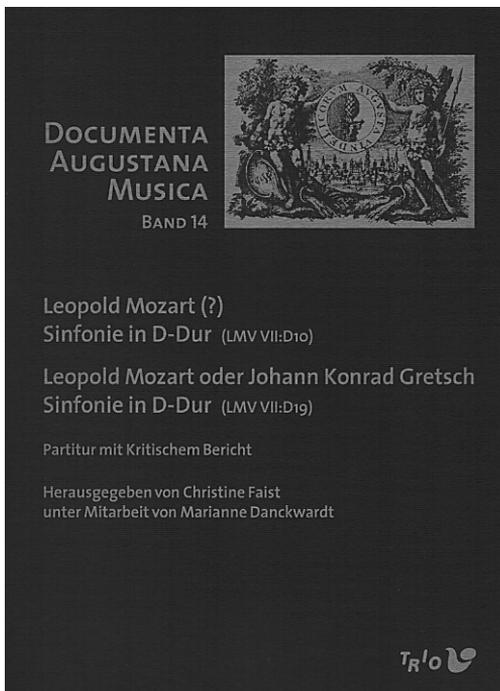


Christine Faist (Hrsg.)/Marianne Danckwardt (Mitarb.), Leopold Mozart (?) – Sinfonie in D-Dur (LMV VII:D10). Leopold Mozart oder Johann Konrad Gretsch – Sinfonie in D-Dur (LMV VII:D19). Partitur mit Kritischem Bericht, Ampfing: Trio Musik Edition 2018 (Documenta Augustana Musica 14). 39 S., 33,50 €.

Die beiden im 14. Band der *Documenta Augustana Musica* edierten Sinfonien VII:D10 und VII:D19 werden Leopold Mozart in je mindestens einer Quelle zugeschrieben; ihre Authentizität ist jedoch unsicher. Der Schreiber der Quelle von D10, die sich in der Musiksammlung der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek in der Universitätsbibliothek Augsburg befindet, ist dort zwar mit siebzehn Stimmsätzen Leopold Mozart zugeschriebener Sinfonien vertreten. Stilistische Gründe und die Tatsache, dass lediglich ein Komponistenvermerk aus dem 19. Jahrhundert auf Leopold Mozart verweist, lassen jedoch an der Authentizität zweifeln.

D19 liegt in zwei Abschriften unklarer Provenienz vor und wird in zwei Katalogen als Komposition Leopold Mozarts aufgeführt. Formale und stilistische Hinweise verweisen jedoch auf den Regensburger Hofcellisten und -komponisten Johann Konrad Gretsch als Urheber.

TEXT: REDAKTION,
NACH DEM VORWORT
VON CHRISTINE FAIST



Johannes Burkhardt, *Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, Stuttgart: Klett-Cotta 2018. 296 S., 25,- €, ISBN 978-3-608-96176-8.

Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) war einer der katastrophalsten Kriege in der Geschichte Deutschlands. Eindringlich schildert Johannes Burkhardt das Kriegsgeschehen und gewichtet die politischen sowie professionellen Verwerfungen neu. Erstmals rückt er die Friedensdiplomatie in das Zentrum dieser aktuellen Deutung eines epochalen Konfliktes.

Der nicht enden wollende „Krieg der Kriege“, das furchtbare Ausmaß der Gewalt und der Verwüstungen hinterließen tiefe Spuren im kollektiven Bewusstsein der Deutschen – bis heute.

Johannes Burkhardt erzählt die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges neu.

Souverän schildert er die Hintergründe eines vermeidbaren Konflikts und bringt Übersicht in die Motive und sich überschneidenden Interessen der politischen Akteure. Eindringlich führt er die Kriegserfahrungen auch der einfachen Menschen vor Augen und geht der Frage nach, wie eine Zivilisation trotz aller Verwüstungen überleben konnte.

Zum ersten Mal werden die vielfältigen Friedensinitiativen der Zeitgenossen eingehend gewürdigt, denen eine größere Bedeutung auch für heutige Konfliktlösungen zukommt, als bisher bekannt war.

TEXT: VERLAG

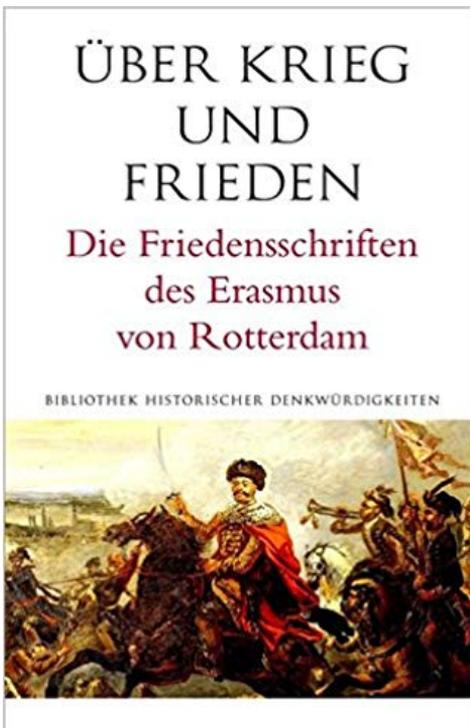


Wolfgang F. Stammer/Theo Stammen (Hrsg.), *Über Krieg und Frieden. Die Friedensschriften des Erasmus von Rotterdam*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2017 (Bibliothek historischer Denkwürdigkeiten). 544 S., 48,- €, ISBN 978-3-515-11956-6.

Als die berühmteste Schrift des Erasmus von Rotterdam (ca. 1466–1536) gilt bis heute seine *Klage des Friedens*, die er vor 500 Jahren (1517) verfasste. Immer wieder widmete sich Erasmus den drängenden Fragen von Krieg und Frieden, in einer Zeit, als innerhalb der christlichen Nationen die großen Herrscherhäuser um die Vorherrschaft in Europa kämpften. Die Mächte intrigierten gegeneinander und schmiedeten Bündnisse, nur um sie gleich wieder zu brechen. Selbst die „heidnischen Barbaren“, die Türken, waren in diesem System machtpolitischer Interessen ein willkommener Bündnispartner, auch wenn man sah, dass gerade von ihnen die größte Gefahr für das christliche Abendland ausging.

Die Autoren dieses Bandes stellen erstmals sämtliche Friedensschriften des bedeutenden Humanisten in neuen Übersetzungen vor. Das Erstaunliche an den Texten ist: Sie klingen gerade heute, in Zeiten immer wieder neu aufbrechender Uneinigkeiten innerhalb der europäischen Staaten und mit der Türkei, genauso aktuell wie vor 500 Jahren.

TEXT: VERLAG



Colloquium Augustanum

Vortragsreihe des IEK im Wintersemester 2017/18

„Bilder vom Spanischen Bürgerkrieg: Ereignis, Medien, Erinnerung“

Der Bürgerkrieg, der in Spanien zwischen 1936 und 1939 ausgefochten wurde und das Land tief entzweite, ist angesichts seiner bis heute anhaltenden Folgen ein weiterhin unabgeschlossenes Kapitel der Zeitgeschichte. Und nicht nur der nationalen, sondern auch und gerade der europäischen Geschichte, denn am „Spanischen“ Bürgerkrieg war direkt oder indirekt ganz Europa beteiligt (Internationale Brigaden, Verbände aus Deutschland und Italien, die für das nationale Lager um Franco kämpften, Waffenlieferungen an die Republik aus der Sowjetunion). Die Vorlesungsreihe will aber nicht allein an die Ereignisse aus der Bürgerkriegszeit erinnern, sondern insbesondere die Erinnerung stiftenden Bilder vom Krieg thematisieren, die das kollektive Gedächtnis Europas teilweise entzweit und gespalten, teilweise verbunden und geeinigt hat. Dazu referierten ausgewiesene Fachexperten aus verschiedenen historischen Disziplinen, die unterschiedliche Bildmedien in den Blick nehmen: vom dokumentarischen Archivbild bis zur kreativen Bildgestaltung in unterschiedlichen Künsten wie der Literatur, dem Film oder der bildenden Kunst.

Vorträge

23. Oktober 2017

Prof. Dr. Stefanie Schüler-Stringorom (Berlin)

Bilder der Gewalt. Der Spanische Bürgerkrieg in Literatur und Medien

Der Spanische Bürgerkrieg wird gerne als „erster Medienkrieg der Geschichte“ bezeichnet, denn die neuen technischen Möglichkeiten, die vor allem Fotografie und Film boten, wurden in den 1930er Jahren von allen Seiten in bis dato unbekanntem Ausmaße genutzt. Aber was bedeutete dies konkret? Welche Bilder wurden produziert und verbreitet, auf welche Vorannahmen stießen sie, welche Folgen hatte dies? Der Vortrag geht diesen Fragen am Beispiel der deutschen Spanienpropaganda nach und analysiert Fotografien, Zeitungsartikel, Kriegsberichte und Erinnerungen. Im Zentrum steht dabei zum einen das Verhältnis von Text und Bild und zum anderen der besondere Charakter der Gewaltdarstellungen, die sich in diesen sehr diversen Quellen finden. Im Spanischen Bürgerkrieg,

so die These, verwandeln sich die Repräsentationsformen extremer Kriegsgewalt erstmals in Gewaltpornographie und codieren fortan Gefühle wie Hass, Angst oder Schrecken in festgefühten Geschlechterbildern – mit dramatischen Folgen für die folgenden Jahre und Jahrzehnte.

6. November 2017

PD Dr. Annette Vowinkel (Potsdam)

Der Bürgerkrieg als Bilderkrieg. Fotografen und Bildagenturen in Spanien 1936–1939

Der Spanische Bürgerkrieg gilt als einer, der nicht nur mit Panzern und Gewehren, sondern auch durch den Austausch parteiischer Bilder ausgefochten wurde. Zwar waren auch frühere Kriege wie der Amerikanische Bürgerkrieg oder der Krimkrieg bereits fotografisch dokumentiert worden, doch wurde die visuelle Konfrontation in Spanien durch den Aufstieg der Fotoreportage zum neuen visuellen Leitmedium in der Zwischenkriegszeit massiv begünstigt. Zu den „Starfotografen“ des Bürgerkriegs zählten jüdische und kommunistische Emigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland, denen die Kamera eine Möglichkeit bot, ihren Lebensunterhalt im Exil zu bestreiten. Aber auch etablierte Agenturen wie die US-amerikanische Associated Press schickten Fotografen an und hinter die Fronten, wo sie die Kriegshandlungen ebenso dokumentierten wie den Kriegsalltag. Gegenstand des Vortrags sind, neben den Bildern, die am spanischen Bilderkrieg beteiligten Akteure und Institutionen sowie die von ihnen gepflegten professionellen Netzwerke, die die visuelle Konfrontation maßgeblich prägten.

20. November 2017

Prof. Dr. Francisco Caudet (Madrid)

Der Roman im Schatten der Geschichte: Max Aub, Rafael Chirbes, Javier Marías

Max Aub, Rafael Chirbes und Javier Marías haben miteinander etwas gemeinsam: die Werke, die Prof. Dr. Caudet kommentiert, entstanden im Schatten der Geschichte. Im Zuge der Dialektik Licht und Schatten haben diese drei Autoren ihre Werke aufgebaut. In ihnen herrscht der Wunsch vor, auch wenn dies nicht immer spürbar ist, dass das Licht über den Schatten siegen möge. Aber sie enden – und das ist durchaus spürbar – auf einer düsteren Note. Der Spanische Bürgerkrieg hat viele traumatische Konsequenzen nach sich gezogen, sowohl für diejenigen Spanier, die am Krieg beteiligt waren, als auch für die folgenden Generationen, die nicht direkt daran teilgenommen hatten. Jedes Trauma sucht ein Auslassventil, indem es erzählt, was erlebt und erlitten wurde. Das Berichten, das Erzählen kann den Schmerz nicht heilen, aber es lindert ihn. Daher erstaunt es kaum, dass sich ein großer Teil der literarischen Produktion in Spanien auch

heute noch um den Bürgerkrieg und seine Auswirkungen dreht. Der Bürgerkrieg hätte nie beginnen dürfen. Der Krieg war lang, es gab schreckliche Massaker, die Möglichkeit einer Erneuerung, die die Zweite Republik verkörpert hatte, wurde zerstört. Und zwar ein Land zu modernisieren, das lang überholte politische, soziale und wirtschaftliche Strukturen besaß. Spanien war noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein unterentwickeltes Land. Viele dieser Missstände aus der Vergangenheit existieren noch heute, was in verschiedenen Aspekten zu Tage tritt.

4. Dezember 2017

Prof. Dr. Michael Scholz-Hänsel (Leipzig)

Picassos *Guernica* und die Suche nach einer spanischen (Kunst-)Identität

Die Spanische Republik ernannte Picasso zum Direktor des *Prado* und beauftragte ihn mit einem Wandbild für den Spanischen Pavillon auf der Weltausstellung 1937 in Paris. Erschüttert durch die brutale Bombardierung der baskischen Stadt Gernika an einem Markttag durch die deutsche Legion Condor am 26. April 1937 entschied er sich, dies zum Thema seines Werkes zu machen. Neben zahlreichen Vorstudien geben uns auch die Fotografien seiner damaligen Lebensgefährtin Dora Maar einen guten Eindruck von der Entstehung *Guernicas*. Das in Paris noch kaum beachtete Antikriegsbild ging anschließend auf Wanderschaft und zog nun durch den aufziehenden Zweiten Weltkrieg eine immer größere Aufmerksamkeit auf sich. Von Picasso ans *Museum of Modern Art* geliehen, beeinflusste es nachhaltig die Kunst nach 1945. 1981 gelangte es nach der Niederschlagung des Tejero-Putsches zunächst in eine Dependence des *Prado* und 1992 (im Spanienjahr!) ins *Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía*, wo es sich seitdem befindet. – Der Vortrag referiert zunächst diese bekannten Fakten und geht dann kurz auf zwei aktuelle Jubiläumsveranstaltungen zu *Guernica* in Salzburg 2007 und in Madrid 2017 ein. Die in der spanischen Hauptstadt gezeigte Ausstellung *Piedad y Terror en Picasso* (2017 im *CARS*) beschäftigte sich mit der künstlerischen Vor- und Nachgeschichte im Werk Picassos, verfolgte also im Kern einen biografischen Ansatz. Prof. Dr. Scholz-Hänsels Beitrag dagegen fragt, inwieweit *Guernica* dazu beitragen sollte, eine spanische Identität zu konstruieren und dies tatsächlich tat. Denn das Bild war nur ein Teil des Gesamtkunstwerkes Spanischer Pavillon, an dem sich auch die Spanische Schule in Paris beteiligte und dessen Gestaltung unter den Verantwortlichen (darunter vor allem der 1982 in der DDR verstorbene Josep Renau, direkter Auftraggeber von Picassos *Guernica*) letztlich umstritten blieb. Hinzu kam, dass der bekannte spanische Wandmaler José Maria Sert im Vatikanischen Pavillon ausstellte und ein besonders bekannter Name ganz fehlte: der des Katalanen Salvador Dalí, dem Picasso einst seine erste Reise in die USA bezahlt hatte.

15. Januar 2018

Wolfgang Martin Hamdorf (Berlin)

Schuss – Gegenschuss: Film und Propaganda im Spanischen Bürgerkrieg

Knapp 400 Filme wurden im Spanischen Bürgerkrieg gedreht, Wochenschauen, dramatisierte Dokumentarfilme und längere Kompilationsfilme, aber auch Spielfilme.

Diese Aufnahmen haben im Wesentlichen das Bild des Spanischen Bürgerkrieges geprägt. Bereits in den Kriegsjahren wurde mehr kopiert, montiert und kompiliert als gedreht. Dahinter stand auch das Kalkül der Propagandisten, dass der eigene Standpunkt durch die Verwendung, durch die Umkehrung der Bilder des Gegners durch Kommentar und veränderten Montagezusammenhang überzeugender und authentischer wirke.

Nach Kriegsende dienten die Archivbilder in unterschiedlichen weltanschaulichen Zusammenhängen der Darstellung des Spanischen Bürgerkrieges im jeweiligen ideologischen Kontext.

Es geht in dem Vortrag besonders darum, wie die gleichen Archivbilder zu konträren Aussagen und Sinnzusammenhängen beitragen, etwa in der Sowjetunion, in NS-Deutschland und in Spanien, während der Franco-Diktatur und danach.

Die Geschichte der Filmfragmente aus dem Spanischen Bürgerkrieg verdeutlicht, wie stark die Darstellung von Geschichte über die Archivmaterialien von politischen und ideologischen Vorgaben bestimmt wird. Stärker als etwa die Darstellung des Zweiten Weltkrieges, bei dem es trotz aller ideologischen Differenzen eine weitgehende Übereinstimmung der Filmemacher gibt, was die grundsätzliche Einschätzung des NS-Regimes betrifft, wird die Auseinandersetzung um den Spanischen Bürgerkrieg bis in die Gegenwart geführt – Propaganda und Gegenpropaganda mit Archivbildern.

Vortragsreihe des IEK im Wintersemester 2018/19 „Medienereignis Revolution“

Revolutionen waren und sind Medienereignisse par excellence. Revolutionen benötigen die Vermittlung ihrer Ziele durch Flugblätter, Flugschriften, Zeitungen sowie in jüngerer Zeit auch durch Rundfunk, Fernsehen und Internet. Auf der anderen Seite werden sie aber durch die Medien auch erst zu Ereignissen gemacht und werden polarisierend diskutiert. Das *Colloquium Augustanum* zeigt diesen Zusammenhang in einer Reihe von Vorträgen auf, die zeitlich vom Bauernkrieg des frühen 16. Jahrhunderts über den Niederländischen Aufstand gegen die spanische Herrschaft, die Französische Revolution, die 1848er Revolutionen bis hin zur Russischen Revolution von 1917 reichen. Für die einzelnen Themen konnten renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gewonnen werden, die allgemeinverständlich Einblick in ihre Forschungsergebnisse geben.

Vorträge

12. November 2018

PD Malte Griesse (Berlin)

Revolte und Kommunikation in der Frühen Neuzeit:

Ländliche Aufstände in West und Ost

Meist werden Revolten der Frühen Neuzeit aus dem Blickwinkel der Gewalt untersucht. In seinem Vortrag nimmt PD Malte Griesse sie stattdessen als Kommunikationsereignisse in den Blick. Wenn wir heutzutage von Twitter-Revolutionen sprechen, etwa im Hinblick auf den Arabischen Frühling, dann messen wir der Kommunikation und den neuen Kommunikationsmitteln eine zentrale Rolle bei. Auch in der Frühen Neuzeit sah man, welche umwälzende Bedeutung der Buchdruck und die Entfaltung des Flugschriften- und Zeitungswesens für das politische Bewusstsein und die politische Mobilisierung der Menschen hatten. Das zeigte sich etwa in der Reformation, in den französischen Religionskriegen oder im Englischen Bürgerkrieg. Aber ländliche Revolten wurden vom Buchdruck nur sehr bedingt erfasst und beeinflusst – und das Druckwesen entwickelte sich im Westen Europas weitaus stürmischer als im Osten. Gerade ohne die Nutzung leistungsstarker Distanzmedien war die Organisation einer Revolte eine gewaltige Kommunikations- und Koordinationsleistung. Hier wurden beträchtliche Entfernungen überwunden, meist sowohl geographische als auch soziale, und es kamen Menschen zusammen, die unter Normalbedingungen nichts miteinander zu tun gehabt hatten. Auch die konkreten Reaktionen der Obrigkeiten lassen oft erahnen, dass sie die Kommunikationsmacht der Untertanen weitaus mehr fürchteten als ihre Gewaltakte. Malte Griesse interes-

sieren zum einen diese Kommunikationsleistungen, die Hindernisse, die sie zu überwinden haben und die Voraussetzungen, derer sie in verschiedenen geographisch-kulturellen Räumen bedurften, wobei v.a. unterschiedliche Mobilitätsmodi zum Tragen kamen –, zum anderen schaut er nach den Dynamiken der Politisierung, die in den neu entstehenden Kommunikationsräumen ausgelöst wurden und häufig partikuläre Übel in „Gemeinübel“ umformten.

26. November 2018

Prof. Dr. Raingard Eßer (Groningen)

Monumente, Memorabilia, Reliquien. Der Achtzigjährige Krieg in 10 Objekten

Der „Niederländische Aufstand“, Schillers „Revolution der Niederlande“, begann offiziell 1568. Seine Erzählung nahm aber erst am Anfang des 17. Jahrhunderts medienwirksam Gestalt an, als nach dem Tod König Philipps II. erstmals die Möglichkeit eines Friedens ernsthaft in Sichtweite kam. Für die Zeitgenossen der ersten dramatischen Dezennia des Achtzigjährigen Krieges lagen die Dinge viel komplizierter als die Geschichten und Bilder derjenigen zeigten, die die Schuld an Gewalt und Elend der „Spanischen Tyrannei“ zuschrieben. Aber es sind die dramatischen Drucke eines Frans Hogenberg, die die Vorstellung vom Krieg bestimmten. Der Vortrag widmet sich den Medien der Erinnerung an den Achtzigjährigen Krieg – auf der Straße, in Stadthäusern und Kirchen – die das Bild des Konflikts prägten und die teilweise noch heute zum Kanon der niederländischen Erinnerungskultur gehören.

10. Dezember 2018

Prof. Dr. Rolf Reichardt (Gießen/Mainz)

Die Französische Revolution – Medienrevolution und medialisiertes Ereignis?

Der Vortrag befasst sich mit der Französischen Revolution als Medienereignis. Der Versuch eines mediengeschichtlichen Überblicks geht in drei Hauptschritten vor. Zunächst sollen am Beispiel des Bastillesturms wesentliche Merkmale politischer Medienereignisse zur Anschauung kommen. Anschließend richtet sich der Blick auf die typischen Medien der Französischen Revolution und ihr Zusammenwirken. Drittens wird versucht, anhand der zeitgenössischen Bildpublizistik die kontroverse Debatte um die Kette medialisierter Revolutionsereignisse von 1789 bis 1794 zu verfolgen.

(Der Vortrag musste entfallen, konnte aber im Rahmen des Historikerkolloquiums an der Universität Augsburg, am 17. Juli 2019 nachgeholt werden.)

14. Januar 2019

Dr. Werner Telesko (Wien)

Völkerfrühling in Europa:

1848 zwischen Revolutionsmedien und Medienrevolution

Im „tollen“ Jahr 1848 wurde die Revolution in Text und Bild erstmals als flächendeckendes und gesamteuropäisches Phänomen wahrgenommen. Dies führt zur Frage, ob eine aufeinander abgestimmte revolutionäre Bildkultur in Europa existierte, die inhaltlich auf ein gemeinsames Repertoire zurückgriff. Der Vortrag versucht zu zeigen, dass sich die vielschichtigen Visualisierungen der Ereignisse des Jahres 1848 in neuen Formen von revolutionären Bildern und konterrevolutionären „Gegenbildern“ entwickelten, wobei diese Auseinandersetzung durch die Dynamisierung des politischen Geschehens ab Februar 1848 eine neue Schärfe entwickelte. Nicht zuletzt aus dieser Perspektive soll anschaulich gemacht werden, wie durch die Revolutionsikonografie von 1848 entscheidende Grundlagen für die Entwicklung der Historienkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelegt wurden.

28. Januar 2019

Prof. Dr. Julia Herzberg (München)

Grenzen eines Medienereignisses?

Oder warum Bauern die Russische Revolution 1917

in ihren Tagebüchern kaum kommentierten

Das Chaos des Ersten Weltkrieges mündete in Russland in den Revolutionen des Jahres 1917. Der Vortrag beleuchtet den Übergang vom Zarenreich zur Sowjetunion und fragt, wie die bäuerliche Bevölkerung auf die Umwälzungen reagierte. Im Mittelpunkt der Ausführungen steht der Widerhall, den die dramatischen Ereignisse von 1917 in bäuerlichen Tagebüchern und Autobiographien fanden.

BUCHREZENSIONEN

Cristina Gregorin/Norbert Heyl, *Ketzerisches Venedig. Zwischen Reformation und Inquisition*, München: Claudius Verlag 2018. 128 S., 1 Karte, 44 Abb., 20,- €, ISBN 978-532-62815-7.

Im Grunde genommen erst seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert kann sich die Erforschung und Geschichtskultur des protestantischen Italien größerer Beachtung, Unterstützung und Wirkung erfreuen. Offenkundig in diesem Zusammenhang ist das vorliegende Gemeinschaftswerk einer Kunstführerin und eines Fotografen der Lagunenstadt entstanden. Seinem erklärten Hauptzweck, nämlich zu Orten protestantischer Anfänge und protestantischen Lebens im katholischen Venedig zu führen, wird es durchaus gerecht. Mehr noch, auch die historische Kontextualisierung in den diversen Hinsichten einschließlich des Medienwesens (Venedig als Stadt der Bücher und des Lesens) sowie die Auffächerung der verschiedenen evangelischen Gruppen von den Täufern über die deutsche, anglikanische, niederländische, Graubündner und Waldenser Gemeinde, gefolgt von Seitenblicken auf Justiz-, d.h. Verfolgungsorte und Wirkungen auf Kunst und Architektur scheinen insgesamt gelungen. Das geht auch auf die dankenswertere Aufnahme von Fußnotennachweise und die gut gewählte Literaturbasis zurück. Ausdrücklich als positiv zu vermerken sind zudem die knappe Begriffserläuterung und die Chronologie. So lassen sich die Auszüge aus dem Stadtplan des Jacobo de' Barbari von 1500, in die mittels Kennziffern die anschließend jeweils vorgestellten Gebäude oder Anlagen eingetragen sind, und deren Abbildungen im Jetztzustand gut zu einem lehrreichen Stadtrundgang verknüpfen. Einzelne, technisch meist gut reproduzierte Gemälde, so Paolo Veroneses *La Cena in casa di Levi* von 1573, erfahren zudem plausibel vertiefte Deutung, und en passant erfährt man manches Wichtige über protestantische (und katholische) Persönlichkeiten sowie deren Lebensumstände. Zu Recht hebt die Verfasserin des Textes auch nachdrücklich die Sonderstellung der ausländischen Protestanten, also der wegen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung konfessionell privilegierten Händler, hervor. Das hätte man sich hinsichtlich der Diplomaten vertieft gewünscht. Kleinere Versehen sind stehen geblieben, so z.B. die Angabe „in den 30er-Jahren des 15. Jahrhunderts“ (118), wo es richtig „des 16. Jahrhunderts“ heißen müsste. Was den historisch interessierten Leser irritieren muss, ist allerdings die undifferenzierte Verherrlichung der „neue[n] Botschaft des Evangeliums“ als „mutigen Schritt zur Befreiung des Denkens von dogmatischen Verpflichtungen, die Menschen von weltlichen Institutionen wie auch von der Römischen Kirche aufgezogen wurden [?]“ vor allem im Vorwort (12). Dass auch die protestantischen Glaubensgemeinschaften Dogmen entwickelten, von ihnen her ihre Ketzer definierten und bis zur Hinrichtung gewaltsam verteidigten, dürfte doch bekannt sein. Im Übrigen könnte man auch zynisch registrieren, dass die insgesamt 20 bis 25 Todesurteile der venezianischen Inquisition nicht gerade auf Massenverfolgung hindeuten.

Christian Heinker, *Die Bürde des Amtes – die Würde des Titels. Der kursächsische Geheime Rat im 17. Jahrhundert* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 48). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2015. 425 S., 72,00 €, ISBN 978-3-86583-855-1.

Die bei Manfred Rudersdorf in Leipzig entstandene Dissertation möchte „ein möglichst umfassendes Bild des bedeutendsten Ratskollegiums Kursachsens“, also des Geheimen Rates, im 17. Jahrhundert erarbeiten und dadurch „eine wichtige Forschungslücke zur [!] Verwaltungs- und Sozialgeschichte Sachsens“ in diesem Säkulum schließen (40). Dazu unternimmt sie drei analytische Durchgänge. Der erste Durchgang ist institutions- und funktionsgeschichtlich angelegt und bietet demzufolge einen willkommenen Überblick über den Weg des Gremiums vom fortschreitend häufigeren Ereignis zur Institution, rekonstruiert wesentlich anhand der Amts- und Tätigkeitsvorgaben für die Gremienangehörigen sowie der daraus erwachsenden Rekrutierungsperspektiven. Dabei wird auch breit auf Seckendorffs *Fürstenstaat* zurückgegriffen, die als wesentliche politiktheoretische Begleitschrift anzusehen sei. Im zweiten Durchgang leuchtet der Verf. die maßgeblichen politischen „Hintergründe“ (141 u.ö.) und Erscheinungsformen der Zusammenarbeit zwischen den Räten und ihrem jeweiligen Fürsten aus. Schließlich führt die Studie die in den Blick genommene Sekundärelite in ihrem sozialen Umfeld vor, deren zentrale Komponenten ihr zugleich als grundlegende „Bedingungsfaktoren der Teilhabe an Herrschaft und Macht“ gelten (213). Die im Haupttitel angesprochene Spannung zwischen Amt und Titel findet keine eigenständige systematische Thematisierung.

Damit ist auch schon das Hauptmanko der Qualifikationsschrift angesprochen. Eine klare leitende Fragestellung anhand analytischer Kategorien und deren entsprechende Operationalisierung fehlen. Der Aufbau der Untersuchung erscheint wenig durchdacht; gerade wenn die Entwicklung des Amtsträgerprofils von der wenig differenzierten Fürstendienerenschaft zum Funktionselementum beschrieben wird und diese Entwicklung die Institutionalisierung des Gremiums bestimmt habe, hätte der institutionsgeschichtliche Durchgang besser nicht am Anfang gestanden. Die Verknüpfung der Kollektivbiographie und der Gremiumsgeschichte mit der Hofgeschichte erscheint vertiefungsfähig. Der Versuch, eine spezifische „Typologie des kursächsischen Geheimrates“ zu entwickeln, bleibt doch ziemlich an der Oberfläche (284f.). Aus meiner Sicht hätte auch die konfessionelle Dimension genauerer Analyse bedurft. Zumindest anregend bleibt hingegen die grundsätzlich im Einklang mit älteren Forschungen entwickelte These, der Geheime Rat sei dank seines adeligen Übergewichts bzw. der Zurückhaltung seiner bürgerlichen Angehörigen „zunehmend als Modernisierungsbremse wahrgenommen“ und deshalb in seiner Rolle am Ende faktisch zurückgestuft

worden (299 u.ö.). Gleichwohl bilden die hauptsächlich aus Originalakten erarbeiteten Befunde und nicht zuletzt die im Anhang abgedruckten prosopographischen Daten der 66 wirklichen und 46 Titularräte wertvollste Bausteine für eine künftige neue Synopse der sächsischen und außersächsischen frühneuzeitlichen Herrschafts- oder Staatsspitzen, zumal Aspekte wie z.B. das Verhältnis zur Dynastie oder die Frage des Zugangs zum Herrscher ja durchaus angesprochen werden. Dass die Geschichte Kursachsens insgesamt deutliche Bereicherung erfährt, versteht sich ohnehin.

WOLFGANG E.J. WEBER

Horst G. Herrmann, *Im Moralapostolat. Die Geburt der westlichen Moral aus dem Geist der Reformation.* Edition Sonderwege, Berlin: Manuscriptum Verlagsbuchhandlung, 2. Aufl. 2018, 381 S., 22,80 €, ISBN 978-3-944872-67-4.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts scheint die wissenschaftliche Geschichtsbefassung in manchen Hinsichten verschärftem Konformitätsdruck ausgesetzt: durch reputations- und karrierebedingten Drittmittelinwerbeerfolgszwang, verknüpft mit erheblicher Steigerung politisch-ideologischer Zweckförderung; durch verstärkte Pfadabhängigkeit, die an die Stelle der akademischen Schulabhängigkeiten getreten ist; durch sich zuspitzende öffentliche, kaum mehr akademisch-disziplinär gefilterte oder abgebremste kulturell-politische Korrektheiterwartungen. Unausweichliche Folge ist die zunehmende Marginalisierung abweichender Perspektiven und aus ihnen abgeleiteter Fundamental- und Detailkritik. Das vorliegende Sachbuch zählt zu denjenigen Beiträgen, die offenbar gemäß diesen Prozessen im außeruniversitären Raum entstanden, universitär-wissenschaftlich aber Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Das gilt auch nach der Vernichtungskritik, die einer der überzeugendsten Gralshüter des Protestantismus, Friedrich Wilhelm Graf, in der FAZ (19.9.2018) üben zu müssen glaubte.

Das Anliegen der anspruchsvoll, aber gleichzeitig erfrischend metaphernreich, pointiert und polemisch argumentierenden Marginaliensammlung (vgl. 21 und die Gliederung in „Marginalien“) oder „Skizze“ (33) ist fundamental. Sie will „die Reformation als ein paradoxales Phänomen in den Blick [...] nehmen“ und dazu „alle reformatorischen Denkfiguren im Gegenlicht lesen und gegen den Strich bürsten“, um auf diese Weise herauszuarbeiten bzw. zu untermauern, dass „die politische Korrektheit, die hypermoralische Gesinnungsdiktatur, die ‚Alternativlosigkeit‘, die Erinnerungs- und die Willkommenskultur unserer Tage [...] säkularisierte Ableger eines purifizierten, *reinen Glaubens* [sind], der mit Luther die Weltbühne betrat und der sich vor allem durch Eines auszeichnet: Unduldsamkeit“ (11f.). Kombiniert mit kräftigen, freilich vielfach treffsicheren und berechtigten Seitenhieben auf die etablierte Reformationsforschung, die aber als solche durchaus gewürdigt wird (vgl. u. a. 24f.), beginnt nach dieser Deutung das

für heute diagnostizierte Elend also bereits bei Luther und nicht wie üblich den Gründungsheroen entlastend erst bei dessen Nachfolgern. Auf die nicht eigentlich historisch-chronologisch, sondern eher phänomenologisch-typologisch verfahrenende Argumentation im Einzelnen ist vorliegend nicht einzugehen. In unweigerlich vergrößerter Zusammenfassung lautet sie ungefähr so: Luther radikalisierte für seine Anhänger, dann für die verschiedenen Varianten des Protestantismus insgesamt maßgeblich „die Erbsündentheologie des Augustinus“ wesentlich via Paulus „zur [...] Heilsangst“. Gleichzeitig verdammt er alle Chancen und Wege vermittelter Heilung. Dadurch setzte er eine Dynamik ständiger Suche nach und strikter Durchsetzung von Eindeutigkeit bzw. Reinheit des Glaubens und Lebens frei, die unweigerlich im heutigen „Moralapostolat“ resultierte, einer spezifischen, historisch bisher einmaligen Konstellation des nicht nüchternen Denkens, Analysierens, ruhigen Abwägens und Anerkennens des Gewordenen, Bestehenden und notwendig Ambivalenten, sondern des selbstgewissen und selbstgefälligen „Urteilens und Verurteilens, [der] binären Logik von Einschluß und Ausschluß, Inklusion und Exklusion“ (18 u. ö.). Die Weichenstellung von der Theologie zur Moral sei dadurch erfolgt, dass sich Luther eines „moralistischen Modus“ bei der Durchsetzung seiner Lehre bediente: „Er wählte eine moralistische Form der Durchsetzung, keinen Inhalt. Präziser: er machte eine Form zum konfessionellen Inhalt. [...] Glaube, Liebe, Gewissen, Rechtfertigung und Freiheit sind nunmehr Begriffe, die ihren Eigenwert einbüßen, aber ihre Tauglichkeit beweisen müssen, Heilsgewißheit zu gewährleisten, und die deshalb funktional in Verdacht geraten“ (48f.). Zum Beispiel – und vor allem – „von Freiheit [wird] nur dem Modus und der Form nach geredet, [...] sie wird lediglich behauptet und gedacht, (kann) sich aber niemals inhaltlich konkretisieren, [...] ja, (sie) muß wohl beschworen werden, weil man sie konkret nicht hat und nicht lebt. – Eine Freiheit nimmt man sich und ist eben dann gegebenenfalls ‚der verlorene Sohn‘ oder die verlorene Tochter“ (50). Zwar „(mag) die Geburt der westlichen Moralagenda aus dem Geist der Reformation [...] nicht intendiert und also unabsichtlich gewesen sein; sie war nicht Ziel, aber [unverzichtbares, integriertes] Mittel und (damit) eines der [unvermeidlichen] Ergebnisse des Reformationsgeschehens“ (ebd.). Auch die Papstkirche sei schon bald von dieser Moralisierung erfasst und schließlich durchdrungen worden („Moralisierung und ‚Übertribunalisierung der menschlichen Wirklichkeit‘ sind mittlerweile zu einem ökumenischen Projekt geworden und markieren die bedingungslose Kapitulation der Katholischen Kirche vor der EKD“, 177). Lediglich die orthodoxe Kirche konnte sich nach dieser Lesart ihre mythisch-vertrauensvolle, unaufgeregte, auf „gnadenhafte Teilhabe an den göttlichen Energien“ setzende praktische Gläubigkeit bewahren (71, 101 u. ö.).

Wie sich der Moralisierungsprozess auf wesentlichen einzelnen Feldern vollzog oder heute darstellt, ist Gegenstand der über 30 Einzelkapitel. Nicht jede Darlegung überzeugt historisch oder logisch unbedingt vollständig oder ist neu,

aber immer werden scharfe und oft überraschende Denkanstöße vermittelt. Dass die Papstkirche mit Liebe und Lust lange viel nachsichtiger, barmherziger und insofern menschlicher umging, ihr (statt dem Puritanismus) Sexualfeindlichkeit anzuhängen also nichts als protestantische Propaganda ist, ist eher noch geläufig. Ähnliches dürfte sich für Luthers (und Calvins) Kampf gegen das spontane, undisziplinierte ‚gute Leben‘ im Ganzen konstatieren lassen. Höchst anregend lesen sich auch die engagierten Ausführungen zu Luthers eigensinnigem Umgang mit der Bibel, zu den Folgen seines radikalisierten Schriftprinzips und zur negativen Anthropologie, eingebettet in ätzende Kritik an führenden Reformationshistorikern. Besonderen Anstoß werden gewiss Herrmanns rigorose Feststellungen zur aktuellen deutschen Erinnerungskultur und zur hohen Erosionsanfälligkeit der evangelischen Kirche in jedwedem politischen System erregen. Als höchst anregend empfindet der Unterzeichnende die meisten Auseinandersetzungen mit den heutigen Lichtgestalten des moralisierenden Protestantismus und deren merkwürdigem eventorientierten Zeichensetzungseifer, der die eigentlichen Probleme und Problemlösungen meist souverän ausblendet, ferner die Kritik an der rationalistisch-moralistischen Verdammung der christlichen Mystik und an der symbolischen Darstellung als Heilshilfsmittel sowie schließlich die schonungslose Charakterisierung der fernöstlich inspirierten Meditation als unausweichliches Surrogat protestantischer Spiritualität. In ihrem respektlosen Furor reißt aber auch die Auseinandersetzung mit der protestantischen Frauenideologie in Marginalie 22 („Martin weiß, was Frauen wünschen“) mit. Respekt und Nachdenken nötigt durchweg die teils verstreute, teils thematisch konzentrierte Zusammenstellung der Argumente und Autoren ab, die sich gegen die lutherisch-protestantische Normierungstotalität und Unerbittlichkeit aussprechen. Dabei ist fast unvermeidlich auch der scharfsichtige Robert Spaemann einbezogen; die entscheidende Feststellung, „Der katholische Glaube ist [im Gegensatz zum protestantischen] eine Norm, von der man abweichen kann“, stammt von Muriel Spark (332). Wer immer (stets nachgewiesene) luther- und protestantismuskritische bis -vernichtende Zitate deutscher Geistesgrößen sucht, wird quasi überall fündig.

Herrmanns Argumentationsweise und Darstellungsstil machen die Lektüre des sowohl aus Quellen als auch aus reicher Literatur erarbeiteten, engagierten Werkes nicht leicht. Einzelne argumentative Versatz- und Gelenkstücke mögen, wie bereits von F. W. Graf konstatiert und oben vermerkt, nicht besonders neu bzw. originell und nicht sonderlich überzeugend sein. Man könnte das Argumentationsspektrum andererseits aber durchaus noch erweitern oder vertiefen: besonders radikale Rigorosität mit oft genug lethalen Folgen machte sich auch in der protestantischen Mission und Kolonialisierung bemerkbar; von der Hochstilisierung Luthers zur umfassenden Heilsführerfigur führt mit großer Wahrscheinlichkeit eine starke Spur zum deutschen Heroen- und Geniekult und damit auch zu Hitler. Zweifel lassen sich indessen auch für den am Anfang und am Ende stehenden,

titelgebenden zeitdiagnostischen Befund anmelden. Zwar meinen auch Fachhistoriker wie z. B. der Mainzer Zeitgeschichtsordinarius Andreas Rödder, eine ‚Hypermoralisierung‘ unserer Gegenwartskultur konstatieren zu können. So umfassend und prägend wie vorliegend postuliert scheint mir die protestantische Moralistik in der westlichen Welt jedoch (noch) nicht geworden zu sein. Und ob sich dieser Komplex genuin als ‚moralistisch‘ fassen lässt, wäre ebenfalls zu prüfen. Bevor mangelnde Forschungskennntnis, fehlende Systematik oder irreleitender Kritiküberschuß insinuiert werden, sollte man jedoch auch die salvierende Selbstbescheidung des Verfassers (33) zur Kenntnis nehmen. Als belanglose oder gar sofort zu verwerfende Invektive darf das disziplinar unkonventionelle Werk jedenfalls keineswegs abgetan werden. Es verdient vielmehr unzweifelhaft, im wissenschaftlichen Diskurs beachtet, gewürdigt und genutzt zu werden.

WOLFGANG E.J. WEBER

Peter Hoeres/Anuschka Tischer (Hrsg.), *Medien der Außenbeziehungen von der Antike bis zur Gegenwart*, Köln: Böhlau 2017. 519 S., 80,00 €, ISBN 978-3-412-50709-1.

Der Sammelband beinhaltet die Ergebnisse der 2015 in Würzburg ausgerichteten ersten Jahrestagung der AG *Internationale Geschichte* im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands. In der Einleitung betonen die Herausgeber die fundamentale Bedeutung von Medien und Kommunikation für die Geschichte der Außenbeziehungen und heben zugleich das überepochale Potential dieses Gegenstandes hervor. Die enthaltenen Beiträge sind auf sieben Sektionen verteilt, welche jeweils mit einer kurzen Einführung beginnen. Insgesamt weisen die Beiträge ein deutliches Übergewicht in der Neuesten Geschichte auf: Von den enthaltenen 20 Aufsätzen nehmen 14 die Moderne in den Blick, der überwiegende Teil davon die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, vier beschäftigen sich mit der Frühneuzeit, jeweils einer mit der Antike und dem Mittelalter.

Eine Reihe von Beiträgen ist durchaus methodisch reflektiert und theorieorientiert angelegt. Als Erprobungen spezifischer medien- und kommunikationsgeschichtlicher Ansätze am konkreten historischen Fall regen sie zum Nachdenken über deren Anwendbarkeit auch auf andere Themen und Epochen an. So erprobt beispielsweise Tobias Nanz anhand der Krisenkommunikation im Kalten Krieg das Potential von Medien- und Störungstheorien sowie der Akteur-Netzwerk-Theorie für eine mediengeschichtliche Untersuchung der Außenbeziehungen. Ausgehend vom medienwissenschaftlichen Grundsatz, dass Medien niemals neutral sind, sondern die mittels ihnen vollzogene Kommunikation durch ihre spezifische Form beeinflussen, nimmt er die Hotline zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion in den Blick und untersucht, wie diese durch ihre

medialen Eigenheiten die Kommunikation und damit mittelbar auch das politische Verhältnis zwischen den beiden Mächten prägte.

Besonders hervorzuheben ist auch die gesamte zweite Sektion des Bandes, die sich mit Geschenken als Medien frühneuzeitlicher Diplomatie befasst. Tilman Haug untersucht in seinem Beitrag die Praxis des Schenkens in den Außenbeziehungen Ludwigs XIV. Dabei interessiert er sich besonders für das hochkomplexe Spannungsfeld zwischen Beziehungsmedium und Geldmedium, in dem sich das Geschenk hier stets befand. Denn obgleich es als Medium der symbolischen Konstituierung oder Bestätigung von Beziehungen zwischen mächtropolitischen Akteuren als Wertträger nachrangig sein konnte (und eigentlich auch sein sollte), hafteten der Praxis des Schenkens durchaus auch ökonomische und instrumentelle Dimensionen an. Und obgleich der Norm gemäß der Gebrauch und ein Verständnis von Geschenken als Zahlungsmittel ebenso verpönt war wie die Fokussierung auf deren monetären Gegenwert, so waren diese in der Praxis durchaus an der Tagesordnung. Die Grenzen zwischen Beziehungskommunikation und Gütertausch konnten dabei fließend sein und waren nicht selten Ergebnis der Zuschreibung und Aushandlung durch die Akteure.

Bei alledem bewegten sich diese Akteure in einem hochkomplexen kulturellen Netz aus Konventionen, Normen, Erwartungshaltungen, Wertvorstellungen, Handlungs- und Deutungsmöglichkeiten, wobei ihnen die gängigen Codes gemeinhin aber vertraut waren und sie dasselbe von den anderen beteiligten Akteuren erwarten konnten. Mit dem Schenken über kulturelle Grenzen hinweg und damit mit Geschenken als „Medien interkultureller Diplomatie“ sowie hierbei besonders mit Aspekten von Differenzerfahrungen und Konstruktionen von Eigenem und Fremdem beschäftigt sich der Beitrag von Christine Vogel, der Praktiken des Schenkens und Reflexionen darüber von französischen Botschaftern im Osmanischen Reich im 17. Jahrhundert in den Blick nimmt. Ausgangspunkt ist die Frage, inwieweit die an den Höfen Europas gängige diplomatische Geschenkpraxis mit den Gewohnheiten, Vorstellungen und Gegebenheiten am Sultanshof kompatibel war und ob die verbreitete frühneuzeitliche Betonung der Differenzen zwischen europäischen und – gemeinhin negativ belegten – osmanischen Praktiken auf tatsächliche, empirisch nachweis- und retrospektiv nachvollziehbare Unterschiede verweisen oder vielmehr Produkt einer von Stereotypen, Abgrenzungsbedürfnissen und durch die von den Osmanen ausgehende politische Bedrohung geprägte Konstruktion ist.

Der spannende Beitrag von Nadir Weber schließlich befasst sich mit der Bedeutung von Tieren im Geschenkverkehr zwischen frühneuzeitlichen europäischen Fürstenhöfen am Beispiel des Hofes Ludwigs XIV. Diese Tiergeschenke sind dabei, so Webers Ansatz, zum einen als Objekte von Schenkungen in ihrer Funktion als Medien zwischenmenschlicher Kommunikation zu sehen, als welche sie durch ihre artspezifischen Merkmale und Zuschreibungen, Vorgeschichte, antrainierten Fähigkeiten, zusätzlichen Schmuck o. ä. ein breites Spektrum an

Botschaften vermitteln konnten. Zum anderen sind sie als „interagierende Mitwesen“ (162) in den Blick zu nehmen, konnten sie doch durch ihr „Eigenleben“, ihr individuelles Verhalten sowie ihre Fähigkeit, mit Menschen und anderen Tieren in Beziehung zu treten, auf die zwischenhöffischen Beziehungen wirken und wurden so im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie zu „Aktanten der Diplomatie“, „deren Eigensinn die ihnen zgedachten medialen Funktionen auch unterlaufen konnte“ (166). Weber schließt mit einem kurzen Ausblick auf die Gegenwart – genannt werden u. a. die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von China systematisch betriebene „Panda-Diplomatie“ sowie die Schenkung eines Bärenpaares durch den Präsidenten der Russischen Föderation an die Stadt Bern im September 2009, die einen für die Tiere tragischen und die politischen Akteure ungewollten Ausgang nahm. Die Beispiele verdeutlichen das Potential von Webers Ansatz im Besonderen und allgemeiner der in dieser Sektion vorgestellten Ansätze zur Erforschung von Geschenken als Medien der Außenbeziehungen auch in anderen Epochen.

Der Großteil der Beiträge legt hingegen keine primär theorie- und methoden-geleitete Perspektive an, sondern konzentriert sich vornehmlich auf die jeweils untersuchten konkreten historischen Fälle, wobei Gegenstände, Fragestellungen und Ergebnisse oft sehr speziell ausfallen, weshalb sie für eine übergreifende Perspektive dann kaum anschlussfähig sind. Zwar mögen sie für den an diesen spezifischen Themen Interessierten gewiss erkenntnisreich sein – vor allem für an Fragen der Mediengeschichte der internationalen Beziehungen interessierte Zeithistoriker könnte sich ein Blick in den Band durchaus lohnen. Der in Vorwort und Einleitung für Tagung und Sammelband beanspruchte transepoche und interdisziplinäre Charakter sowie der vergleichende Ansatz werden aber letztlich nur bedingt eingelöst. Zudem hätte nach Ansicht des Rezensenten insgesamt der Blick auf medien- und kommunikationswissenschaftliche Theorien, Konzepte und Methoden sowie deren Chancen und Probleme für die Geschichte der Außenbeziehungen intensiver und systematischer ausfallen können. So ist eine interdisziplinäre und überepoche Auseinandersetzung mit einem Thema bekanntlich überhaupt nur möglich bei einer Verständigung über gemeinsame leitende Begrifflichkeiten, Erkenntnisperspektiven, Theorien und Methoden. Im Falle einer Mediengeschichte der Außenbeziehungen von der Antike bis zur Gegenwart hat die Geschichtsforschung hierbei ohne Zweifel noch viel zu leisten. Die oben positiv hervorgehobenen Beiträge führen überzeugend vor, dass eine interdisziplinäre und transepoche Befassung mit diesem Thema nicht nur möglich ist, sondern auch ertragreich zu sein verspricht.

BENJAMIN DURST

Cilli Kasper-Holtkotte, Deutschland in Ägypten. Orientalistische Netzwerke, Judenverfolgung und das Leben der Frankfurter Jüdin Mimi Borchardt, Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2017. X + 568 S., 119,95 €, ISBN 978-3-11-052612-7.

Die fast durchweg höchst spannend zu lesende, gut illustrierte und detailliert belegte Monographie geht auf die erst 2009 erfolgte Entdeckung des Nachlasses der im Haupttitel genannten Gattin des Ägyptologen Ludwig Borchardt (1863–1938) in einem Schweizer Institut in Kairo zurück. Die offenbar sorgfältigst erschlossenen und ausgewerteten Dokumente gewähren – da übertreibt der Klappentext in keiner Weise – tiefe Einblicke in eine ganze Reihe bisher nicht oder weniger beachteter historischer Dimensionen. Zunächst in die Geschichte des Frankfurter großbürgerlichen Judentums in seinen internationalen Beziehungen bis zum nationalsozialistischen Terror und Massenmord: Mimi (Emilie) Cohens Familie erfreute sich vor allem dank geschäftlichen Erfolgs eines vorübergehend in die USA migrierten Großvaters gesicherten Wohlstands, zeichnete sich aber gleichzeitig durch eine intensive kulturelle und karitative Tätigkeit aus und war eng auch mit dem nichtjüdischen Bildungs- und Besitzbürgertum verflochten. Dann in die Geschichte der frühen deutschen Ägyptologie: Ludwig Borchardt, Schüler des Berliner Ägyptologen Adolf Herman, zählte zu den wenig zahlreichen Fachgelehrten aus Deutschland, die sich im ausgehenden 19. Jahrhundert im Nilland einfanden und vor Ort zu forschen begannen. Zusammen fand die beiden Hauptprotagonisten nach einem Kur- und Bildungsaufenthalt der Cohens, als der Vater Mimis, der Kunstmaler Eduard Cohen, sich von dem Ägyptologen Bauerwerke und Stätten erklären ließ. Borchardts Karriere verlief allerdings aus Sicht des Schwiegervaters bedenklich zäh. Die dritte Dimension, deren Kenntnis die vorliegende Darstellung erheblich vertieft, ist diejenige des Schicksals der mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs zur Rückkehr ins Reich gezwungenen Auslandsdeutschen. Wie schätzten sie vor dem Hintergrund ihrer auswärtigen Erfahrungen – vorliegend immerhin seit bereits 1903 – die Lage im Kaiserreich ein? Wie passten sie sich an, was hielten sie vom Krieg und dessen Aussichten? Wie verhielten sich speziell die Ägyptologen? Viertens leuchtet die Verf. eindrucksvoll die Umstände und Widrigkeiten der Rückkehr – hier: 1923 – nach und des Wiederbeginns in Ägypten aus. Die deutsche Nachkriegskolonie blieb von sozialen Erschütterungen nicht verschont und mischte sich teilweise neu durch. Mimi Borchardts gesellschaftliche und kulturelle Aktivitäten waren erneut gefragt und erwiesen sich vielfach als entscheidend. Ludwig hatte zwar ständig gegen Konkurrenten selbst im eigenen Lager zu kämpfen, darunter zeitweilig auch sein Mitstudent bei Herman, Georg Steindorff (1861–1951), fand aber schließlich doch bei den wesentlichen Akteuren in seinem stetigen Bemühen Anerkennung, die deutsche Ägyptenforschung insbesondere neben der französischen zur Geltung zu bringen. Umso dramatischer waren dann die Entwicklungen seit 1933,

die die Verf. ebenfalls detailliert zu schildern vermag. Schon 1926 war durch einen Bruder des Rudolf Hess in Kairo eine NS-Ortsgruppe gegründet worden. Nach der Machtübernahme Hitlers, bekanntlich ermöglicht durch Teile der reaktionären Elite um Hindenburg, bewirkten Journalistenbeiträge und Übersetzungen von NS-Pamphleten eine wachsende NS-Begeisterung, getragen vor allem durch Judenfeindschaft und das bewunderte sog. Führerprinzip. Zwar versuchten sich die ägyptischen Juden zu wehren und rückten mit den deutschen Auslandsjuden wenigstens ansatzweise zusammen. Aber die Abwehr blieb weitgehend vergeblich gegenüber der propagandistisch-politischen Dynamik, die sich nunmehr entfaltete. Die deutsche Kolonie zersplitterte, ihre jüdischen Angehörigen gerieten in die Isolation. Zum wachsenden Druck aus Berlin kamen familiäre Probleme. Borchardts Versuche, sein mittlerweile etabliertes Institut durch Übertragung an einen anderen Trägerstaat zu retten, scheiterten mehr oder weniger. Anfang August 1938 verstarb Ludwig vor einem Treffen mit britischen Kollegen. Mimi konnte sich immerhin ins Schweizer Exil retten. Nach 1945 waren den Bemühungen insbesondere Georg Steindorffs von den USA aus, die deutsche Ägyptologie neu aufzubauen und von ihren NS-Anhängern zu befreien, erwartungsgemäß nur teilweise Erfolg beschieden. Die Witwe Borchardts hielt trotz des von ihr beobachteten und erlebten Niedergangs der deutschen Kultur an ihrer entsprechenden bildungsbürgerlichen Prägung fest (531).

An diesem eher erstaunlichen, wenn auch nicht seltenen Tatbestand scheint sich auch der Haupttitel des Bandes zu orientieren, der einem nicht unbedingt als optimale Lösung vorkommen könnte. Im Übrigen gilt jedoch uneingeschränkt: eine großartige, in vieler Hinsicht bahnbrechende Darstellung, die hoffentlich angemessene Beachtung findet und zu den notwendigen Nachfolgestudien (vgl. 533) führt.

WOLFGANG E.J. WEBER

Sandra Maß, *Kinderstube des Kapitalismus? Monetäre Erziehung im 18. und 19. Jahrhundert*, Berlin/Boston: De Gruyter 2018 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London/ Publications of the German Historical Institute London 75). 329 S., 59,95 €, ISBN 978-3-11-037912-9.

Es handelt sich bei dieser Studie um die überarbeitete Fassung einer 2014 an der Universität Bielefeld angenommenen Habilitation. Ausgehend vom „Befund, dass es vor dem 18. Jahrhundert keinen expliziten Bezug zwischen Kindheit und Geld gab“ (2), geht sie der Frage nach, „warum dieses Verhältnis im Verlauf des 18. Jahrhunderts thematisierbar wurde und in welcher Form es sich im 19. Jahrhundert entwickelte“ (2). Insgesamt richtet sie den Blick auf die Veränderungen im normativen Geldverständnis und im sozialen Handeln vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1900, wobei der Fokus auf der Entwicklung der Verbindung

zwischen Kindern und Geld liegt. Sie fragt dabei vor allem nach Aspekten der Beurteilung, Aufbereitung und Vermittlung monetären und ökonomischen Wissens in der Kindererziehung.

Die Studie fußt auf einer breiten Quellenbasis. Im Zentrum stehen zum einen reflektierende Texte, die „erwachsene“ Vorstellungen von Kindheit und über kindliche Geldpraxis wiedergeben, namentlich einschlägige Texte der zeitgenössischen didaktischen und ökonomischen Debatten, populäre Ökonomiebücher, Schulbücher, Erziehungs- und Anstandsratgeber, Kinderliteratur, Kinder- und Jugendzeitschriften sowie pädagogische und volkswirtschaftliche Schriften über Sparsamkeit. Zum anderen zieht die Autorin Quellen heran, über die eine Annäherung an die Wahrnehmungen und realen Lebenswelten von Kindern und Heranwachsenden erfolgen soll, etwa Ego-Dokumente oder „Dinge[...] der Kindheit“ (9) wie Spielzeug. Denn eine geschichtswissenschaftliche Annäherung an Kinder als Akteure sei nur über ihre Dinge, Spiele, Bücher und Erinnerungen möglich. Dafür wurden einschlägige Sammlungen von Spielzeugmuseen konsultiert und durch Briefe und Autobiographien ergänzt. Räumliche Schwerpunkte setzt die Studie in Deutschland und Großbritannien, ergänzt um Quellen aus dem Habsburger Reich und der Schweiz, Frankreich, Belgien und den USA.

In Kapitel I (25–102) wird untersucht, wie im Verlauf des 18. Jahrhunderts die beiden bislang voneinander getrennten Welten Kindheit und Geld erstmals zusammengeführt wurden. Im Zuge der Aufklärung veränderten sich die herrschenden Vorstellungen über die Erziehbarkeit von Menschen und Kindern. Einschlägige Schriften formulierten dabei auch ökonomische und monetäre Verhaltensregeln. Der alltägliche Kontakt mit Geld wurde, wie anhand mehrerer Schlaglichter gezeigt wird, zunehmend problematisiert, war Thema in Schriften der ökonomischen Lebensführung und in den Debatten über Schulcurricula (26–59).

Generell war das 18. Jahrhundert „von der Thematisierung einer an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse angepassten und damit zu verbessernden Bildung von Mädchen und Jungen geprägt“ (59). Es lässt sich außerdem eine „zunehmende öffentliche Thematisierung von Kindern als zukünftige Akteure in Wirtschaftsräumen – Arbeit oder Haushalt – wahrnehmen“ (59).

Das Bewusstsein um die tiefgreifenden sozioökonomischen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung schlug sich auf den pädagogischen Diskurs nieder, der von der Überzeugung geprägt war, dass Kindern nützliches Wissen vermittelt werden musste, das auf die neuen Herausforderungen der industriellen Welt ausgerichtet war. Bestrebungen zur Verbesserung der Bildung äußerten sich in zahlreichen Reformbemühungen im Schulwesen. Diskussionsgegenstand war hierbei insbesondere der Rechenunterricht: der Umgang mit Zahlen und arithmetische Fähigkeiten galten zunehmend als berufs- und alltagsnotwendig und erhielten auch in pädagogischen Überlegungen Prominenz. Und obgleich das Rechnen tendenziell eher zögerlich in den regulären Schulunterricht integriert wurde, „gehörte den Zahlen und dem Geld die Zukunft“ (55).

Unter anderem wurde die monetäre Kindererziehung von der philanthropischen Reformpädagogik des ausgehenden 18. Jahrhunderts diskutiert (68ff.). Deren Vertreter waren von ihrer Notwendigkeit überzeugt. Die Grundlage des Umgangs mit Geld sahen die Philanthropen im Erlernen von gegenwärtigem Verzicht zugunsten einer zukünftigen Ausgabe. Ausgehend von der Überzeugung, dass der junge Mensch sinnlich geprägt sei und nur im gegenwärtigen Augenblick lebe, sollte – so eine interessante Schlussfolgerung Maß' – ein Verständnis von Zukunft als biographisch relevanter Zeitdimension vermittelt werden. Dies sollte besonders über Praktiken des Sparens erfolgen: Mit der Sicherung von Münzen sollte „eine zeitliche Verzögerung produziert und auf etwas verwiesen [werden], das zu wünschen, zukünftig gegen Münzen zu tauschen und dann zu genießen sei“ (71). Monetäre Erziehung diene also, so Maß, als Mittel zur Vermittlung eines bestimmten Zeitverständnisses, das im Bewusstsein der Kinder die Zukunft aufwertete. Diese Fokussierung der temporalen Perspektive in der monetären Erziehung in Form einer Verbindung von Geld und Zukunft stellte ein entscheidendes Novum in der Kindererziehung dar. Im 19. Jahrhundert sollte sie als Erziehung zur Sparsamkeit bezeichnet werden. Als eine weitere zentrale Entwicklung benennt Maß eine Aufmerksamkeitsverschiebung von den Lasterschemata des frühen 18. Jahrhunderts hin zu den Belohnungssystemen am Ende des Jahrhunderts.

Auch kindliche emotionale Bezüge zum Geld wurden in der philanthropischen Pädagogik diskutiert, wobei diese Gefühle vornehmlich als regulierungsbedürftig angesehen wurden: Der Umgang mit Geld sowie dessen Erhalt, Erwerb und Gebrauch durften und sollten durchaus mit Freude verbunden sein, jedoch unter Forderung von Rationalität und Angemessenheit bei gleichzeitiger Verdammung von Geiz und Verschwendung. Maßhalten, Bescheidenheit, Sparsamkeit und Mildtätigkeit waren in der an bürgerlichen Wertvorstellungen orientierten pädagogischen Literatur des späten 18. Jahrhunderts die gepredigten Ideale. Direkt an die jungen Menschen richtete sich seit der Mitte des 18. Jahrhundert verstärkt eine Kinder- und Jugendliteratur, die in moralisch-unterhaltenden Geschichten diese Werte zu vermitteln suchte (81ff.).

Diverse Pädagogen waren dabei der Ansicht, Kinder sollten durch Einüben des Geldgebrauchs an diesen gewöhnt werden (88ff.). In diesem Diskurs spielten insbesondere die Vermittlung eines Eigentumsverständnisses, in dem Geld als Repräsentationszeichen des Wertes von Dingen und Eigentum fungierte, das Geben von Taschengeld als praktische Übung im Umgang mit Geld sowie das Erlernen von Buchführungstechniken zur Verwaltung von Ein- und Ausgaben eine zentrale Rolle. Geldbasierte Belohnungs- und Strafsysteme wurden erprobt, teils spielerisch geprägt, teils auf strengen Überprüfungsverfahren basierend.

Kapitel II (103–161) legt den Fokus auf die Bedeutung der monetären Erziehung im ökonomischen Diskurs der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu Beginn des Jahrhunderts befand sich das Wissensfeld der modernen Ökonomie im

Entstehen. Das öffentliche Interesse am Thema nahm zu und wirtschaftliche Themen waren zunehmend in den Printmedien präsent. Ökonomen beschäftigten sich mit der Frage, welchen Stellenwert diese in der Schulerziehung haben sollten. Besondere Bedeutung wurde auch der Weitergabe ökonomischen Wissens in der häuslichen Kindererziehung zugeschrieben. Wichtige Medien monetärer und ökonomischer Erziehung waren Schul- und Lehrbücher, die ökonomisches Wissen in verständlicher Form an Kinder und Jugendliche vermitteln sollten.

Die Frage nach der emotionalen Dimension des Monetären, die bereits im 18. Jahrhundert Diskussionsgegenstand gewesen war, blieb auch im ökonomischen Diskurs des 19. Jahrhunderts präsent. Der Umgang mit Geld wurde nach wie vor besonders mit den als gefährlich geltenden negativen Leidenschaften Geiz und Verschwendungssucht verbunden gesehen. Als entsprechend wichtig galt es, Kindern einen richtigen Umgang mit Geld nahezubringen. Affektkontrolle und Selbstbeherrschung, Sparsamkeit und Mäßigung blieben der Kern und das Ziel aller monetären Erziehung. Zugleich aber drangen die Gefühle „in die sich etablierende ökonomische Wissenschaft als Motor von ökonomischen Handlungsweisen ein“ (160): „Ein positiv gefärbtes Verhältnis des Subjekts zum Geld trat [im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend] an die Stelle christlicher Sorge um die entsprechenden Todsünden“ (160).

In Kapitel III (163–224) unternimmt die Autorin eine Annäherung an die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen im 19. Jahrhundert, die sie mit den von Wissenschaftlern, Theologen und Schriftstellern entworfenen Welten abgleicht. Sie prüft, ob das didaktische Material, wie Spiele, Spardosen, Kinderbücher oder Puzzles, seine intendierte edukative Funktion entfaltet, oder ob vielmehr eine abweichende, „eigensinnige Aneignung“ (163) stattfand. Als Quellen dienen ihr hier von Erwachsenen verfasste Dokumente, die Auskunft über entsprechendes Verhalten von Kindern geben, sowie autobiographische und literarische Quellen, Kinder- und Jugendmedien sowie „die Objekte, mit denen Kinder in ihrem Handeln, Spielen und Lernen in Kontakt kamen“ (163), wie Geldstücke, Spardosen, Kaufläden und Spiele, die Auskunft über Aneignungsformen von Geld geben.

Für die kindliche Gelderfahrung hebt Maß schichtenspezifische Unterschiede hervor: Für Kinder der ärmeren Schichten, für bäuerliche und städtische Arbeiterkinder, war besonders die Erfahrung der Abwesenheit von Geld prägend; zudem mussten sie vielfach selbst durch Arbeit zum Gelderwerb der Familie beitragen. Für bürgerliche Kinder waren Geldsorgen eher sekundär, und obgleich gelegentliche Versuche von Bürgerkindern dokumentiert sind, die eigene pekuniäre Lage zu verbessern, spielte hier Kinderarbeit praktisch keine Rolle. „Das mühsam erarbeitete Geld oder die erbettelten Pence der Straßenkinder standen in starkem Kontrast zu dem pädagogischen Instrument des Taschengelds, das sich seit der Aufklärung in bürgerlichen Familien durchzusetzen begann“ (180). Ein verbreitetes Objekt monetärer Erziehung war etwa die Spardose, die sich im

19. Jahrhundert schichtenübergreifend durchsetzte (183–194). In moralischen, belehrenden Kinder- und Jugendgeschichten wurde sie zum Symbol für das Sparen.

Für die Kinder, die über eigenes Geld verfügten, bot der sich im 19. Jahrhundert entwickelnde Markt für Spielwaren neue Möglichkeiten der Geldausgabe. War bisher die wohltätige Gabe die alleinige Form der persönlichen Geldausgabe für Kinder gewesen, trat nun die Geldausgabe für Waren als relativ neue Handlungsoption daneben, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts größere Ausbreitung erfuhr. So konnte zum einen die Geldausgabe auf dem Spielwarenmarkt geübt werden, zum anderen ließ sich der Umgang mit Geld spielerisch nachstellen und einüben. Damit einher ging, dass die Spende an Arme oder im Gottesdienst, die aus dem Taschengeld erfolgen sollte, als Teil kindlicher Charakterbildung an Bedeutung verlor und stattdessen der Konsumakt, insbesondere auch seine Gefahren, ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte. Kaufläden, Spielgeld, Bankenspiele, Puzzles und verschiedene Gesellschafts- und Brettspiele thematisierten in unterschiedlichen Formen Geld und Formen des Umgangs damit (212–224).

In Kapitel IV (225–265) nimmt Maß die Erziehung zur Sparsamkeit nach 1850 in den Blick. In vielen europäischen Ländern war das private Sparen für Bürger und Arbeiter zu einem verbreiteten Wert geworden und wurde von diversen Personen, Organisationen und Medien nachdrücklich empfohlen. Es war Thema in pädagogischen Publikationen, Erziehungsratgebern und in der Schulerziehung (229–246). Entscheidender Faktor in der Institutionalisierung und Politisierung von Sparsamkeit in Europa war schließlich die Einrichtung von Schulparkassen an Volks- und Elementarschulen (246–265). An diesem Thema entzündeten sich in den 1870er Jahren kontroverse Diskussionen, wobei die Kritiker in den Folgejahren jedoch weitgehend verstummten und sich die weitere Kontroverse weitgehend nur noch um die beste Umsetzungsform drehte. Schließlich breitete diese Einrichtung sich am Ende des Jahrhunderts in fast allen west- und mitteleuropäischen Ländern inklusive Russland sowie den USA und Japan aus und wurde teils dauerhaft installiert. In Deutschland wurde die Idee vom Deutschen Sparkassenverband intensiv unterstützt. Die Einrichtung von Schulparkassen bedeutete die staatliche Institutionalisierung der Sparsamkeitserziehung an den Schulen. Sie waren „der staatlich-administrative Versuch, Fürsorge, volkswirtschaftlich notwendige Spareinlagen und Disziplinierung potentiell Unruhe stiftender Menschen miteinander zu kombinieren“ (265).

Insgesamt hat Maß eine interessante Studie zu einem bislang wenig untersuchten Thema vorgelegt. Ergebnisreich sind besonders ihre Analysen der reflektierenden Literatur. Freilich hätte sich der Rezensent bei einigen mehrfach wiederkehrenden Themen und Motiven zum besseren Nachvollzug von bestimmten Entwicklungslinien, aber auch zur Vermeidung von Redundanzen mehr Synthetisierung gewünscht – besonders beim sich offenbar durch die gesamte einschlägi-

ge Literatur ziehenden Antagonismus von Lastern und Tugenden, aber etwa auch bei Deutungen kindlicher Triebhaftigkeit, gerade bspw. beim Vergleich von Kindern und Wilden mit der Interpretation des Sparens als Zeichen der Zivilisation (126, 159). Maß' Versuch, über Quellen wie Egodokumente oder Objekte Zugriff auf die Lebenswelt, Handlungen und Wahrnehmungen von Kindern zu erhalten, ist verdienstvoll und instruktiv. Freilich sind den historiographischen Möglichkeiten hier enge Grenzen gesetzt – derer sich die Verfasserin stets bewusst ist, so dass sie ihre Interpretationen auch mit der gebotenen Zurückhaltung vornimmt. Daher muss sie am Ende auch die Frage nach der Wirkmächtigkeit der behandelten monetären Erziehungs- und pädagogischen Disziplinierungskonzepte offenlassen. Die von ihr in diesem Kontext aufgeworfene Frage, inwieweit solche Konzepte griffen und inwieweit dagegen deren Objekte – eben die Kinder – ihre Interpretation angemessener Geldpraktiken selbsttätig vorantrieben und durch ihre eigenen Deutungen sowie Aneignungen von Objekten und Praktiken diese Konzepte unterliefen oder konterkarierten, berührt grundlegende methodische Probleme, zu deren Diskussion Maß' Studie ebenfalls einlädt.

BENJAMIN DURST

Michael Maurer, *Konfessionskulturen. Die Europäer als Protestanten und Katholiken*, Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 2019, 415 S., 49,90 €, ISBN 978-3-506-78727-9.

Bescheiden als „Skizze [...] zur Einführung in einen wichtigen Aspekt der europäischen Kulturgeschichte“ (9) deklariert, befasst sich die Darstellung des renommierten Jenenser Kulturhistorikers mit den christlichen „Konfessionskulturen“ Europas von der Reformation bis in die ausgehenden 1960er Jahre, „ohne [deren Kenntnis, W.E.J.W.] man die Welt, in der wir leben, letztlich gar nicht verstehen kann“ (7). Diesem Befund wird der auch nur einigermaßen Informierte kaum widersprechen, und das Nämliche gilt für das von ihm abgeleitete Untersuchungsprogramm: im ersten Teil eine Darlegung des „Initialereignisses“ (10) Reformation und von dessen unmittelbaren Formierungs- und Differenzierungskonsequenzen; im zweiten Teil eine vertiefte Untersuchung der sich verfestigenden „Konfessionen als kulturelle Konstellationen“ (ebd.); drittens eine Beleuchtung des „Übergangs vom Konfessionellen Zeitalter zur Moderne“ (11) und schließlich viertens eine Skizze der von der Romantik bis zum Ende des Untersuchungszeitraums angesetzten Dialektik von „Rekonfessionalisierung und Dekonfessionalisierung“ (ebd.), auch um den Eindruck zu unterlaufen, die Geschichte der Konfessionskulturen sei als (modernitätsnaive) Fortschrittsgeschichte aufzufassen. Die Umsetzungen in den einzelnen Teilen sind grundsätzlich inhaltlich überzeugend, meist auf aktuelle Aspekte (z.B. die Frage nach der Marienverehrung im Protestantismus) abgestellt und stilistisch über weite Strecken attraktiv

gestaltet. In der vertieften Darstellung des besonderen Falles Schottland kommt die monographisch erwiesene spezielle Kompetenz des Autors zum Ausdruck. Hier nicht weiter anzusprechende Diskussionen dürften dagegen einzelne Elemente der spezifischen „protestantische[n] Pluralisierungsdynamik“ (101–109) auslösen, die der Verfasser postuliert. Dass die Rekonstruktion des „protestantische[n] Habitus und [der] katholische[n] Identität“ (113 u.ö.) im zweiten Teil alle gängigen Vereinfachungen vermeidet, verdient ausdrückliche Hervorhebung. Lediglich im Hinblick auf das protestantische Pfarrhaus und den protestantischen Anspruch auf bessere Bildung und höhere Wissenschaftlichkeit hätte man sich durchaus auch kritischere Differenzierungen vorstellen können. Ähnlich insgesamt souverän ist der dritte Teil zur protestantischen Kulturhegemonie und zur Aufklärung gelungen, dem sich auf gleichem hohem Niveau der abschließende, jetzt weniger deskriptiv-narrative als verstärkt diskursiv erörternde Teil anschließt. Er thematisiert die meisten der üblicherweise als wesentlich betrachteten, mit der Konfessionsperspektive verknüpften Deutungen und Ansprüche, wobei im Gegensatz zum Mainstream der Forschung interessanterweise dem Verhältnis von Katholizismus und Moderne besonderes Gewicht zugemessen wird. Die im Schlusskapitel skizzierten Faktoren (u. a. Sexualethik bzw. Sexualität) und exemplarischen Stationen (Nordirland) der „Auflösung und Beharrung der Konfessionskulturen“ (337–344) erscheinen lehrreich, aber ebenso definitiv ergänzungsfähig. Nicht grundlos derzeit breit diskutiert werden ja etwa schon ältere konfessionsübergreifende oder sich der Konfessionslogik verweigernde Phänomene sowie jüngere ‚spirituelle‘ Sonderfälle, die sich nicht im Rahmen der beiden Großkonfessionen verrechnen lassen. Die mit der Immigration aus dem muslimischen und sonstigen nichtchristlichen Raum verknüpften Herausforderungen und Konsequenzen, u.a. für Frankreich und Großbritannien bereits in der eigentlichen Untersuchungszeit höchst relevant, fehlen nicht völlig, aber weitgehend. Die üblicherweise als Amerikanisierung bezeichnete kulturell-zivilisatorische Großtendenz scheint unterschätzt, ihr Gegenpart, die Sowjetisierung, ist nur teilweise (v.a. in Gestalt der DDR) erfasst. Grundsätzlich hätte u. U. eine entschiedenere Akteurperspektive, d.h. insbesondere die Namhaftmachung und Analyse der Vorstellungen und des Verhaltens der jeweiligen Konfessionseliten im Gegensatz zur Masse der Konfessionsangehörigen, zu manchen Profilschärfen beitragen können, was freilich der freien Entscheidung des jeweiligen Autors obliegt. So bleibt das aus den Grundlagenvorlesungen hervorgegangene Werk der beste Überblick über die Entstehung, die Prägekraft und den Wandel der europäischen Konfessionskulturen des 16. bis 19. Jahrhunderts in der endogenen Perspektive, über den wir derzeit verfügen, während für die maßgeblich durch exogene Faktoren mit bestimmte Zeitgeschichte weitere, speziellere Lektüre zu empfehlen ist.

WOLFGANG E.J. WEBER

John Parham/Louise Westling (Hrsg.), *A Global History of Literature and the Environment*, Cambridge: Cambridge UP 2017. xxvi + 434 S., 73,50 €, ISBN 978-1-107-10262-0.

Globalgeschichte und Literaturgeschichte zusammen zu denken ist ein neuer Ansatz, der v.a. im Zuge der Globalisierung aufkam, der aber auch postkolonialen Denkmodellen geschuldet ist, die unter Schlagworten wie „Hybridität“ zeigen können, dass literarische Texte durch Kreolisierung von Sprache und der Variation von Form sowie durch ein intertextuelles und intermediales Spiel zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit nationale Bezugsrahmen transzendieren und beständig Denkhorizonte erweitern. Dass literarische Texte Teil einer transkulturellen Imagination werden können, wird im immer häufiger gebrauchten Begriff einer „world literature“, einer „Weltliteratur“, sichtbar, der einzelnen Texten in einem komplexen (und keineswegs immer unumstrittenen) Kanonisierungsprozess eine universelle Bedeutung zuschreibt. Dieser globalgeschichtlichen Deutung von Literatur eine Geschichte an die Seite zu stellen, die den Blick, anders als bisher, nicht auf den Umgang von Texten mit kulturellen Bezugsrahmen des Sozialen oder gar Nationalen lenkt, sondern die literarische Verhandlung der nicht-menschlichen Lebenswelt und v.a. der ‚Natur‘ in den Mittelpunkt stellt, ist ein neuer Ansatz, den Parham und Westling mit ihrem Sammelband verfolgen und der ein neues Paradigma literaturhistorischer Forschung etablieren könnte.

A Global History of Literature and the Environment ist das erste Buch seiner Art, das die unterschiedlichen Ansätze der Global-, Literatur- und Umweltgeschichte vereint und aufeinander bezieht. Sowohl die globale Perspektive als auch die Betonung der Interaktion von kulturellen Ausdrucksformen und natürlichen Lebenswelten haben momentan Konjunktur. Dies wird alleine im Begriff des „Anthropozäns“ deutlich (6–8), mit dem eine neue geologische Epoche umschrieben wird, in der die Menschheit zu einem geomorphologischen und v.a. meteorologischen Faktor geworden ist. Gemeinhin werden in diesem Zusammenhang die Jahre um 1800 und die einsetzende Industrialisierung als Epochenbeginn diskutiert, aber es gibt auch Abweichungen, die entweder die Entdeckung Amerikas oder die Atombombenabwürfe 1945 als Startschuss für das „Menschenzeitalter“ betrachten möchten. Ganz gleich wie man diesen chronologischen Einordnungen gegenüber eingestellt sein mag, bringt das „Anthropozän“ für Geisteswissenschaftler allgemein das Problem mit sich, dass die anthropozentrische Konnotation des Begriffs sowie die mit ihr einhergehende Vorstellung, die Kreisläufe der Natur in einem bis dato unbekanntem Grade beeinflussen (und letztlich gar managen) zu können, viele ethische Grundfragen aufwerfen, die mit traditionellen humanistischen Bezugsrahmen allein nicht mehr beantwortet werden können. Der ursprünglich aus Indien stammende, nun in Chicago lehrende Historiker Dipesh Chakrabarty etwa sieht im „Anthropozän“ eine enorme Herausforderung für die traditionelle Geschichtsschreibung, als der Begriff eine

universale Geschichte der Spezies Mensch mit dem makrogeschichtlichen Rahmen der Naturgeschichte und den mikrogeschichtlichen Kreisläufen des Kapitals verzahnt (vgl. D. Chakrabarty, *The Climate of History: Four Theses*, in: *Critical Inquiry* 35.2 (2009), 197–222). Wie Parham und Westling überzeugend darlegen, erweisen sich gerade literarische Texte in diesem Kontext als wichtige kulturhistorische Quellen, die nicht nur diese zum Teil gegenläufigen Prozesse verdichtet zu Anschauung bringen, sondern im diachronen Vergleich aufzeigen können, wie sich Mensch-Umwelt-Interaktionen verändert haben und welche alternativen Sicht- und Handlungsweisen im Umgang mit der nicht-menschlichen Lebenswelt vorstellbar waren oder sind (vgl. 8).

Ein großes Verdienst des Sammelbandes besteht darin, dass die Herausgeber*innen darauf verzichten, die unklare Chronologie des „Anthropozäns“ als konzeptionelle Grundlage herzunehmen. Dies führt nämlich gegenwärtig dazu, dass die Vormoderne weitestgehend einen blinden Fleck in den Epistemologien der sich momentan (auch institutionalisiert) verstärkt ausbildenden „environmental humanities“ darstellt. Parham und Westling setzen diesem Trend ein Verständnis von kulturgeschichtlichen Zusammenhängen entgegen, das zeitliche Tiefendimensionen, Traditionsbildungen und Medialisierungen des kulturellen Gedächtnisses betont. Allein die dem Band vorangestellte Chronologie der in den insgesamt 26 Einzelkapiteln besprochenen Werke ist überaus eindrucksvoll und schlägt einen Bogen von den frühesten Formen menschlicher Erzählungen (den „Dreamtime stories“ der indigenen Bevölkerungen Australiens ca. 25000 v. Chr.), über die ersten verschriftlichen Epen aus Mesopotamien und vergleichbaren Texten aus Ägypten, China, Japan, Indien und Griechenland bis zu mittelalterlichen Islandsagas, Renaissancedichtungen, Texten der anglo-amerikanischen und deutschen Romantik, bis hin zu der Science Fiction der neuesten Zeit. Dabei werden alle Kontinente gleichsam mit einschlägigen literarischen Zeugnissen abgebildet, womit der Band wirklich das Versprechen einlöst, eine globale Geschichte der Imagination von Mensch und Umwelt zu bieten. Dies ist jedoch nicht bloß reine „Ideengeschichte“ (3), sondern versteht sich quasi als kulturökologischer Ansatz, der literarische Erzählungen über die nicht-menschliche ‚Natur‘ in ihrer zeitlichen und kontextuellen Entwicklung nachvollziehbar macht und v.a. die in ihr zum Vorschein kommenden Krisendiagnosen herausarbeitet, die die gegenwärtige ökologische Entwicklung keineswegs als unausweichlich oder unumkehrbar darstellen (vgl. 3 und 9).

Der Band ist dementsprechend in drei große Abschnitte gegliedert, die den Herausgeber*innen zufolge, entscheidende Epochen im Umgang der Menschen mit und in ihrer Wahrnehmung der „Umwelt“ darstellen. Der erste Teil, „Beginnings“, nimmt in sieben Aufsätzen die Antike und Vormoderne in den Blick. Die unterschiedlichen Autor*innen bieten dabei innovative Lektüren von Texten, die zum Teil zum ersten Mal unter einer Perspektive betrachtet werden, die die in ihnen zum Vorschein kommenden Mensch-Umwelt Beziehungen analysiert.

Neben einer (Neu-)Interpretation von Epen (z.B. Gilgamesh) und Lyrik (Pindar), werden auch fundierende Texte der Weltreligionen (Bibel und Koran) betrachtet, um die Bedeutung von religiösen Erzählungen für den Umgang mit der Schöpfung bzw. der ‚Natur‘ aufzuzeigen. Die einzelnen Lektüren stehen dabei nicht einfach nebeneinander, sondern bieten vielfältige Querverweise, die v.a. über Motive und Kontexte hergestellt werden – etwa, wenn der ästhetische und kulturelle Zusammenhang zwischen dem biblischen Garten Eden mit den in der frühen mesopotamischen Literatur geschilderten Wäldern und Gärten offen gelegt wird (Kapitel 1 und 3). Wie ein roter Faden durchzieht die Aufsätze eine bereits in den Quellen angelegte Spannung zwischen Naturverbundenheit und dem Versuch, die nicht-menschliche Lebenswelt zu domestizieren und in eine Kulturlandschaft zu verwandeln. Dies ist umso bemerkenswerter, als die verschiedenen Texte von unterschiedlichen Kontinenten und aus unterschiedlichen Denktraditionen stammen (chinesische Philosophie steht neben spirituellen Texten des Hinduismus, japanische Lyrik neben dem „Popol Vuh“ der Maya). Die sich daraus ergebende Epistemologie baut dabei einerseits auf der Verbindung der literarischen Motive auf, ergibt sich aber andererseits auch im Aufzeigen der Verschiedenheit, die zwischen den Texten besteht – und zwar sowohl was ihren geschichtlichen Platz angeht, als auch das in ihnen zum Vorschein kommende Verständnis des Nicht-Menschlichen, das keineswegs immer nahtlos in eine andere Sprache übersetzt werden kann. Dieser Teil des Bandes ist in vielerlei Hinsicht der im Kontext einer Globalgeschichte der Umwelt in der Literatur der bemerkenswerteste, bietet er doch eine kulturgeschichtlich so noch nicht nebeneinander präsentierte Zusammenschau einer vormodernen literarischen Ökologie, die auch deutlich werden lässt, wie sehr frühzeitliche und moderne Denkmodelle der ‚Natur‘ von antiken Sichtweisen geprägt sind und wie sich bereits lange vor dem „Anthropozän“ in kulturellen Ausdrucksformen Probleme andeuteten, deren Ursprung häufig (ahistorisch) eher in der Gegenwart verortet wird.

Der zweite Teil des Bandes, „The Development of Humanism and the Industrial Age“, nimmt eine stärker eurozentristische bzw. okzidentale Sichtweise ein, die die Entwicklung des Humanismus und der Industrialisierung diskutiert. Die besprochenen Texte zeichnen dabei nicht nur die wesentlichen Strömungen humanistischen Gedankenguts nach, sondern zeigen auch auf, wie sie sich unter den veränderten Bedingungen und Vorzeichen einer industrialisierten Welt verändert haben. Obleich Fortschrittsglaube und die Trennung von ‚Kultur‘ und ‚Natur‘ wesentliche Aspekte humanistischen Denkens ausmachen, illustrieren die unterschiedlichen Aufsätze doch, welche Gegendiskurse und alternativen literarischen Diskurse der westlichen Moderne inhärent waren – erst diese ermöglichten es schließlich, dass sich Umweltethik und -bewegung in Gesellschaft und Wissenschaft etablieren konnten. Auch in diesem Abschnitt des Buches weisen die besprochenen Beispiele eine hohe Bandbreite auf, die über mittelalterliche Literatur bis hin zu kolonialen Reiseberichten und den Großstadtromanen Charles

Dickens' reichen. Besonders überzeugen können solche Lektüren, die die Texte vor deren historischen Hintergrund beleuchten und zeigen, wie die Literatur mit anderen Texten in Dialog stand und wie sie auf ihren jeweiligen gesellschaftlichen Rezipientenkreis gewirkt hat. Eilzabeth Cook (Kapitel 10) etwa untersucht die „Arboreal Mobility“ von Holzwirtschaft im 18. Jahrhundert, die in globale Handelsnetzwerke eingebunden war, die aber gleichzeitig zum Gegenstand von Texten in Literatur und Botanik wurde, die die örtliche Verwurzelung und Ökologie von Bäumen betonten. Kevin Hutchings (Kapitel 11) illustriert, wie sehr die britische Siedlerkultur in Nordamerika von populären Diskursen des „improvement“ geprägt war, wie die Reiseberichte von Briten und die Texte von in Amerika geborenen Schriftstellern aber dieses Ideal zunehmend unterliefen und dessen Schattenseiten, gerade aus Sicht der Umwelt, thematisierten. Laura Dassow Walls (Kapitel 12) führt vor, wie stark Literatur, Naturgeschichte und geologische Wissenschaften im 19. Jahrhundert verbunden waren und diskutiert eine Reihe zentraler Vordenker der „environmental humanities“ wie Henry David Thoreau oder Alexander von Humboldt.

Dass sich hier bereits in Zeitdiagnosen und -kritik ein Bild von Mensch-Umwelt Beziehungen etablierte, dass die Vereinnahmung des Nicht-Menschlichen durch soziale Systeme der Wirtschaft und der Wissenschaft herausarbeitete, machen auch die Aufsätze des dritten Teils des Bandes, „The Anthropocene“, deutlich. Dieser ist nicht nur der umfangreichste, sondern auch der heterogenste. Neben nationalen Perspektiven und Forschungsparadigmen zu den Themenbereichen der „environmental humanities“ (Australien, Großbritannien, Deutschland, Estland, China, Japan sind hier ebenso vertreten wie die Karibik, Nigeria, Brasilien oder Indien), finden sich hier auch gute Einführungen zu einigen der zentralen Theoriefelder wie der Ökosemiotik, der Kulturökologie, der Petro-Kultur und der postkolonialen Ökokritik. Allen Aufsätzen ist dabei gemein, dass sie die Gegenwart noch immer unter den Vorzeichen industrieller Lebens- und Wirtschaftsweisen betrachten, die durch spezifische Umweltrisiken geprägt werden, allerdings zunehmend von neuen ökologischen Arten des Denkens ergänzt oder aber überwunden werden können. Die Aufsätze knüpfen dabei einerseits an die anderen beiden Teile des Bandes an, indem sie zeigen, wie gegenwärtige Weltliteraturen die althergebrachten literarischen Genres und Narrative aufgreifen, um Mensch-Umwelt Beziehungen auszudeuten und sie auf das technologische Industriezeitalter beziehen. Andererseits zeigen sie aber auch, wie sich die Literatur selbst in soziopolitische Debatten einschaltet und sich in Diskussionen um Umweltgerechtigkeit und andere verwandte Themen einbringt. Cranston und Dawson, die Klimadebatten in Australien und Neuseeland vorstellen, vergleichen in ihrem Beitrag (Kapitel 15) die Arbeit von Klimaforschern, die sich bei ihren Untersuchungen auf Eisproben aus Grönland stützen und damit die Tiefenschichten verdichteter Atmosphäre vor sich haben, mit der Arbeit von Literatur- und Kulturwissenschaftlern, die sich auf die narrativen Sedimente und

Spuren von imaginativen Zugängen zu menschlichen Umwelten beziehen, die gleichsam eine Tiefendimension, aber eben kultureller Art darstellen (250, vgl. auch 15). Im Offenlegen dieser Tiefendimension kommt eine ‚kulturelle Nachhaltigkeit‘ zum Vorschein, die viel zum Verständnis vergangener sowie zur Ermöglichung zukünftiger Welten beitragen kann. Wie es der amerikanische Literaturwissenschaftler Lawrence Buell im abschließenden Beitrag (Kapitel 26) des Bandes ausdrückt, ist Literatur, vielleicht in stärkerem Maße als jemals zuvor, ein wesentliches kulturelles Medium, in dem Möglichkeiten des Zusammenlebens mit einer nicht- oder mehr-als-menschlichen Umwelt erdacht und auf die Probe gestellt werden kann.

Alles in allem bietet *A Global History of Literature and the Environment* eine vielschichtige und überaus anregende Literaturgeschichte. Bei der Anlage des Bandes ist es verständlich, dass nicht alle Aufsätze dasselbe hohe Niveau aufweisen, theoretische und methodische Inkonsistenzen zu finden sind und manche wichtigen Werke und Kontexte nicht angesprochen werden. Dennoch lohnt die Lektüre, die viel Inspiration und Anregung für zukünftige Forschungen bietet.

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Gil H. Renberg, *Where Dreams May Come. Incubation Sanctuaries in the Greco-Roman World (Religions in the Graeco-Roman World 184)*, 2 Bde., Leiden/Boston: Brill 2017, LXIX + 1046 S., 243,- €, ISBN 978-90-04-29976-4.

Mit diesem ungewöhnlichen Werk in zwei Bänden legt Gil Renberg den erweiterten Ausschnitt eines Kapitels seiner Dissertation vor, die „an Epigraphical Study of Dreams and Visions in Greek and Roman Religious Life“ gewidmet ist und die selbst schon in zwei Teilen – einem Katalog der Inschriften, in denen es um Träume und ähnliche Divinationsphänomene geht, und einer Studie über die Rolle von Träumen in der antiken Religion – publiziert werden sollte. Daraus hat sich eine Studie entwickelt, die dem überaus komplexen Thema der Inkubation in all ihren Facetten gewidmet ist und dabei nicht nur eine gelehrte Materialdiskussion vorlegt, sondern – organisiert in 17 Appendizes in Bd. 2 – viele Detailspekte zu klären versucht. Dabei bezieht Renberg auch Bildzeugnisse in seine Untersuchung mit ein, ebenso die Traditionen des Phänomens in den Kulturen des Vorderen Orients und in Ägypten sowie die Fortentwicklung in christlichen Kontexten. Als Ausgangspunkt seiner Arbeit dienen zwei Beobachtungen: Zum einen hat Inkubation jenseits des Asklepios-Kultes bislang wenig Aufmerksamkeit erlangt, zum anderen wurden viele Quellenzeugnisse zum Thema nicht sachgemäß ausgewertet, so dass es zu zahlreichen Fehleinschätzungen kam, die wiederum in der Forschung fortgeschrieben wurden. Deshalb verfolgt Renberg eine differenzierte Betrachtung des Materials, um dem Phänomen Inkubation in der gesamten Bandbreite seiner kultischen Praxis gerecht werden zu können.

Der erste Band enthält eine umfangreiche Einleitung (Kap. 1 und 2), die relevanten griechischen Kulte (Kap. 3–5) und die Inkubation im griechisch-römischen Ägypten (Kap. 6–9). Kap. 1 behandelt die Grundlagen, etwa die Terminologie für die inkubatorische Praxis, den religiösen Kontext (u.a. die relevanten Gottheiten), eine hilfreiche Übersicht über die Forschungsgeschichte und das Ziel des Werkes. Hervorzuheben ist, dass sich die griechische Begrifflichkeit weitaus vielfältiger und differenzierter darstellt als die lateinische. Renberg betont zudem die unterschiedlichen Motivationen, ein Inkubationsheiligtum aufzusuchen, nämlich zu therapeutischen und zu divinatorischen Zwecken, was nicht immer hinreichend berücksichtigt worden sei. Kap. 2 untersucht die frühesten Belege für die Inkubation im Vorderen Orient, in Ägypten und Griechenland, ebenso bei einigen Nachbarvölkern, die in antiken Quellen genannt sind; dabei geht es um Probleme des rituellen Ursprungs und die mögliche Verbreitung von einer Zivilisation zur anderen. Renberg kann nicht nur kulturspezifische Eigenheiten aufzeigen, sondern betont auch verschiedentlich die Heterogenität des Materials, die bislang dezidierte Vergleiche erschwert hat. Bemerkenswert sind jedoch auch Hinweise auf zeitliche Entwicklungen, etwa das Aufkommen von Hinweisen auf nicht-königliche Inkubatoren, die erst in Heiligtümern seit der Ptolemäerzeit fassbar sind. Dem Asklepios-Kult, insbesondere den Kultstätten, ist Kap. 3 gewidmet, um zunächst die volle Evidenz für Asklepieia aus literarischen Quellen, Inschriften, Reliefs und archäologischen Überresten zu erstellen, sich dann aber den entscheidenden Fragen zuzuwenden, nämlich wie die therapeutisch-inkubatorische Praxis ablief und welcher Art die Erfahrungen der Inkubanten waren. *En passant* widmet sich Renberg diversen Einzelfragen, etwa zu Inschriften und Epigrammen, benennt aber auch klar noch offene Probleme: z.B. die Rolle des Wassers, den Zeitpunkt der Reinheit und die Funktion des Kultpersonals im gesamten Prozess. Kap. 4 und 5 diskutieren die therapeutische und divinatorische Inkubation in anderen Kultstätten der griechischen und italischen Mittelmeerwelt, angefangen mit Amphiaraos, außerdem im ägyptischen und gräko-ägyptischen Bereich vor allem mit Isis und Sarapis, wobei die Überlieferung zu deren Heiligtümern in Kap. 6 betrachtet wird. Die Evidenz für die divinatorische Inkubation nimmt sich der therapeutischen gegenüber eher bescheiden aus, doch unterstellt Renberg eine weitaus größere Verbreitung. Es wird deutlich, dass vor allem Sarapis mit Wunderkuren verbunden war, wenngleich sich nicht immer sagen lässt, ob entsprechende Träume in inkubatorischem oder privatem Kontext stehen. Dem überaus aufschlussreichen Tempelareal im unterägyptischen Sâqqara mit seinen Kultstätten für Osorapis, Isis, Imhotep und Thoth ist Kap. 7 gewidmet, wobei sich in den Archiven von Hor und von Ptolemaios griechische und demotische Papyri und Ostraka befinden, die exzellente Einblicke in das Tempelmilieu des 2. Jh.s v. Chr. gestatten; Renberg erkennt keine Belege für divinatorische Inkubation im Serapeion, eher in anderen Heiligtümern, „but the nature and role of divinatory and therapeutic incubation there is far from fully

understood.“ (447). Während Kap. 8 das in den Fels geschlagene Heiligtum von Amenhotep und Imhotep in Deir el-Bahari im westlichen Theben betrachtet, untersucht Kap. 9 schließlich acht andere Kulte, bei denen die Evidenz für Inkubation entweder begrenzt oder strittig ist.

Die Appendizes unterschiedlichen Umfangs im zweiten Band vertiefen manchen Aspekt bzw. diskutieren Spezialfragen. App. I beinhaltet eine ausführliche Diskussion derjenigen Heiligtümer, deren Verbindung mit Inkubation ungenügend, zweifelhaft oder falsch erfolgt ist; Renberg diskutiert dabei eine lange Liste ungerechtfertigter Annahmen und stellt die relevanten Zuweisungen in topographischer Abfolge vor, darunter auch das bekannte sogenannte Nekromanteion am Acheron, bei dem es sich um einen befestigten Landsitz aus hellenistischer Zeit handelt. App. II behandelt andere Formen direkter Divination in Heiligtümern (besonders im Trophonion in Lebadeia und im Ammoneion in Siwa), namentlich Epiphanien und induzierte Visionen, sowie Orakel göttlicher Stimmen in Ägypten, wobei Renberg aufweist, dass die Evidenz dafür äußerst gering ist. Die Quellen aus dem östlichen Mittelmeerraum für Inkubation aufgrund von Unfruchtbarkeit bzw. Impotenz werden in App. III diskutiert. Die kurzen App. IV–VII sind Details gewidmet: Inkubation durch Bevollmächtigte und Priester; die Sprache der Gebete vor der Inkubation, von der u.a. Ostraka und die Zauberpapyri einen Eindruck verschaffen können; Diätvorschriften und Fasten; Geschlechtertrennung während der Inkubation. App. VIII beinhaltet den ersten Katalog, der sich mit den Asklepios- und Amphiaraos-Kulten in Attika und Oropos verbundenen Reliefs beschäftigt (freilich mit teils sehr kleinen Abbildungen), während App. IX nach Inkubationsreliefs außerhalb von Attika fragt und App. X Probleme bezüglich des frühen, im thebanisch-attischen Grenzbereich gelegenen Amphiaraos-Kultes in Oropos bespricht. App. XI liefert eine Neubewertung der Verwendung von Hymnos/Somnus- und Oneiros-Statuen als Evidenz für Inkubation in Asklepieia, freilich mit eher deplorablem Ergebnis. Eine Fallstudie zum Verhältnis von Libanios und Asklepios hat Renberg in App. XII ausgearbeitet; er gelangt zu der Einschätzung, dass der spätantike Rhetor trotz diverser Passagen zum Thema letztlich nur wenige verlässliche Informationen preisgibt. In App. XIII geht es um einen Brief auf einer Stele als mögliche Evidenz aus dem 3. Jahrtausend in Ägypten, letztlich mit negativem Ergebnis. App. XIV behandelt den Zusammenhang von Traumdeutern, die sich mitunter in ägyptischen Heiligtümern finden, und Inkubation, jedoch „the evidence linking them to incubation is ambiguous, and their presence can never be taken as proof that a site was one at which incubation was practiced“ (734). App. XV ist ägyptischen Festen und der divinatorischen Inkubation in ptolemäischer und römischer Zeit gewidmet, wobei Renberg den Zusammenhang bestätigen kann, freilich nur für Ägypten selbst. In App. XVI wird die weit verbreitete Position beleuchtet, christliche Inkubation ließe sich direkt von früheren paganen Praktiken ableiten, und liefert eine treffliche Analyse der Quellen, derzufolge sich nur wenige Wunder der

Heiligen tatsächlich mit Träumen am Grab bzw. bei den Reliquien in Verbindung bringen lassen. App. XVII behandelt Visionen von Leprakranken unter der Maßgabe, ob sich damit eine inkubatorische Praxis im spätantiken Syrien verbindet; es scheint sich jedoch um einen Einzelbefund zu handeln, der keine weitergehenden Schlussfolgerungen erlaubt.

Die Bibliographie von über 100 Seiten dokumentiert, dass sich Renberg, der während seiner Arbeit einen Austausch mit vielen Forscherinnen und Forschern pflegte, viele Facetten seines Themas kompetent erschlossen hat. Auch verwendete er große Energie darauf, die beiden Bände für den Leser zu erschließen, nicht nur durch unzählige Verweise, sondern auch durch mehr als 120 Seiten Indizes mit Stellen, Wörter und – kombiniert – Sachen, Orten und Personen, dazu eine Konkordanz mit Sammlungen (BHG, BHL, BHO, CPG, CPL und vor allem TM) und einzelnen Stellen bzw. Editionen. Außerdem sind antike Quellen in Originalsprache und englischer Übersetzung gegeben; drei Karten verzeichnen relevante Orte.

Man hätte sich zweifellos jeweils (und nicht nur punktuell) Zwischenfazit einzelner Kapitel (z.B. für Kap. 4 oder 9) und eine konzise Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse am Ende des Buches gewünscht; manchmal sind die zahlreichen Verästelungen der Argumentation, die Renberg bewusst *in extenso*, z.T. mit Fußnoten über mehrere Seiten hinweg, verfolgt hat, auch nur schwer zu lesen. Dem stehen aber nicht nur diverse Neuinterpretationen auf höchstem wissenschaftlichem Niveau entgegen, sondern auch eine Materialaufbereitung, die als Basis für weitere Forschungen gelten darf, denn die eine oder andere Interpretation, zumal bei begrenzter Quellenlage, wird sicherlich Widerspruch hervorrufen. Den beiden Bänden, die – zwar zu einem stolzen Preis – gut produziert sind, ist aber dennoch zu wünschen, dass sie viele ‚Leser‘ aus verschiedenen Disziplinen zu gewinnen vermögen.

GREGOR WEBER

Alexandra Schäfer-Griebel, *Die Medialität der Französischen Religionskriege. Frankreich und das Heilige Römische Reich 1589*, Stuttgart: Franz Steiner 2018 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 30). 556 S., 84,00 €, ISBN 978-3-515-12014-2.

Die Mainzer Dissertation von Alexandra Schäfer-Griebel knüpft an jüngere Forschungen zur Medialität der französischen Religionskriege sowie an die von Cornel Zwielerin eröffnete Außenperspektive an¹ und führt damit zwei verhältnismäßig junge Forschungsstränge weiter. (8, 26–27).

¹ Gabriele Haug-Moritz/Lothar Schilling (Hrsg.), *Médialité et interprétation contemporaine des premières guerres de Religion*, München 2014 (Ateliers des Deutschen Historischen

In der Einleitung entfaltet Schäfer-Griebel ein durchaus ambitioniertes Forschungsprogramm: Über den thematischen Zugang der Religionskriegsnachrichten in Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich soll die Medialität der französischen Religionskriege mit dem Ansatz des Historischen Vergleichs untersucht werden, wobei Medialität als „das Gewebe der medialen Konstellation einer Zeit“ (17) bzw. als „ein unhierarchisch gedachtes, verzahntes Gebilde aus einer Vielzahl an Faktoren[,] welche Kommunikation, die sich durch ein konkretes Medium vollzieht, bedingen und ausmachen“ (407) definiert wird und als *tertium comparationis* der Vergleichskonstruktion die Religionskriegsnachrichten fungieren.

Angesichts des Umfangs und der Komplexität der ja auch in erheblichem Maße medial konstituierten Konflikte lässt sich ein solches Vorhaben sinnhaft natürlich nur anhand einer geeigneten Tiefenbohrung verfolgen – ebenso nachvollziehbar wie gut getroffen ist daher die Entscheidung, das Jahr 1589 als Ausgangspunkt der Untersuchung zu nehmen; jenen „Scheitelpunkt der Religionskriege“ (54) also, der auf Grund der Ermordung der ligistischen Führung um Henri und Louis II. de Guise in Blois im Dezember 1588 und des Regizids Jacques Cléments an König Heinrich III. im August 1589 bereits von den Zeitgenossen als Zäsur der Konflikte gedeutet wurde. Die Religionskriegsnachrichten des Jahres 1589 und damit ganz wesentlich die Distribution von Informationen über die Morde von Blois und Saint-Cloud in Form von Flugschriften und Flugblättern stehen also im Mittelpunkt der Untersuchung und bilden den Zugang zur Medialität, die vergleichend für Frankreich und das Heilige Römische Reich untersucht wird.

Die Studie gliedert sich in insgesamt 7 Kapitel: Nach konzisen historischen Kontexten zu Frankreich und dem Reich (Kapitel 2 und Kapitel 4) folgt zunächst ein detaillierter Blick auf die mediale Konstellation der beiden Fallbeispiele (Kapitel 3 und Kapitel 5), bevor der eigentliche Vergleich gezogen wird (Kapitel 6): Hier werden 1. mit den Rahmenbedingungen, 2. dem Medienverbund, 3. den Akteuren, 4. der Druckproduktion, 5. der Darstellungsweise der Flugschriften, 6. den Themen und Inhalten sowie 7. der Zirkulation der Religionskriegsnachrichten jene Unterpunkte aufgegriffen, die auch die Detailkapitel zu Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich strukturieren. An das Fazit (Kapitel 7) schließen sich zwei Anhänge zu Wiederaufnahmen im Reich und zentralen Abbildungen sowie ein detailliertes und kommentiertes Quellenverzeichnis an.

Institut Paris 10); Cornel Zwieler, *Discurso und Lex Dei. Die Entstehung neuer Denkrahmen im 16. Jahrhundert und die Wahrnehmung der französischen Religionskriege in Italien und Deutschland*, Göttingen 2006 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 74).

Der damit gebildete Dreischritt, zunächst einen Blick auf Frankreich und das Reich zu werfen, und den Vergleich nicht in ein verschränktes Narrativ selbst einzubetten, muss als außerordentlich gelungen bezeichnet werden – die Ergebnisse des Vergleichs werden so detailliert aufbereitet und ihr Erkenntniswert transparent dargestellt. Dieser Vorteil ist umso höher einzuschätzen, als dass sich die Studie sowohl durch ihren gewählten Zeitraum als auch durch den Blick insbesondere auf Frankreich in einem durchaus diversifizierten Forschungsfeld bewegt: Von der noch immer grundlegenden Studie von Denis Pallier bis hin zu jüngeren Arbeiten etwa von Alexander Wilkinson haben sich zahlreiche Studien mit den Inhalten und Mechanismen der ligistischen Druckproduktion beschäftigt;² eine Situation, die die Autorin natürlich auch selbst thematisiert. (49–50) Da es deshalb gerade der vergleichende Blick auf das Reich ist, der neben dem Medialitätsbegriff einen der zentralen Mehrwerte der Studie liefert, zählt die geschickte Strukturierung zur Betonung der zahlreichen und innovativen Einzelbefunde zu den Stärken von Schäfer-Griebels Arbeit.

Die historischen Kontexte zu Frankreich und dem Reich operieren auf dem Stand der Forschung und machen zunächst einen fundamentalen Unterschied hinsichtlich der beiden Fallbeispiele deutlich: Während sich Frankreich mit den Morden auf dem Höhepunkt der Religionskriege befand und eine nicht für möglich gehaltene Radikalisierung der Ereignisse erlebte, schienen die Ereignisse im Nachbarland aus der Perspektive des Reichs, wie Schäfer-Griebel treffend formuliert, eher „ein Konfliktherd neben anderen“ (215) zu sein. Dennoch waren es sowohl in Frankreich als auch im Reich Religionskriegsnachrichten über die Morde von Blois und dann von Saint-Cloud, die die Berichterstattung dominierten. In Frankreich etwa setzte nach der Ermordung der Guise, um hier nur einen Aspekt herauszugreifen, eine wortwörtliche Dämonisierung Heinrichs III. ein, bevor die ligistische Druckproduktion – die die französischen Druckzentren und damit den französischen Markt dominierte – den Regizid Jacques Clements euphorisch feierte. Dieser wurde im Reich wiederum äußerst kritisch rezipiert, wo der Versuch Heinrichs III., durch die Ermordung der Guise die Kontrolle über die Liga zu gewinnen, positiv wahrgenommen worden war. Gegenüber der Thematisierung dieser Ereignisse fielen Auseinandersetzungen über die Thronansprüche Heinrichs von Navarra oder Kontroversen über die Deutung der Konflikte als Bürgerkrieg, Rebellion oder Widerstand deutlich ab. (388–400). Schäfer-Griebel gelingt es, die inhaltlichen, formalen und materiellen Entwicklungen und Eigenheiten der Religionskriegsnachrichten immer wieder eng an strukturelle

² Denis Pallier, *Recherches sur l'imprimerie à Paris pendant la Ligue, 1585–1594*, Genf 1976; Alexander Wilkinson, ‚Homicides royaux‘. The Assassination of the Duc and Cardinal de Guise and the Radicalization of French Public Opinion, in: *French History* 18.2 (2004), 129–153.

Bedingungen rückzubinden, etwa mit Blick auf situativ bedingte, opportunistische Motivlagen bei Druckproduzenten, die Logiken und Grenzen der Nachrichtenwege oder die Techniken zur Plausibilisierung des Dargestellten für die Leser.

Das Fazit (Kap. 7) schließt, nachdem in Kapitel 6 die zentralen Ergebnisse des Vergleichs zusammengefasst worden sind, mit 11 thesenartigen und über den Rahmen der Untersuchung hinausweisenden Schlussfolgerungen, unter anderem zu den Rahmenbedingungen der Druckproduktion, zu Professionalisierungstendenzen im Druckgewerbe, zur Vielschichtigkeit der verhandelten Diskurse oder zur Anknüpfung der Religionskriegsnachrichten an übergeordnete, längerfristige Deutungsmuster und Denkrahmen der Religionskriege.

Dass Schäfer-Griebel für ihre Untersuchung nicht auf ein gänzlich unbearbeitetes Quellenkorpus zurückgreifen kann, wie sie selbst problematisiert (47–50), liegt in der Natur der Beschäftigung mit den französischen Religionskriegen: Flugschriften und Flugblätter als Medien der Religionskriegsnachrichten sind, gerade für die Liga, vielfach und aus unterschiedlichen Blickwinkeln untersucht worden. Auch die pointierten Ausführungen etwa zu den Rahmenbedingungen, den Akteuren und Inhalten der Religionskriegsnachrichten greifen angesichts der ebenso umfangreichen wie ausdifferenzierten Forschungsliteratur kenntnisreich auf diese zurück. Diese Forschungssynthesen erweisen sich nun aber keinesfalls als Nachteil oder Schwäche der Studie, sondern als eine weitere große Stärke: Denn hier wird nicht nur ein scheinbar bekanntes Quellenkorpus – durch die Einbeziehung unbeachteter Flugschriften aus dem Reich ohnehin innovativ erweitert – gewinnbringend einer vergleichenden Neubewertung unterzogen, was an sich bereits einen erheblichen Mehrwert liefert; die Studie von Schäfer-Griebel schlägt auch eine Schneise in die fragmentarische und nur schwer zu überblickende Forschungslandschaft zu den medialen Debatten während der Hochphase der ligistischen Konfrontation. Dank der feinen Binnengliederung erweist sich die Arbeit deshalb auch als ein vorzügliches Nachschlagewerk auf dem Stand der Forschung und ermöglicht den Zugriff sowohl auf die weiterführenden Ergebnisse der vergleichenden Perspektive selbst wie auch auf die zu Grunde liegenden Forschungen zur Medialität in Frankreich und im Reich.

Alles in allem erweist sich die Studie von Alexandra Schäfer-Griebel damit als ein innovativer, gewinnbringender und weiterführender Beitrag zur Medien- und Debattengeschichte des 16. Jahrhunderts und darüber hinaus.

CHRISTIAN WENZEL

Evelien Timpener, *Diplomatische Strategien der Reichsstadt Augsburg. Eine Studie zur Bewältigung regionaler Konflikte im 15. Jahrhundert*, Köln [u. a.]: Böhlau 2017 (Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster, Reihe A: Darstellungen 95). 256 S., 35,- €, ISBN 978-3-412-50869-2.

In ihrer Studie, die im Jahre 2014 an der Universität Kassel als Dissertation vorgelegt wurde und die nunmehr in der namhaften Münsteraner Reihe „Städteforschung“ erschienen ist, nimmt sich Evelien Timpener dem erst unlängst verstärkt in den Blick der mediävistischen Forschung gerückten Themenfeld der städtischen Diplomatie an. Mit dem gewählten Fokus auf diplomatische Strategien regionaler Konfliktbewältigung am Beispiel Augsburgs nebst der Begrenzung auf das 15. Jahrhundert hat die Autorin zweifelsohne eine kluge Wahl getroffen. Immerhin entfaltete sich die oberschwäbische Reichsstadt im Laufe des 15. Jahrhunderts zu ihrer vollen Blüte und zählte zu den bedeutendsten urbanen Zentren des Reiches. Hinzu kommt – wengleich zwischenzeitlich durch den Hunger gefräßiger Brotkäfer gefährdet – die einmalig reiche, weitgehend geschlossene Überlieferungssituation reichsstädtischer Quellen, aus denen sich äußerst gewinnbringend Erkenntnisse schöpfen lassen.

Genau dieses hat Evelien Timpener getan. Ihre Betrachtung der handschriftlichen Überlieferung, auf die sie sich durchgängig stützt, führt zu ausgewogenen Überlegungen. Dabei gelingt es ihr, sich nicht vom Reichtum der Quellen blenden zu lassen. So merkt sie treffend an, dass die Entscheidungen des Rates bezüglich des diplomatischen Vorgehens keinesfalls immer von Konsens geprägt waren, wenn auch die Schriftzeugnisse zumeist einen solchen Eindruck zur bewussten Demonstration von Einheit nach außen erwecken (5). Der Untersuchung liegen drei Thesen zugrunde, welchen die Autorin vor dem Hintergrund ausgewählter Konflikte nachgeht. Neben der Frage nach einem gezielten Rückgriff auf diplomatische Formen zur Bewältigung regionaler Konflikte widmet sie sich dem Stellenwert außergerichtlicher Streitschlichtung angesichts zunehmender Verrechtlichung diplomatischen Verkehrs sowie der Wirkung städtischer Diplomatie jenseits des öffentlichen, von symbolischer Kommunikation durchdrungenen Spielfeldes. Um die Befunde der sorgfältigen Quellenanalyse in den übergeordneten Rahmen einordnen zu können, werden der Leserschaft einleitend faktische Grundlagen zur Augsburger Stadtgeschichte, den markantesten Konfliktfällen des 15. Jahrhunderts sowie zur spezifischen Organisation des Gesandtschaftswesens prägnant vermittelt. In ihrer sorgfältigen Analyse stellt Evelien Timpener unter anderem fest, dass sich die Strategien städtischer Diplomatie im Augsburg des 15. Jahrhunderts nicht zwangsweise rational, denn vielmehr abhängig von der jeweils spezifischen Situation gestalteten. Als Leitlinie behielt man dabei das Ziel im Auge, einen Konflikt im Sinne der eigenen Vorstellungen beizulegen. Unabdingbar erschien es dabei, sich der Unterstützung möglichst einflussreicher Kräf-

te – nicht zuletzt durch die Stellung als Reichsstadt bedingt vor allem des Königs – zu versichern. Anhänge, die unter anderem einen beispielhaften Eindruck über die Zahl der ausgehenden Briefe in ausgewählten Zeiträumen, deren Empfängerkreis und die Entfernung zum Bestimmungsort geben, runden die solide Studie ab. Auf diese Weise bietet die Darstellung eine verlässliche Basis für Anschlussuntersuchungen, die in vergleichbarer Vorgehensweise die weitere Entwicklung diplomatischer Strategien der Reichsstadt Augsburg zur Konfliktbewältigung verfolgen.

KAY PETER JANKRIFT

Veruschka Wagner, *Imagologie der Fremde. Das Londonbild eines osmanischen Reisenden Mitte des 19. Jahrhunderts*, Göttingen: V&R unipress 2016 (*Ottoman Studies/Osmanische Studien* 3). 333 S., 44,99 €, ISBN 978-3-8471-0613-5.

Die Darstellung der Fremde mit ihren andersartigen Bewohnern, deren Alltag, Sitten und Gebräuchen im Vergleich zur eigenen, vertrauten Lebenswelt ist Gegenstand zahlloser historischer, zumeist aus der Feder europäischer Reisender stammender Berichte über mehr oder weniger exotische Gegenden des Erdballs. Mit ihrem Werk, einer an der Universität Bonn vorgelegten Dissertation, zeichnet Veruschka Wagner ein äußerst gelungenes Komplementärbild der eurozentrischen Fremdheitsperspektive.

Das Herzstück ihrer Studie bildet dabei die erste vollständige Übersetzung ins Deutsche der von einem unbekanntem osmanischen Reisenden verfassten Abhandlung unter dem Titel *Şeyâhatnâme-i Londra*, in der er von seinem Besuch in England und der Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 erzählt. Der Mehrwert, den eine solche Übersetzung für die historische Forschung mit sich bringt, kann kaum genug betont werden. Immerhin erschließt sich durch sie ein breiter Zugang zu Quellen, deren Nutzung aufgrund sprachlicher Barrieren ansonsten nur einem kleinen Kreis von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit entsprechenden philologischen Kenntnissen vorbehalten bliebe. Die Lektüre des Textes macht – nicht zuletzt auch dank der sprachlich geschliffenen, ausgezeichneten Übersetzungsarbeit der Autorin – großen Spaß und reizt ob der Langlebigkeit mancher Stereotype bisweilen zum Schmunzeln. So etwa, wenn sich der osmanische Reisende über die unmäßigen Trink- und Essgewohnheiten der Engländer trotz deren eintöniger Speisen auslässt oder die Leidenschaft zu Wetten aller Art beschreibt. Eigenartig mutet ihm der im Vergleich zu seiner eigenen Heimat frostige Umgang mit Freunden an. Als bedeutenden Ort sozialer Interaktion macht der anonyme Berichterstatter dabei die Londoner Pubs aus. Dass London gerade während der Weltausstellung ein ziemlich teures Pflaster ist, in dem die Preise der Unterkunft sein bescheidenes Reisebudget gar zu sprengen drohen, bemerkt er sehr rasch. Der Osmane geht als interessierter Beobachter

durch die Stadt und nimmt dabei viele Eindrücke mit, von Leichenbegängnissen ebenso wie von Boxkämpfen. Beeindruckt zeigt er sich von den Fortschritten in Wissenschaft und Industrie. Er stellt fest, dass die Häuser durch ein Leitungssystem mit Süßwasser versorgt werden, so dass sich die betuchteren Londoner morgens und abends Gesicht und Hände waschen. „Vor allem“, so fährt er fort, „putzen sie sich derart die Zähne, dass diese kein bisschen schmutzig bleiben. Um anderen die Sauberkeit ihrer Zähne zu zeigen, lachen sie sehr oft unangebracht und prahlen selbst im Gespräch durch häufiges Öffnen des Mundes damit“ (135). Doch nicht nur in diesem Gebaren sieht der Reisende einen Unterschied zu seiner Heimat. So scheinen ihm die abgerissenen, ungepflegten englischen Arbeiter nicht von dieser Welt zu sein, während er betont, dass sich im Osmanischen Reich selbst die ärmere Bevölkerung am Freitag so gut wie möglich kleide. Wie wohl kein Reisender, der die Britischen Inseln besucht, kommt er umhin, seiner Leserschaft Bemerkungen über das Wetter kundzutun. Dieses, folgert er, sei Grund für die weite Verbreitung der Melancholie. „Und weil diese Melancholie immer mehr zu einer Niedergeschlagenheit wird, hört man täglich über hundertmal, dass sich wieder Leute erhängt, ins Meer geworfen, sich erwürgt oder von einem hohen Gebäude gestürzt haben. Da wir in der Mehrheit im Osmanischen Reich es nicht gewohnt sind, solche unschönen Nachrichten zu vernehmen, sind wir davon sehr ergriffen“ (122).

Die angeführten Beispiele zeigen, dass sich die Quelle in ausgezeichneter Weise anbietet, differenzierte Antworten auf Veruschka Wagners Kernfragen nach der Darstellung Englands und der Engländer sowie des osmanischen Selbstbildes zu liefern. Darüber hinaus ergibt sich durch die Wiedergabe von Hörensagen sogar noch ein erweiterter Blick durch die englische Brille auf stereotype Charakterisierungen anderer Europäer wie der von den Engländern spöttisch als „frogs“ bezeichneten Franzosen. Da der Bericht des osmanischen Reisenden in einer Zeitung wie auch als Monographie erschien, dürfte er einen breiten Leserkreis erreicht und dessen Vorstellung von England und den Engländern nachhaltig geprägt haben. Einziger Wermutstropfen von Wagners Untersuchung ist das Fehlen eines Registers, das ein rasches Auffinden von Schlüsselbegriffen v.a. für weiterführende Vergleiche ermöglicht hätte.

Wenngleich der Bericht und dessen akribische Analyse im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, so versäumt es Veruschka Wagner nicht, die Quelle in ihren historischen Rahmen einzubinden. In den einleitenden Kapiteln liefert sie prägnante Erläuterungen zum Umfeld der Londoner Weltausstellung 1851, der zeitgenössischen Entwicklungen im Osmanischen Reich sowie der englisch-osmanischen Beziehungen.

Imagologie der Fremde. Das Londonbild eines osmanischen Reisenden Mitte des 19. Jahrhunderts ist ein sehr lesenswertes Buch, dem eine breite Rezeption durch die Forschung zu wünschen ist.

KAY PETER JANKRIFT

Cornel Zwierlein, *The Political Thought of the French League and Rome, 1585–1589. De justa gallici ab Henrico tertio defectione and De juste Henrici tertii abdicacione* (Jean Boucher, 1589), Genf: Librairie Droz S.A. 2016 (Cahiers d'Humanisme et Renaissance 131), 274 S., 36,97 €, ISBN 978-2-600-01927-9.

Die Forschungsliteratur zu den französischen Religionskriegen des 16. Jahrhunderts ist bekanntermaßen äußerst umfangreich – ein Befund, der auch und gerade für die ligistische Konfrontation der 1580er und 1590er Jahre gilt. Dass trotzdem nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Notwendigkeit besteht, scheinbar vielfach thematisierte Themenkomplexe der französischen Religionskriege gewinnbringend einer Neubewertung zu unterziehen, zeigt die vorliegende Monographie von Cornel Zwierlein zum politischen Denken der Liga in eindrucksvoller Art und Weise.

Dabei steht mit dem gemeinhin Jean Boucher zugeschriebenen Text *De justa Henrici tertii abdicacione* einer der ‚Klassiker‘ im politischen Denken ‚der‘ französischen Liga im Mittelpunkt – sofern dieser Kollektivsingular angesichts der heterogenen ligistischen Strukturen freilich Geltung beanspruchen kann. Dieser Text wird in der bisherigen Forschung zumeist als Kernbestandteil einer These verwendet, die die vorliegende Studie gründlich revidiert: Die These nämlich, dass das politische Denken der französischen Liga, insbesondere im Kontext des Regizids Jacques Cléments 1589, primär als eine Übernahme, ja als Plagiat calvinistischer monarchomachischer Ideen der 1570er Jahre zu verstehen sei. Durch die Verortung des ligistischen politischen Denkens in seinen tagesaktuellen Kontexten, in seinen Verbindungen zu Rom und in seinen Traditionslinien zu weit älteren ideengeschichtlichen Linien gelingt es Zwierlein nicht nur, diese These zu hinterfragen, sondern auch ein anschauliches Bild ligistischer politischer Vorstellungen in den 1580er Jahren zu zeichnen.

Dazu folgt die Studie einem dreischrittigen Vorgehen: Im ersten Kapitel steht in textgeschichtlicher Perspektive die Entstehung von *De justa Henrici tertii abdicacione* im Mittelpunkt, bevor im zweiten, den Hauptteil der Studie bildenden Kapitel die Entwicklung des ligistischen politischen Denkens der 1580er Jahre nachgezeichnet wird. Ein drittes, kürzeres Kapitel bietet abschließend luzide Ausblicke auf die Entwicklungen nach 1589. Ergänzt wird die Studie durch eine teilweise Edition des ursprünglichen Manuskripts von Bouchers Text sowie durch eine Übersicht der überlieferten Kopien des Drucks von 1589.

Das erste Kapitel wendet sich der Analyse des im März 1589 verfassten Manuskripts von *De justa populi gallici ab henrico iii^o defectione* sowie der fünf Monate später, im August 1589, erstmals gedruckten Fassung *De Justa Henrici tertii abdicacione* zu – eine zeitliche Differenz zwischen Manuskript und Druck, die

einen gänzlich anderen Blick auf den Text erfordert, als er bislang angelegt wird, wie Zwierlein überzeugend argumentiert: Während mit Blick auf die publizierte Version häufig angenommen wird, der Text habe der nachträglichen Legitimation des Regizids von 1589 gedient, stellt Zwierlein die Diskussionen innerhalb der Liga in den Mittelpunkt und sieht in der Entscheidung der Sorbonne, die Franzosen nach den Morden von Blois im Dezember 1588 von ihrem Gehorsamseid gegenüber Heinrich III. zu entbinden, den eigentlichen Hintergrund der Argumentation. Damit muss der Text nicht als öffentliche Rechtfertigung des Regizids, sondern als ein zunächst nicht-öffentliches Legitimationsschreiben der Liga gegenüber Rom verstanden werden, wie Zwierlein durch eine umfassende Analyse des Austauschs zwischen Paris und Rom herausarbeitet, gestützt auf eine souveräne Kenntnis der vatikanischen Überlieferung und der innerkurialen Prozesse. Die Frage, wie die Loslösung des Gehorsamseids dem Papst gegenüber gerechtfertigt werden könne – zu der ja eigentlich nur er befugt war – muss damit als Triebfeder für die Abfassung des Textes gesehen werden. Damit ist das Manuskript von März 1589 vor allem ein Dokument ligistischer Argumente gegenüber Rom und zudem, so Zwierleins gleichermaßen prägnante wie innovative Formulierung, „the major constitutional document to explain to Rome how to understand a France in constitutional terms without Henri de Valois“ (58). Mit Blick auf die gedruckte und veröffentlichte Fassung des August 1589 revidiert er anhand der Publikationsgeschichte zudem die Sichtweise, wonach von einer alleinigen oder zumindest weitgehenden Autorschaft Jean Bouchers auszugehen sei.

An diese textgeschichtlichen Ergebnisse schließt sich im zweiten Kapitel ein Überblick über das politische Denken der Liga an, das Zwierlein transparent und sehr nachvollziehbar als jenes Denken versteht, in dem Überlegungen zu einem „theoretical framework concerning the foundation of society and statehood“ (79) erkennbar werden. Die Entscheidung, die umfangreichen Legitimitätsdebatten über die Thronfolge Heinrichs von Navarra und die Ansprüche der Guise auszuklammern, ist angesichts der umfangreichen öffentlichen Debatten der 1580er Jahre eine sehr verständliche und trägt zur analytischen Präzision dieses Kapitels bei, das ein dreiphasiges Modell der Entwicklung des ligistischen politischen Denkens entfaltet.

In der ersten Phase, die Zwierlein in den Jahren 1585 bis 1587 verortet, konzentriert er sich auf drei Entwicklungsstränge: Erstens auf die Debatten über die päpstliche Möglichkeit, einen häretischen König – perspektivisch also Heinrich von Navarra – zu exkommunizieren und damit abzusetzen; zweitens auf die innerfranzösischen Diskussionen über das Verhältnis zwischen religiöser und säkularer Gewalt; und drittens auf die kontroverse Frage, inwiefern kirchlicher Besitz zur Finanzierung der religiösen Homogenisierungsbestrebungen eingesetzt werden sollte bzw. durfte.

Mit Blick auf die Rahmenbedingungen zur Exkommunikation Heinrichs von Navarra konzentriert Zwierlein sich auf die ligistischen Versuche, diese im engen Kontakt mit Rom zu begründen. Hier erwies sich die Argumentation der Liga als durchaus passfähig zum einflussreichen Denken Roberto Bellarminos zur päpstlichen *potestas indirecta*, das wiederum eng an die Schule von Salamanca angelehnt war. Entsprechend deutlich kann Zwierlein, der dicht an Bellarminos *Disputationes* von 1586 argumentiert, nicht nur die Verwurzelung der ligistischen Position gegenüber Heinrich von Navarra im Denken der Schule von Salamanca, sondern auch die Korrespondenzprozesse zwischen diesem politiktheoretischen Höhenkamm und der konkreten ligistischen Position veranschaulichen. Insgesamt entstand so zwischen 1585 und 1587, auf Basis der ligistischen Kontakte nach Rom, Bellarminos Bezügen zur Schule von Salamanca und der daraus abgeleiteten, päpstlichen Möglichkeit zur Absetzung von Königen, eine zunächst zur Exkommunikation Heinrichs von Navarra eingesetzte Argumentation, die später jedoch auch in Bezug auf Heinrich III. funktionalisiert wurde.

Die hier sichtbar werdende Kernfrage nach dem Verhältnis zwischen säkularen und religiösen Sphären verfolgt Zwierlein dann in einem zweiten Schritt auch für den innerfranzösischen Kontext, wo er mehreren Kontroversen Aufmerksamkeit schenkt, die ein Licht auf ligistische Vorstellungen des Zusammenhangs von Religion und Staatlichkeit werfen – eine Frage, in der die Liga für den Primat des Religiösen argumentierte, gerade angesichts der als existentiell empfundenen Sukzessions- und Häresiekrise.

Anschließend widmet Zwierlein sich den Debatten über die Bedingungen und Möglichkeiten, Kirchengut zur Finanzierung der gegen die religiöse Toleranz gerichteten Forderungen der Liga zur religiösen Homogenisierung einzusetzen. Dies wirft nun nicht nur ein Licht auf ligistische Vorstellungen der Hierarchieverhältnisse innerhalb des Gemeinwesens, es erweist sich in mittelfristiger Perspektive auch als ein für das Ende der 1580er Jahre wichtiger Aspekt: Argumente, die radikale katholische Stimmen hier für die Begründung des Vorgehens gegen die Hugenotten einsetzten, ließen sich nach den Morden von Blois in jenen Diskurs transferieren, der Heinrich III. tyrannifizierte.

Die zweite Phase der Entwicklung sieht Zwierlein zwischen Mai und Dezember 1588, zwischen dem Tag der Barrikaden, der Heinrich III. zur Flucht aus Paris veranlasste, und den Generalständen von Blois. Als entscheidenden Aspekt in dieser Phase hebt er die Entstehung von Debattenfäden hervor, die in der ersten Phase noch nicht diskutiert worden waren: Konkret die Frage nach der Souveränität der Bevölkerung und ihrem Widerstandsrecht gegenüber der Krone, da die Politik Heinrichs III. zunehmend dahingehend gedeutet wurde, dass er gegen seinen Krönungseid verstieß, Staat und Kirche zu beschützen. Entsprechend entwickelte sich ein antiroyalistischer Diskurs, den Zwierlein ebenfalls in seinen längerfristigen Traditionslinien beleuchtet und auf die Verwurzelung in der Scholastik und Spätscholastik hinweist.

Über die Reaktion auf die Ermordung der Guise im Dezember 1588 in Blois leitet Zwierlein dann wieder zurück auf *De Defectione* und umreißt – vor dem Hintergrund der skizzierten Entwicklung des ligistischen politischen Denkens – die hier sichtbar werdenden politischen Vorstellungen der Liga, wobei er auch den inneren Widersprüchlichkeiten und Inkonsistenzen Beachtung schenkt. An dieser Stelle wird die geschickte Strukturierung der Studie besonders deutlich erkennbar, da nach dem Blick auf das Manuskript und seine Rezeption in Rom sowie der anschließenden Entwicklung der politischen Vorstellungen der Liga die Grundlage für die inhaltliche Zusammenfassung und Kontextualisierung der zentralen Argumente von *De Defectione* geschaffen ist.

Zwierlein fasst diese inhaltliche Stoßrichtung von *De Defectione* unter drei Aspekten zusammen: Ermächtigung des Volkes, Tyrannifizierung Heinrichs III. und Notwendigkeit unmittelbaren Handelns. Nachvollziehbar und fundiert grenzt Zwierlein sich bei der Herausarbeitung der Traditionslinien in *De Defectione* von der weit verbreiteten These ab, hier ein Plagiat calvinistischer monarchomachischer Ideen zu sehen. Er schlussfolgert dagegen so scharf wie plausibel, dass die „Leagueists have to be better characterized as ultra-Gallicans and ultra-Salamancists“ (161). Ein kurzer Ausblick auf die Wirkungen der ligistischen politischen Theorie über das 16. Jahrhundert und Frankreich hinaus rundet schließlich den analytischen Teil der Studie ab, die mit einer teilweisen Edition des Manuskripts vom März 1589 schließt.

Insgesamt stellt Zwierleins dicht geschriebene und nah an den Quellen argumentierende Studie einen zwar mitunter herausfordernden, aber wichtigen und in hohem Maße innovativen Forschungsbeitrag dar, der die bisherigen Studien zum politischen Denken der Liga entscheidend erweitert und gerade die Eigenständigkeit sowie die langfristigen Traditionslinien dieses Denkens in den Mittelpunkt stellt.

CHRISTIAN WENZEL

Anschriften der Autoren

STEPHANIE BODE
Institut für Europäische
Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

DR. BENJAMIN DURST
Höfatsstraße 34
87471 Durach

PROF. DR. KAY-PETER JANKRIFT
Elias-Holl-Straße 11
86391 Stadtbergen

PD DR. REBECCA HEINEMANN
Lehrstuhl für Pädagogik
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. EVA MATTHES
Lehrstuhl für Pädagogik
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. DR. H.C.
HANS-OTTO MÜHLEISEN
Im Lehrpfad 10
79271 St. Peter

PD DR. ULRICH NIGGEMANN
Institut für Europäische
Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

PROF. DR. BERND OBERDORFER
Lehrstuhl für Systematische Theologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

DR. CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE
Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. GREGOR WEBER
Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. WOLFGANG E.J. WEBER
Institut für Europäische
Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

CHRISTIAN WENZEL
Seminar für Neuere Geschichte/
Frühe Neuzeit
Philipps-Universität Marburg
Wilhelm-Röpke-Straße 6C
635032 Marburg

